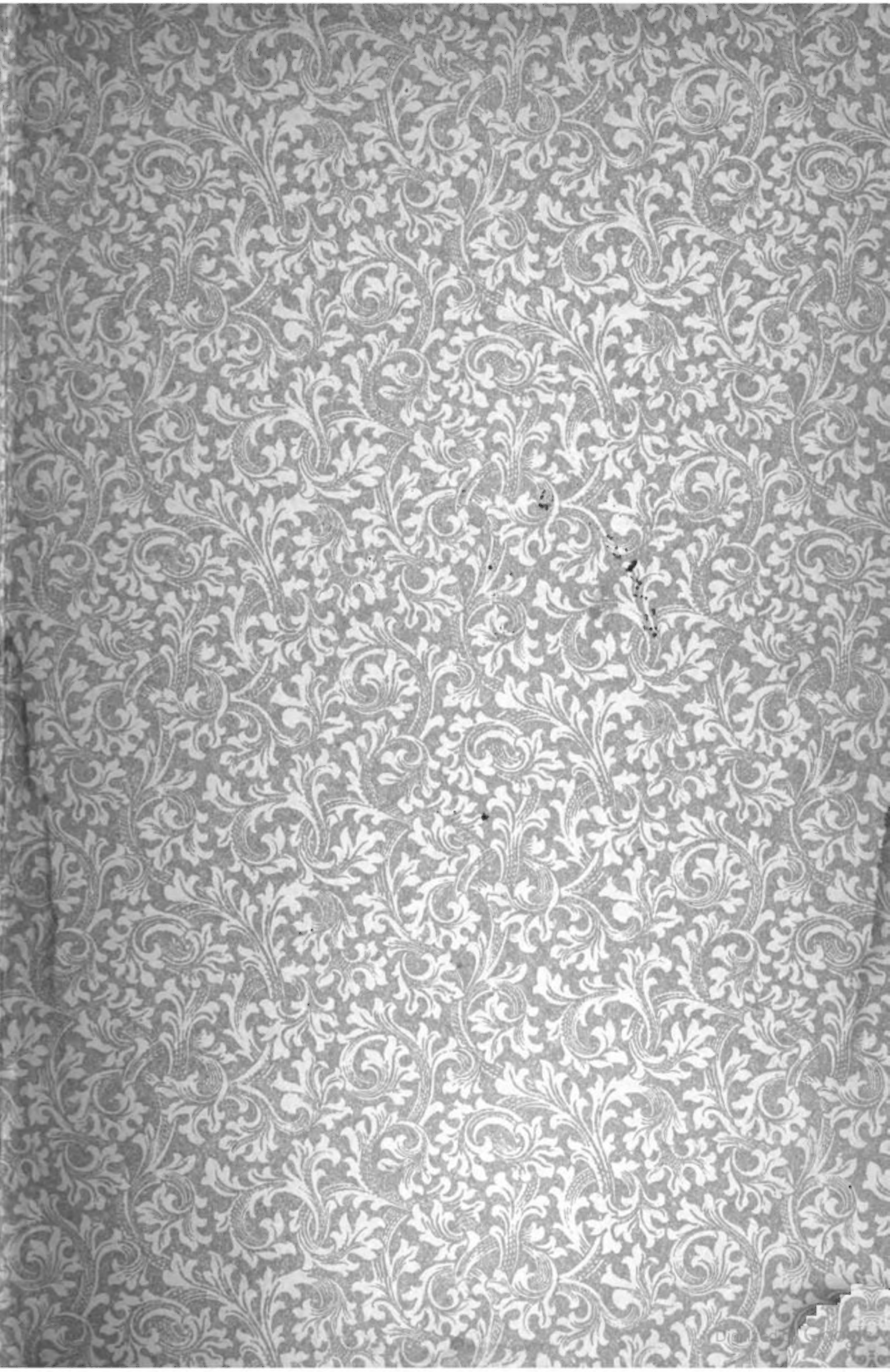
Neuland, ein sammelbuch moderner prosadichtung

Cäsar Flaischlen, Otto Julius Bierbaum


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY





Neuland

Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung



Neuland

Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung

Herausgegeben

von

Dr. Cäsar Flaischlen

Mit Beiträgen

von

Otto Julius Bierbaum — M. G. Conrad — Anna Croissant-Rust — Max Dreyer — Franz Evers — Cäsar Flaischlen — Hanns von Gumppenberg — Max Halbe — Heinrich Hart — Julius Hart — Otto Erich Hartleben — Wilhelm Hegeler — Karl Henckell — Peter Hille — Maria Janitschek — Detlev von Liliencron — John Henry Mackay — Willy Pastor — Carlot Gottfrid Reuling — Paul Scheerbart — Johannes Schlaf — Hans Schliepmann — Heinz Tovote

Schlußstücke von Fidus



Berlin

Verlag des Vereins der Bücherfreunde

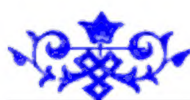
1894

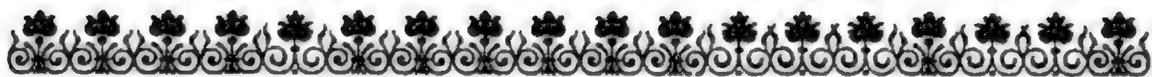


Neuland

Sammelbuch moderner Prosadichtung

Inhaltsübersicht





Neuland

„— (Neubruch, Rodeland) aus Umrodung von Wald-, Heide- oder Ackerboden gewonnenes Ackerland."

Das vorliegende Sammelbuch bezweckt: einem weiteren Leserkreis Gelegenheit zu geben, sich selbständig und aus eigener Anschauung heraus ein Urteil über das Können und Wollen, über die Kunst und die Kunstbestrebungen unserer modernen deutschen Dichtung zu bilden, und zwar der modernen Dichtung, die sich speziell als solche bezeichnet und die vor etwa fünfzehn Jahren mit den Schlagworten „Realismus" und „Naturalismus" gegen den herrschenden Kunstgeschmack auftrat und sich damit als neue Bewegung einleitete.

Von vornherein ist hiebei zu betonen, daß sie keineswegs in diesen Momenten ihrer Anfänge stecken blieb, sondern sich zu so vielfachen Wandlungen und Durchgestaltungen weiterentwickelte und abklärte, daß von „Realismus" oder „Naturalismus" heute kaum mehr recht die Rede sein kann.

So überstürzend schnell diese Wandlungen in den einzelnen Vertretern und in deren Dichtung sich vollzogen, so langsam freilich wirkten sie nach außen und auf weitere Kreise.

Gerade das aber mag nicht zum wenigsten mit Ursache sein, daß die Vorstellungen, die man im großen Publikum mit allem, was moderne Dichtung heißt, ver-

bindet, im allgemeinen höchst unklar und verworren sind. Sie gründen sich der Hauptsache nach auf die Urteile, zu denen die ersten Waffengänge, die weit über jedes Ziel hinausschossen, sowie die ersten eigenen Versuche, die ebenso weit hinter jedem Ziel zurückblieben, Veranlassung gaben.

Die erwähnten Schlagworte, — die wie alle Schlagworte stets nur in Anführungszeichen geschrieben, gesprochen und verstanden werden sollten — tragen, indem sie hundert beliebige Ausdeutungen zulassen, ebenfalls nicht zu einer Klärung der Begriffe bei. Im Gegenteil! und zu all dem kommen dann noch die Urteile einerseits von Gewährsmännern, die von Litteratur und Kunst überhaupt nichts verstehen, und andererseits die, oft völlig berechtigten, abweisenden Äußerungen durchaus ernst zu nehmender Kritiker und Leute vom Fach, eine Menge Polizeiverbote und dergleichen — und so gipfeln diese Vorstellungen in dem Schluß: daß es um diese ganze moderne Dichtung höchst zweifelhaft und trostlos bestellt sei, daß dieselbe bisher nicht nur nichts hervorzubringen vermocht habe, das von größerer und dauernderer Bedeutung gewesen, sondern daß sie auch in ihrem Wollen durchaus verderblich und verwerflich wäre.

Es ist hier nicht der Ort, die Berechtigung und Nichtberechtigung all derartiger Meinungen und Urteile abzuwägen; es wurde schon so oft versucht, und ohne Erfolg, daß jedes weitere Wort völlig nutzlos wäre. Der vorliegende Band spricht durch seinen Inhalt, wie ich hoffe, am besten für sich selbst, und klärt dadurch vielleicht mehr, als die geistreichste theoretische Abhandlung vermöchte.

Daß bei der Auswahl einer Sammlung, die von vornherein und zunächst für einen so großen, vielköpfigen und vielsinnigen Leserkreis, wie der des Vereins der Bücherfreunde, berechnet war, nur sehr kritisch und mit Sorgfalt zu Werk gegangen werden durfte, liegt auf der Hand. Gewisse Stoffe schlossen sich dabei ganz von selbst aus.

Man mag deshalb dem Band vielleicht vorwerfen, daß er ein allzuzahmes Bild zeichne, die Leute seien sonst viel „radikaler“ oder „reaktionärer“ — dem gegenüber aber wäre doch wohl zu bemerken, daß die ganze Bewegung selbst schon lang einen ungleich ruhigeren Charakter angenommen hat, als in der ersten Zeit ihres „Sturm und Drangs“; daß sich die Mitarbeiter alle zu einer Beteiligung in diesem Sinn mit Freuden bereit erklärten, und daß der Eigenart des Einzelnen durch die Schranken, die der Zweck des Buches bedingte (falls es überhaupt Schranken waren), nirgendwie der geringste Eintrag gethan wurde.

Im Gegenteil: gerade dieses Moment dürfte ein nicht unwesentliches Verdienst des Bandes bilden, eben daß er sich ganz von selbst und ohne Zwang in solchen „Schranken“ hält, und so den ungeheuer schweren Vorwurf entkräftet, der mit ebenso viel Emphase als Gedankenlosigkeit ohne alle Scheu in die Welt geschleudert wird: die ganze moderne Richtung strebe nur Rohheit an und habe nur Freude an Niederem. Daß ein solcher Vorwurf vielen Ausschreitungen und Geschmacklosigkeiten gegenüber, wie sie von hitzköpfigen Gernegroßen im Namen und auf Rechnung der „Moderne“ zusammengesündigt wurden und werden, völlig am Platze ist, sei gerne zugestanden. Deshalb aber die ganze Bewegung, die in ihren ernst zu nehmenden Vertretern Ziele anstrebt, die nicht weniger hoch und heilig, als die Ziele und Ideale jeder andern Zeit, ohne weiteres in Acht und Bann zu thun, wäre ebenso verkehrt als ungerecht. Und wenn Einzelne von ihnen Konflikte, Dinge und Zustände zur Sprache bringen, die keineswegs besonders schön und erbaulich sein mögen, so ist daran zu erinnern, daß dies nicht bloß das gute Recht, sondern daß dies sogar die Pflicht eines Dichters ist, wenn er mehr will, als seinem Volke nur zierliche Reime vorkünsteln und Mondscheingeschichten erzählen. Und es ist weiter daran zu erinnern, daß sowohl Lessing als Goethe

und Schiller in vielen ihrer Dichtungen Dinge genug zur Sprache brachten, die für ihre Zeit ebenso wenig erbaulich waren.

Was insbesondere nun das vorliegende Sammelwerk anbetrifft, so hat dasselbe mit irgend einem Angriff auf irgend eine „alte Kunst" nicht das Geringste zu thun; es soll und will nichts anderes, wie gesagt, als einem weiteren Lesekreis einmal ein eigenes Urteil über ein Stück moderner Dichtung und deren augenblickliche Entwicklungsphase ermöglichen.

Der Band enthält vierzig Beiträge von dreiundzwanzig Autoren. Er wurde wesentlich stärker, als ursprünglich geplant war, und hätte leicht zum doppelten Umfang ausgestaltet werden können, wenn nicht auch hier Grenzen geboten gewesen wären. Es erschien dem Herausgeber sowohl als auch den Verlegern zweckentsprechender, lieber weniger Autoren aufzuführen und diesen größeren Raum und somit eine freiere Entfaltung ihres Schaffens zu gestatten, als deren Zahl auf ein Doppeltes zu erhöhen und so von jedem nur ein kurzes Bruchwerk bringen zu können. Je nach Aufnahme des Bandes wird ein zweiter dies auszugleichen suchen.

Aus ähnlichen und andern Erwägungen heraus wurde auch die Auswahl nicht lediglich auf Originalbeiträge beschränkt, obgleich solche selbstverständlich in erster Linie in Betracht kamen. Ein guter, wenn auch schon gedruckter Beitrag erschien für die Sammlung ungleich wertvoller, als ein anderer, der vielleicht minder eigenartig gewesen und nur den Ruhm: ungedruckt zu sein für sich gehabt hätte. Dennoch sind unter den vierzig Beiträgen nur neun schon früher gedruckte.

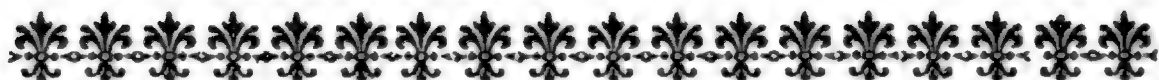
In der Inhaltsübersicht wurde bei den einzelnen Autoren deren Stammeszugehörigkeit bemerkt. Ich halte dies für um so wissens- und beachtenswerter, als noch zu keiner Zeit in unserer Litteratur sich eine solche Fülle verschiedener Stammeseigentümlichkeiten geltend machte. Ein jeder der dreiundzwanzig Autoren bringt ein Stück

Heimat in seine Dichtung, sowohl in Bezug auf seine Sprache, als auch in Bezug auf seine ganze Weltanschauung; und ein intimes Verständnis der verschiedenen Beiträge ergiebt sich erst, wenn man dieselben gleichzeitig auch unter diesem Gesichtspunkt auf sich wirken läßt. Wie die einzelne heimatliche Mundart ein steter Jungbrunnen bleibt, aus dem unserer hochdeutschen Schriftsprache immer neues Leben zuquillt, so bleibt auch die engere Heimat mit ihrer Stammeseigenart der stete Nährboden, aus dem sich unser ganzer deutscher Volkscharakter zu immer neuer Kraft, zu immer reicheren Entfaltungen und zu immer vielseitigerer Einheit emporgestaltet. Momente, die bisher noch nie so hervortraten, die mit „Partikularismus" und dergleichen nichts zu schaffen haben, die jedoch für eine spätere Litteraturgeschichte zweifellos zum Ausgangspunkt ganz neuer Forschungen werden dürften.

Für die Bewegung der modernen Dichtung selbst aber erhellt daraus, daß es sich dabei keineswegs nur um ein „Berliner Großstadtprodukt" handelt, wie man wohl sagen hört, sondern daß es sich — in Kunst und Leben — ganz gleichzeitig in allen Teilen Deutschlands frühlingsfroh einem Anderen, Neuen entgegenregt.

Berlin, Ende März 1894

Dr. Cäsar Flaischlen



Otto Julius Bierbaum

Die Lavendel-Ehe — Die rote Sphinx — Im Kahne — Das Madei



Die Lavendel-Ehe

Sie war klein und schmächtig und hatte ganz hellblaue Augen, so hellblau, wie an Vorfrühlingsabenden manchmal der Himmel ist, — viel Sehnsucht ist in solchem Blau. Und eine zage Stimme hatte sie, richtig noch die Stimme eines kleinen Mädchens, das so schreckliche Angst vorm Herrn Schullehrer hat und doch so artig ist, — eigentlich zu artig. Und ihre Bewegungen waren gleitend, unhörbar beinahe, wie wenn sie immer fürchtete, jemanden zu stören. Sanft schmiegte sich ihr in zwei glatten Scheitelhälften aschblondes Haar um Stirn und Schläfe. Regelmäßig war ihr Gesicht, ein klares, deutsches Gretchenantlitz mit viel Gemütshauch, der sich nicht schildern läßt, und mit wenig scharf sprechendem Geist, den man aber nicht vermißt bei solchen Engelsköpfen. Ihr Augenaufschlag war das Merkwürdigste an ihr, — wie ein in den Himmel gerichtetes Gebet voll tausend Ach's der Demut sah er aus. Ihr Großvater hatte das Richtige mit ihr getroffen: „Kleines, liebes, dummes Veilchen" nannte er sie bis zu ihrem

fünfzehnten Jahre, dann „Fräulein Veilchen" und schließlich „Madame la Violette", als sie geheiratet worden war. Ja: worden war, denn sie hätte es sich doch gewiß nie unterstanden, ihn zu heiraten, ihn, den „jungen Meister", den alle bewunderten, dem die Welt lauschte und den sie anbetete. Aber er hatte sie geheiratet, wirklich — ja, wie war denn das möglich!?

Sie hatte es kaum begriffen.

Er hatte — sie geheiratet!

Wie ein Gnadenstrom vom Himmel war es über sie gekommen, als er sie eines abends gefragt hatte, ob sie seine Frau werden wolle. Sprechen darauf? „Ja" sagen? Oh, oh: sie hatte nur geweint und war hinausgerannt aus dem Zimmer, in die Küche hinaus, sie, in ihrem Spitzenkleide, zur dicken Resi, die sie sonst kaum sah, und hatte geschluchzt und gejauchzt. Und wirklich, er hatte um sie angehalten, und Papa, der Herr Professor, hatte nichts dagegen, denn es war ja ein großer Künstler, und sie, sie betete ihn ja an. Man brauchte sie gar nicht zu fragen.

Schon ehe sie ihn persönlich kannte, hatte sie ihn angebetet, da sie seine Stücke spielte, und nichts als seine Stücke, und immer sein Bildnis auf dem Titelblatte ansah, dieses scharfe Südländergesicht mit den in die Stirn hereinrollenden schwarzen Locken, der kühn gebogenen Nase, den vollen Lippen und dem dunkel glutenden Auge.

Nun war sie seine Frau.

Seine Frau. Aber nein doch, — seine Frau!? Ach, sie konnte sich nicht hineinfinden, die Arme.

Schon am Hochzeitstage: Immer von unten sah sie zu ihm hinauf, voller Anbetung, und wie Nonnenglut flammte es in ihrem Auge.

„Wie gehts, Madame la Violette?" fragte sie der Großvater beim Hochzeitsdiner, als er sie einen Augenblick allein fand.

„Ach! Großpapa!" Und wieder weinte sie, heiß, heiß.

„Aber Veilchen, Veilchen! Mein kleines, süßes, dummes Veilchen! Sei doch gescheit. Du weißt, du bist jetzt Madame la Violette, und da mußt du halt vernünftig sein, Veigerl du, kleins!"

„Ach, Großpapa!"

„Du, du, du: Nimm dich zusammen. So geht's nit, wenn die Veilchen heiraten. Risch und frisch! Ja, wo fehlt's denn? Du hast ihn doch lieb?"

„Ach, so sehr!"

„Na, siehst du. Munter also, munter mein Veilchen. Sei lustig und blüh' ihm an die Brust, — aber nicht so weinerlich, sonst gehst mir no' ganz ausanand, und mehr reden mußt auch, mehr reden, nit bloß ihn alleweil' anschaun."

Und dann war er wieder gekommen, der Große, Gebietende, Schwarze, mit den Genieaugen.

„Sie ist halt noch a bisl ängstlich, das Veilchen," sagte ihm leise der Großvater.

Das Genie nickte träumerisch mit dem Kopfe.

In ihrem Herzen aber ging der Spruch: Blüh' ihm an die Brust!

Ja, das, das wollte sie: wie ein junger Epheu am Götterbilde, weich, zärtlich, umrankend.

Und es behagte ihm diese stille Anbetung wohl. Mit lautlosen Schritten ging die Liebe durch sein Haus, Blumen streuend umschritt sie leichtfüßig einen Altar, und er war der Gott, der darauf stand.

Ah, so läßt sich's schaffen! Nach jedem Akkord dankleuchtende Augen und für jede Wallung des Herzens weiche Hingabe. Das war ein Hinwandeln auf duftendem Moos, unter blauem Himmel, zwischen lauter süß duftenden Jasminen. — Und er schuf eine Symphonie: Veilchen. Oh, ein Schaffen aus dem Glück. Aus einer schwebenden Wolke weicher Seligkeiten warf er seine Harmonien herab in die rauhe Welt, die nur ein Vorhof seiner Wonnen war, er, der selige Gott, angebetet von der Liebe selber. Und ihr Herz war voll der Wonne der

Anbetung und Begnadung. So immerfort in alle Ewigkeit, in alle Ewigkeit auf den Knien, den Blick nach oben, übergossen von Gnadenströmen.

Und die Symphonie war fertig. Freunde hörten sie.

„Zu weich, lieber Freund. Wo ist dein Schwung hin, deine Feuergarben von Tönen, die in die Hölle und in die Herzen zucken? Du verkommst in lauter Moll und Süßholz."

Überall dasselbe:

„Besinne dich auf deine Kraft! Leidenschaft ist deine Stärke! Schreibst du denn für Liedertafeln? Raffe dich auf, Freund, du bist nahe, Philister zu werden."

Philister?

Ja, freilich, recht besehn, war diese Weichheit, diese wollüstig parfümierte Musik, ihm doch fremd. Nichts als Idylle und Schafschur, und die große Kühnheit fehlte. Und es grub sich in seine Seele die Sehnsucht nach neuer Raserei, wie sie seine alte Art gewesen war, und er ging wilden Tönen nach und stürmischen Phantasien. Weg da diese ewige Gemütlichkeit!

Aber wie auf weichen Pantoffeln zog da fortwährend etwas hinter ihm her.

„Rosa, laß' doch endlich dein ewiges Schmachten! Schleich' nicht so. Es macht mich nervös, dies ewige Anschaun."

„Robert!"

„Aber so versteh' mich doch! Ich vertrage die ewige Weichheit nicht. Wir verfilzen uns noch in lauter Liebe und Langerweile."

Sie erschrak vor der Brutalität dieser Worte, und ein erster Schmerz blinkte in ihrem Auge.

„Herrgott, hast du denn gar keine Glut in dir? Glut, heißes, brausendes Leben, Leidenschaft? Ach, dieses ewige Schmelzen!"

Er raste sich aus auf dem Klavier. Schweigend in einer Ecke lauschte sie.

Er klappte den Flügel laut zu und ging. Kein Adieu.

Es ward ihr bange. Aber nein, nein! Wie hatten diese Akkorde wieder ihr Herz ergriffen. Sein Genie, ja sein Genie! Alles andere versank. Oh, dieser große Mann, dieser große, große Mann.

„Blühe an seine Brust! — Kann ich denn mehr?"

Erst spät kam er wieder. Er sah so wirr aus.

„Robert!"

„Laß mich!"

Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Was hat er nur? Was soll ich thun?

Und am nächsten Tage begann sie wieder ihre schweigende Anbetung, und je mehr er sich einwühlte in die Leidenschaft seines Innern und es in brausende Harmonien strömte, um so mächtiger fühlte sie die Größe seiner künstlerischen Mannheit, und um so brünstiger hing sie ihm an in ihrer wortelosen, duldenden Verehrung. Aber er entfernte sich weiter und weiter von ihr, und sie wurde ihm ein lästiger Weihrauchduft.

Mehrfach versuchte er, sie zu „wecken".

„Ah, nichts mit diesem — Veilchen!"

Und sie durfte nicht mehr in seinem Zimmer sein, wenn er phantasierte und schrieb, und war er seines Schaffens müde, so suchte er sich Erholung draußen, — wer weiß wo.

Sie fühlte, daß seine Liebe schwand, aber ihre Verehrung besann sich nicht auf das, was seine Liebe wieder hätte gewinnen können.

Sie war nur geschaffen, still an seine Brust zu blühen, wie ein Epheu an ein Götterbild, und er wollte ein Weib statt einer Blume.

„Ist Madame la Violette nicht glücklich?" fragte der Großvater.

„Glücklich . . . ? . . Oh . . . doch . . . . Großpapa!"

Die rote Sphinx

Winter-Frühlingsstimmung

Draußen drückt der Winter auf den Garten. Alle Wipfel stehen still, starr, schwarz. Es hat noch keinen Schnee gegeben. Nur harter Frost schneidet die Luft, und es fallen blinkende Krystalle.

Das ist so eigen: Dieses Bild, wie alles kahl und kalt, müd und alt dasteht, geduckt unter einer stummen, unabwendlichen Macht, dieses Bild überkältet mein Herz und giebt mir ein greisenhaftes Fühlen. So eine wunderliche, unjugendliche Ruhe, so einen harmonischen Herzschlag, pulslinde, gemessen, getragen beinahe, und ich könnte mir einbilden, daß ich weiße, dünne Haare hätte und Hände mit faltiger, weicher, dünnpergamentener Haut, unter der sich die Knochen kalt anfühlen.

Herrgott, ich begreife das Wort „beschaulich"! Wirklich! „Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens, saß der ..."

Da schwankt ein Wipfel drüben. Eine junge Birke ist's. Kein Baum ist wie dieser so voller keuscher Seele, so mädchenzart. Drum schmiegt er sich auch so den Winden, drum zittert auch so sein Laub, sein helles, zages, wenn der rote Herbst ins Hifthorn stößt, der nehmende, fruchtheischende Mann.

Die Birke. Hin und her, hin und her im Winterwinde. Und das Silber ihres Stämmchens ist grau geworden.

Als die Margueriten ihren Stamm umblühten .....! Ein weiter Kranz von flockigen Sternen war's, schön bogenrund, wie hingesät in berechnendem Armwurf ... Wir nannten ihn „unsrer lieben Frawen Birke Heiligenschein"...

Ach ja, da war Frühling .....!

Wie schön der Garten damals, die ganze Erde wie schön!

Einmal sah ich ein nacktes Amorbübchen die Birke hinaufklettern. Himmel, wie glänzten die rosigen Hinterbäckchen in der Frühlingssonne! Und ein leiser Wind legte seine blauen Falterflügel um. Willst du wohl, Kletterbub! Und bsch! flog das Gottchen aus dem grünen Laube in die blaue Luft, richtig wie ein Spatz auffliegt.

Jaja, der Frühling:

Es ist ein Reihen geschlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und ist ein Lied gesungen,
Das hebt mit Sehnen an,
Mit Sehnen also süße,
Daß Weinen sich mit Lachen paart;
Hebt, hebt im Tanz die Füße
Auf lenzeliche Art!

Und durch den grünen Mai flog ihr rotes Haar, flog wie ein Schleier im Kreise um den silbernen Birkenstamm, und ich höre noch ihre Stimme, die wie ferner Glockenwiderhall war, im wunderlichen Liede:

Aus dem Rosenstocke
Vom Grabe des Christ
Eine schwarze Laute
Gebauet ist;
Der wurden grüne Reben
Zu Saiten
Gegeben.
O wehe du, wie selig sang,
So erossüß, so jesusbang
Die schwarze Rosenlaute.

Ich hörte sie singen
In mailichter Nacht,
Da bin ich zur Liebe
In Schmerzen erwacht,
Da wurde meinem Leben
Die Sehnsucht
Gegeben.
O wehe du, wie selig sang,
So jesussüß, so erosbang
Die schwarze Rosenlaute.

Das war die „rote Sphinx", die so sang.

Die rote Sphinx .... In diesem Liede — wer weiß, wer es ihr geträumt; ich glaube, daß sie es sich selber gefügt hat aus Ahnen und Sehnsucht — war ihr ganzes Wesen.

Nonne war sie halb, und halb Bacchantin. Monstranz und Korybantenbecken gaben wir ihr ins Wappen.

Unser kleiner Präraphaelit — er ist nun auch gescheit geworden und hat sogar den „Michel vierter Verdünnung" erhalten; Gott lasse ihm die Würdelast leicht

sein — hat es gemalt. Es war in der Herzform des Lindenblattes, das heraldisch in drei Felder geteilt war. Im linken Felde oben war die goldene Monstranz, gehalten von zwei blühriefelweißen schmalen Händen, von denen weißseidene Ärmel in steinstarren Falten fielen. Daneben im rechten Felde zwei nackte, volle, rötlich überhauchte Arme (wie wenn der Widerschein eines Pokals voll dunkelroten Weines auf sie fiele), in deren niedlichen, festen Händen die silbernen Becken wirbelten. Hinter dem Golde des linken Feldes war Silber, hinter dem Silber des rechten Feldes war Gold, — sehr unheraldisch das, aber sehr schön. Unten aber im Hauptfelde lag sie, lag sie als zarte Sphinx mit dem Leibe einer jungen Löwin, mit ihrem brennroten Haar, mit ihren grünen Augen, in denen ein Tiefton von gelb drohte. Hinter ihr war blaue, bestirnte Nacht, weit ausgewölbt in schweigende Unendlichkeit; zur Linken wuchs ihr eine mondlichtweiße Lilie, zur Rechten flammte eine dunkelrote auf; beide steif und steil und mit stahlblauen Blättern wie scharfe Schwerter.

* * *

Wir sahen sie nicht gar oft. Sie war nur Gast in unserm Kreise, den wir die „Tafelrunde ohne Tafel" nannten, weil wir nicht immer was zu essen hatten.

Sie hatte einen kranken Onkel zu pflegen, der mit dem gräßlichen Egoismus des langsam Sterbenden ihre Jugend an sein Siechbett fesselte. Mitten in der Stadt stand das ewig dunkle Haus, in dem sie wohnten. Das Krankenzimmer war stets im Dämmer; niemals ließen offene Fenster Luft in den stickigen Raum; an den Wänden hingen alte verstaubte Bilder. Ewig stöhnend lag der mürrische, graue Kranke im Bett; seine einzige Bewegung war das Zittern seiner knochigen Hände auf der dunkelroten Bettdecke.

Dort mußte sie weilen, Tag für Tag, und durfte

nur fort, wenn der Alte schlief, und mußte stundenlang aus alten Büchern vorlesen, schaurig romantische Geschichten voll lächerlichem Pathos und weinerlicher Sentimentalität, und die abgeschmacktesten Stellen wollte der halb idiotische Kranke immer zehnmal haben.

Sie trug dies Leben ohne Klage, sie lehnte, streng und doch mit innerlicher Bitte, jedes Mitleid ab. Sie kam zu uns, in unsern wilden Kreis, wo ein jeder am liebsten mit den Sternen jongliert hätte, und wo köstlicher Aberwitz in Hyperbeln und Paradoxen tollte, „auf Ferien“, wie sie sagte. Da wollte sie nichts wissen von der Krankenstube, in der — sie starb. Denn sie wußte es, sie fühlte es mit greller Gewißheit, dort würde sie vergehen, bald, schnell. Der Sterbende hatte sie in seinem Bann, der Sterbende, den sie nicht liebte, während . . . O, wir konnten nur ahnen, wie tief die Tragik dieser gelähmten Jugend war, denn nur in seltenen Andeutungen erfuhren wir etwas von ihr.

Da war ein Bild, von dem sie uns einmal sprach, ein Traumbild: Blendendes Frühlicht des Frühlings über einer blumigen Wiese; glitzernder Tau an allen bunten Kelchen; unendlich weit der Blick bis zu hohen, blauen Bergen; wolkenlos, wundertiefblau, jubelblau, so sagte sie, der Himmel. Nur da, aus fernster Ferne, langsam, schwül heran, eine dicke schwarze, gelbgeäderte Wolke. Und mitten im Blühen, in Luft und Leben, ein Mädchen, jugendrot, weit offen die Augen zu der schwülen, kommenden Wolke, und über ihr, aus der frischen Bläue der Luft heraus eine gelbgraue beinene Hand, von der es blutrot auf den Scheitel der Starren heruntertropfte . . . . „Malen könnt ihr das freilich nicht,“ fügte sie hinzu, „denn die schwarze Wolke müßte ein Gesicht haben, wie ein Mensch.“ Und sie wandte sich ab, wie von einem grauenhaften Ekel erfaßt.

Sie mußte furchtbar leiden, das sahen wir oft. Es war ein unaufhörlicher Kampf in ihr, ihr Leben zuckte unter den Würgegriffen eines Verhängnisses, hinter

dessen letzte Geheimnisse wir nicht gekommen sind. Wir konnten es nur äußerlich wahrnehmen.

Bis ins Tiefste ergriff es uns oft, wie ihr Wesen jäh umschlug: aus einer jauchzenden, stürmischen, tanzrhythmischen Lustigkeit in beklommenes Insichsinken, daß sie wie eine Somnambule ward, deren Seele im Wachschlaf die große Leidensgeschichte von Golgatha herzblutend in sich wiedererlebt.

Zwei Menschen sahen wir da oft in einem, zwei ganz verschiedene Menschen: ein lebenverliebtes Geschöpf, rot von Lust und Tanz; mit Augen, die sonnig hell und tief waren, wie beim ersten Kusse der Braut; mit einer Stimme voll blutwarmer Tiefe, beglückend und beglückt und von einem starken, strömenden Atem getragen, wie von erstem, ästehebendem Frühlingswind; die Bewegungen ein Schreitetanz, Berge hinauf, fröhlich, ausgelassen, kraftherrlich, — und dann . . .: eine Müde, innerlichst Verwundete, eine Verwelkende, Flehende: laßt mich, laßt mich allein, laßt mich am Wegrande liegen . . und beten . . und sterben . . . Ihr Gesicht war dann grünlich blaß, ihr Auge tief eingesunken, stumpf, ihre Stimme zage und gebrochen, der Atem matt verhauchend, der Gang ein mühsames Schleppen.

Aber auch um diese Müde, Verendende war eine Atmosphäre von bannender Macht, von unwiderstehlicher Anziehungskraft. An ihrem Übermut freuten wir uns, ihre helle Freude nahmen wir wie die köstliche Gabe des jungen Frühlings, — ihr tiefes Müdesein liebten wir, ihre Qual beteten wir an, wie ein großes, wunderbares Symbol.

Nur einer unter uns, der einzige Nichtkünstler, ein junger Arzt, cynisch bis zum Unerträglichen, aber ehrlich in seiner schnellfertigen Kraftstoffelei, warnte: „Jungens, das Mädel ist ein Unglück! Sie macht euch allemit'nander zu Leichenbittern. Stigmatisiert seid ihr allemit'nander. Verdammt noch mal: sogar die Gesundheit ist bei der Roten krank!“

Ja, sie litt wohl schwer am Leben, weil sie nicht die Kraft hatte, es gering zu schätzen, wie es manche Kranke so gut verstehen.

Sie wollte, wollte, wollte leben und glücklich sein, gesund sein.

* * *

Unser cynischer Medizinmann brachte uns eines Tages die Nachricht: Sie ist tot.

Er hatte sie, zu spät gerufen, im Lehnstuhl zusammengesunken gefunden, auf dem Schoße ein altes Buch. Der Kranke hatte ununterbrochen auf sie gescholten, in unverständlichen Redensarten. —

Ganz in Weiß gekleidet lag sie da, die schmalen Hände über der Brust gefaltet. Die roten Haare flossen so hart und tot die Sargwände entlang. Der Ausdruck ihres Gesichtes war streng und weh. Das Nonnenhafte an ihr hatte der Tod gesteigert.

Mir aber schien es, als habe der Tod uns nur die Nonne genommen, die nun da läge im toten Gebete, aber plötzlich würde sich aus ihr die Lebfreudige erheben, strack sich aufrichten im Sarge und laut, laut, laut wie silbernes Freiheitsgeläute lachen, hinauslachen in den Frühling: „Ich bin gesund, meine Freunde, ich habe mich gefunden und lebe nun in heller Liebe und aller Hoffnung! Seht, meine Augen sind blau geworden wie der lichte Himmel und meine Wangen rot wie Apfelblust; nun sollt ihr euch mit mir freuen und tanzen in alle Ewigkeit um die junge Birke und ein Loblied singen dem lichten Leben! Denn Krankheit, Not, Bangheit und Tod, alles was dumpf und häßlich ist, — oh, das ist nur Traum und träger Irrtum! Jung sind wir und gesund und schön und voller Kraft, und in Liebe und Zuversicht wollen wir ein neues Leben gründen der grauen Welt!“ —

Das war wohl der Frühling, der mich so schwärmen

ließ, der junge, preisliche Held mit dem grünen Panier, der lachend über die Erde schritt, als wir sie der Erde gaben.

Ja, der Frühling war's wohl, aber ich weiß: was er mir eingab, kam aus ihrer Seele, und es soll mir ein Vermächtnis sein.

Es ist ein Reihen geschlungen,
Ein Reihen auf dem grünen Plan,
Und ist ein Lied gesungen,
Das hebt mit Sehnen an,
Mit Sehnen also süße,
Daß Weinen sich mit Lachen paart,
Hebt, hebt im Tanz die Füße
Auf lenzeliche Art!



Im Kahne

Zwischen gelben Glocken und blauen Blütenhelmen fuhr ich ins grüne Schilf, raschelnd, mit meinem Kahn, und ließ mir erzählen.

Es sprach zu mir der Himmel so sehnsuchtweit, so feierlich: nur von der Sonne und ihrem goldenen Leben in Glut und ewiger Reife.

Und das Schilf schwatzte dazu, wichtig die grünen Finger erhebend: viele, viele Geschichten von kleinem, kurzem, kümmerlichem Glücke, aber dem Schwatzeschilfe schienen sie sehr bedeutsam, diese Geschichten, und auch die gelben Glocken und die blauen Blütenhelme waren dieser Meinung. Es bimmelten die einen und nickten die andern: „Jawohl! Jawohl!" — „So ist's! So ist's!" „Ei ja!" — „Wunderschön ist die Welt!"

Burrr! Da kam eine Hummel geflogen, protzig im dicksten Pelze, ob es schon glühheißer Sommer war, und ängstlich, steif, still, starr standen Helme und Glocken und Schilf. Kein Laut. Ganz still.

O ihr Bangemeier!

Die dicke Hummel setzte sich auf eine weiße Dolde, so, wie sich ein alter, dicker Professor auf den Kathederstuhl setzt: So! Hm! Da bin ich!

Dann schlief sie ein.

Und leise hob sich das Flüstern wieder. Wellenglitzerchen im Wasser schwatzten mit. Grüngolden schien durch's Schilf die liebe Sonne.

O du weites, seliges Glück, zu atmen und zu schauen! Friede, Friede in Ewigkeit! Glück und Glanz und Glorienschein! Heilig atmet die Welt . . .

Da tanzten drei schwarze Libellen über das Schilf; leis knisterten die harten Deckel ihrer Schillerflügel im Surretanze, und allsogleich war alles wieder erschrocken stille.

Wie? Wie? Zu mir schwingt sich der schwarze Tanz? Um Gott! Um Gott! Mich packte entsetzte Angst.

Die Ruder setzte ich eilend ein und floh und floh über's Wellenblau: Die drei! Die drei! Die schwarzen drei!

Doch wie ich auch kräftig die Wellen schlug, sie kamen mir nach, sie blieben mir nah, umtanzend sich, umtanzend mich.

Ich fuhr und fuhr und wurde nicht frei; ich schloß die Augen, ich ließ mich dem Strom; im rasenden Sturze bergunter ging's; und immer sah ich die schwarzen drei, umtanzend sich, umtanzend mich.

Da griff ich um mich in wilder Wut, und wollte sie fangen und schlug und schlug: Da mehrten sie sich millionenfach; schwarz wurde die Welt, der Himmel schwarz; der schreckliche Tanz umknisterte mich wie ungeheuerer Steppenbrand . . . .

Da wachte ich auf im grünen Schilf.

Leise schwankte mein weißer Kahn; ferne über dem graugrünen Spiele der zitternden Spitzen des Schilfes schwebten, Punkte nur, die drei Libellchen.

Und die gelben Glocken bimmelten wieder, und es tuschelten aufs neue die blauen Blüten, und es schwatzte wieder glücklich das biegefreudige Schilf, — und ich dachte mir meinen Teil.

Das Madei

Eine Grabrede

Nun sind sie fort, die paar Traurigen, die dich gekannt haben, Madei, und die dich hier heraus gebracht haben, wirklich in Trauer, wenn sie auch nicht alle schwarze Röcke anhatten. Du weißt ja, Madei:

Bratenrock, o wehe,
Ein Wort, das ich nicht verstehe,
Ein Wort, erhaben, feierlich
Und furchtbar pfandverleiherlich.

Nein, du kennst die braven Jungen in den abgeschabten Jacketts und den breiten, ein bißchen glänzigen Hüten, und du bist ihnen nicht böse, daß ihre pompes funèbres nicht erster Klasse waren. Ihre Herzen sind erster Klasse.

Warum bin ich doch bei dir geblieben hier draußen? Du, Madei, ich glaube, weil ich mich freue, daß du sogar im Tode noch von Frühlings Gnaden bist. Du fühlst ihn doch, den wunderbaren, frischen, fröhlichen Frühlingstag, der über dem Friedhof liegt? Ach, ob du ihn fühlst! Wer so wie du im Leben begabt war, frühlingsglücklich zu sein, der muß auch im Tode seine Lust am Lenze haben.

Im Tode?

Weißt du, Madei, mir ist gar nicht, als ob du tot wärst. Nein, du bist mir vielmehr so nahe, so lebendig nahe, wie nie vordem. Ich sehe dich nicht, aber ich fühle dich so eigen deutlich, wie wenn ich ganz von dir umschlossen wäre, wie wenn dein Wesen hier in jedem Lufthauch bebte, in jedem Blatte auf- und niederschaukelte, schwebte in jeder Fliederblütentraube und in allen den Vogelkehlen sänge, die rundherum hier fröhlich sind.

Nicht tot, Madei, nein: nicht tot! O du herzherzlieber Geselle von einem Mädel, du wundierguter, lieber Kerl!

Jetzt kann ich dir ja sagen, wie köstlich du bist, was für ein selten Ding auf dieser Simili-Welt, du in deiner klaren Echtheit, mit deinem schnellen, lichten Herzen, das heller und heißer fühlte, als es die Art der verdumpften Menschen heute ist.

Wie hast du alles glücklich gemacht, was in deine Nähe kam, übersonnt alles, alles in Duft und Frische gethan!

Vor allem ihn . . .

O, er hat es mir oft erzählt, und seine blauen Augen wurden tief vor Glück dabei; du weißt ja Madei, wie schön sie dann waren; man sah hinein durch sie in seine Seele und sah eine weite schöne Welt, darin die Sonne das braune Madei war.

Er hat mir sein Glück in dir so oft erzählt, daß ich mir einbilde, es miterlebt zu haben, daß ich es wirklich in mir trage, wie ein großes Froh- und Freigefühl. Dir hat er es nicht so oft gesagt, ich weiß es, denn es schien ihm unmöglich, gerade dir zu sagen, wie sonnig er dich fühlte. Und es war wohl auch nicht nötig, daß er dir's sagte, — gelt Madei? Aber heute, da du zum Frühlingsweben geworden bist, da dein Wesen nun durch alles Leben strömt, und du mir so nahe bist innerlich und äußerlich, heute will ich dir wiedererzählen, was er zu mir gesprochen hat in vertrauten Stunden, und du sollst wiederum vernehmen, daß du ihm das Glück gewesen bist. Ich habe noch seinen ersten Brief, den er mir über dich schrieb, den ersten Madeibrief. Wie wundernärrisch glücklich der zu lesen war. „Cito, cito, cito, schnell: ich habe das Madei gefunden, mein Madei. Bums! fuhr aus blauem Himmel ein goldener Meteor in mein Herz, zischte mit seiner Glühe alles weg, was welk und krank darin, und ich war verliebt.

Rot der Rock und das Mieder blau,
Madei, du bist meine liebe Frau,
Schau doch in Runde und Weite:
Grün ist der Haber, das Korn wie Gold,
Hurrah, uns Zwei'n ist die Liebe hold!
Madei, ich komme zur Freite! . . ."

Klug bin ich aus dem Briefe nicht geworden und auch aus den nächsten zehn anderen nicht. Er schrieb ja schließlich bloß noch in Ausrufezeichen. Nur eins merkte ich, das Madei hatte ihn fest und hold in allerliebsten Banden. Das „Madei". „Man kann auch Mädi sagen," schrieb er, „aber mein Herz sagt Madei. Was doch die Bauern hierzulande für eine wunderbare Sprache haben. Kommt dir nicht auch „Mädel" dagegen ganz infam vor? Aber freilich, du mußt das Madei erst sehen, um in dieser linguistischen Frage mitreden zu können, Mensch in der steinernen Stadt."

Ach, Madei, seine Briefe aus jener Zeit sind mir so lieb; denn nicht bloß er steckt darin, sondern auch du, und mit euch beiden das lachende Glück. Ich kann sie allesamt auswendig.

Freilich, als ich dich selber sah, da wußte ich erst recht, was Madei heißt.

So bald wurde uns das Glück nicht. Lange, lange wollte er dich ganz alleine haben, da droben im Gebirg, wo ihr den wunderbaren Lenz eurer Liebe durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter lebtet, in Fährlichkeiten und Hindernissen, beneidet, belauert, hintangehalten, getrennt, — bis er dich endlich uns brachte und einziehen ließ seine Königin in die gute Stadt München.

Madei, du kleines tapferes Madei, was hast du da durchgemacht, als du in schneestiebendem Wintermorgen durch Dunkel und Sturm davongegangen bist, hinter dir lassend alles, was dein Herz hindern wollte, dorthin zu schlagen, wo sein Glück war, alles das Dumme, Verhockte, Vernistete, Kleinliche, Häßliche, Böse, das sich dir in dem bieder dummen Vormund verkörperte, der wirklich nicht wußte, was seine Pflicht war. So hast du ihn denn belehrt, und siehe, er sah schließlich ein, was für ein herzgescheites Madei du warst.

Aber damals, weißt du noch, die Angst und große Not in München, und wie du dich bei unserer guten

Frau Anna verdingen mußtest, um der Reputation willen, du respektierliches Madei, — ja, und dann das Warten, das Warten, bis es endlich so weit wäre, daß ihr euch ganz haben könntet, ganz und vor aller Welt ... eine böse Zeit! Aber die Sonne deiner Zuversicht ging nicht unter, und nicht unter ging euer Glück, denn eure Liebe stand ja am Himmel eurer Herzen.

Siehst du, Madei, in der Zeit hab' ich dich so ganz liebgewonnen, weil in dir das Seltene sich zeigte: Das feste, stolze, große Ganzsein, das unbeirrliche Glaubensgefühl an einen großen Lebensinhalt, außer dem dir alles andere gleichgiltig erschien. Du kleines Madei warst wirklich groß. Und das Wunderschöne daran war, daß du alles als Glück empfandest. Alles Widernis, alles, was sich euch querweg legte, alle die dummen Zufälle, alle die Nöte, die Sorgen alle, die immer größer und größer wurden, — nichts, nichts erschütterte dich: „Das Herz muß uns doch bleiben!"

Und siehe: Das Herz, dein großes Liebeherz, das lustig und tief war zugleich, — es blieb stark und eine strömende Gütequelle der Kraft bis zum Letzten, Schwersten.

Wie er krank wurde und in Fiebern lag, in irrestöhnenden Fiebern, und alles, alles gedrückt war um ihn herum, — da war in dir allein noch stetiger Glaube, und aus dir fiel auf ihn noch ein mildes verklärendes Scheinen davon. So lange du seinen Atem noch fühltest, so lange du sein Leben noch hattest, hattest du auch in ganzer Fülle dein wunderbares Leben. Als er aber starb, da warst du auch tot.

Ach, Madei, ich wußte es, ich wußt' es gleich, wie ich dich an seinem Totenbette stehen sah, und wie du nur immer nach seinen Augen suchtest und seine Hände in deinen hieltest, ob nicht doch noch einmal Wärme von dir ihm Leben geben könnte, — ich wußte es, daß du nicht bei uns bleiben würdest.

Und es ist gut so gewesen, nicht wahr, Madei? Was hättest du hier gesollt, hier, wo dir nun alles

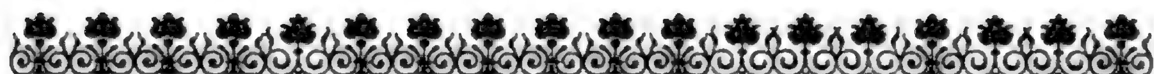
leer und ein ewiger Winter gewesen wäre, du volles, fröhliches Frühlingsherz!

Nein, es ist besser so, daß du in den ewigen Frühling eingegangen bist, du kleine, braune, lustige Fee du, die du hier um mich bist, daß ich dich beglückt zu spüren vermeine in all' diesem herrlichen strömenden Leben, in dem es keimt und sprießt und blüht.

Sonne allüberall und überall Farben, die das Auge küssen mit dem langen, linden Kusse der Braut. Und drüben, im Flieder, schlägt die Nachtigall. Ich sehe sie nicht, aber ich höre sie, und ich fühle, du bist es, die aus ihr singt. Wie könnte sie sonst so klagejubelnd singen, so aus allem Reichtum eines tiefen, köstlichen Herzens herauf, und so frühlingszuversichtlich voll Glück und Liebe ...

Madei! Madei! Lachst du mich aus, daß ich nun doch weine? ...





M. G. Conrad

Anna-Mia



Anna-Mia

Aus einer fränkischen Dorfgeschichte

Wie viel Uhr wohl?

Der Schatten vom Galgenholz fiel herüber auf seinen Acker. Die Sonne mußte also schon tief stehen.

Er war so weit vom Dorfe weg, und die Flur vertiefte sich hier so sehr zu Mulden, daß kein Glockenschlag zu hören war.

Vielleicht noch zehn bis zwölf Furchen waren im zähen braunen Boden zu ziehen, dann konnte er Feierabend machen, der alte Sebastian.

Ermüdender als je dünkte ihm heute die Arbeit in der Luft des Vorfrühlings, die lau anschlug und doch mit Schauern über die Haut ging, sobald die Hand den Pflug ließ und das Zweigespann von Ochs und Kuh stehen blieb, bei der Umkehr und mitten in der Furche, wenn nicht ein Ruck am Leitseil oder ein Schlag mit der Peitsche zum Gehen mahnte.

Es reimte sich heut überhaupt nichts zusammen, daß es dem alten Sebastian hätte behaglich werden mögen.

Nicht einmal die Furchen legten sich regelrecht nebeneinander. Und der Bodengeruch taugte nichts, er war stockig und muffig, wie von verfaulten Wurzeln, und was vom Galgenholz mit dem niedrigen verwilderten Eichenbestand am Rand und den grämlichen Föhren im erhöhten Hintergrund herüberwehte, war auch keine Prise Schnupftabak wert. Natürlich mußte Sebastian zu allem Elend seine Dose vergessen haben.

Nichts ging zusammen heut. Mensch und Vieh und Landschaft, eins verdrossener als das andere, und der Himmel machte ein Gesicht wie einer, der nicht lachen und nicht weinen kann.

Aber das Schlimmste ist — das war dem alten Sebastian seine feste Überzeugung — daß alles nur von den Gedanken kommt, mit denen man nicht fertig wird. Da bekommt alles ein elendes Gesicht und einen schlechten Geruch.

Sobald man mit den Gedanken fertig wird, ist's gleich anders. Aber meistens wird man damit nicht fertig. Je älter man wird, desto weniger. Und heut erst recht nicht, in dem miserablen Trichter am Galgenholz. Nichts vermochte er zu denken als die Gedanken seiner Anna-Mia.

„Hot hü!“

Die Kuh wurde unwillig, sie fuhr mit dem Kopf hin und her, bohrte mit den krummen Hörnern in der Luft herum, und der Ochs mochte auch nicht mehr.

„Seid g'scheit, die paar Furch' no'.“

Das Zureden schien zu helfen. Die halbe Ackerlänge ging's im trägen, gleichmäßigen Schritt. Da hielt Sebastian selber an und strich sich mit dem Handrücken über die Stirn. Dann schneuzte er sich ärgerlich und machte ein dummes Gesicht.

„Alles kommt von den Gedanken.“

Aber von wem kommen die Gedanken? Von der Anna-Mia.

„Hot hü!“

Der Schatten vom Galgenholz legte sich jetzt über die ganze Mulde, in der Sebastian auf- und abackerte, mühsam, in schwerem Sinnen. Die Mulde, wellenförmig gehügelt zwischen den hochsteigenden Rändern, nannte er drum seinen Trichter.

„Herrgott, es wird Nacht und wir kommen nicht aus dem Trichter 'raus. Vorwärts, Bläß'! Seid g'scheit, die paar Furch' no'. Morgen wird nit eing'spannt, da habt ihr Ruh."

Wie's das Vieh gut hat, das hat keine Gedanken. Und keinen Pater Anselm, der zur Mission kommt, morgen. Und keine Anna-Mia, die immer da ist, zeitlebens.

„Hot hü!"

Natürlich müssen jetzt die Kracken im Galgenholz zu krähen und kreischen anfangen, damit die Musik zum Feierabend nicht fehlt.

„Und wenn der Anselm kommt und predigt, dann ist's ganz aus mit der Anna-Mia. Meinetweg'n. Da ist nix zu ändern. Was kommen muß, kommt. Was geh'n muß, geht. Öha, öha, Bläß'!"

Früher war er anderer Gesinnung. Keine Spur von der jetzigen Geduld und Ergebung. Und nichts von umständlichen Gedanken, die sich tage- und nächtelang im Gehirn wälzen. Alles kurz angebunden und kurz entschlossen. Wer einem das Leben verleidet, der fliegt! Wer sich einem trotzig in den Weg stellt, daß man nicht zum Glück kommen kann, niedertreten! Den Hals brechen, die Beine abschlagen — zum Teufel auch! Fort mit allem, was zuwider ist!

Aber so, in dieser unglaublichen Ehe, mit dem unglaublichen Weibsbild und mit sechzig Jahren auf dem Buckel — — —

„Hot hü!"

Da wird man mürbe wie ein Kirchweihkuchen, gelassen wie Kinderbrei. Ah, es ist ja zum Maulschellieren, aber es ist so. Das kommt von den Gedanken, und die Gedanken kommen von der Anna-Mia.

Und die Anna-Mia ist zwar jetzt auch fünfzig, aber die Narrheit macht das Weibsvolk zäh. Das wächst mit seinen Wurzeln um einen herum, wie die Quecken im Acker. Nicht mehr wegzubringen. Zum Ersticken.

Schwarz steht das Galgenholz, schwarz hängt der sternenlose Himmel darüber, ein feuchtschwerer Wind streicht durch die Mulde.

Noch eine Furche, dann ist's bezwungen. Gottlob.

„Seid g'scheit, die eine Furch' no'! Hot hü — hü!"

Nein, der Pater Anselm läßt ihn vollständig kalt.

Vor dreißig Jahren, ja da, wenn er in's Dorf gekommen wär' —

Wie das Kind auf die Welt rutschte, so ohne richtigen Zusammenhang mit allem, damals —

Zur Beschwichtigung aller machte sich das verdächtige Geschöpf bald wieder aus dem Staub.

Dann kam das rechte Kind, sein Kind, sein Sebastian junior, dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten.

Und Frau Anna-Mia verzieht den Mund, am fünften Geburtstag des kleinen Sebastian: „Ja, das ist ein richtiges Kind. O mein', richtige Kinder giebt's g'nug in der Welt, aber richtige Väter nit viel. Die sind dünn g'sät."

Herrgott gab's ihm einen Stich. Einen mörderischen Stich. Er hätte, Sünde her, Sünde hin — Aber wie er die Hand nach ihr ausstrecken wollte, sah sie ihn mit einem Paar Augen an, so leuchtend in dunkler Glut, so närrisch alles mit Glanz umspinnend — so heiligmäßig zugleich.

„Öha, öha, fertig, aus ist's. Jetzt können wir verschnaufen."

Und der kleine Sebastian erlebte seinen sechsten Geburtstag nicht. Keins kam mehr nach. So zog sich die Ehe fort, kinderlos, in stetiger Verrücktheit, bis auf den heutigen Tag. So oft Anna-Mia drohte, sich auf den Weg zu machen, oh, sie blieb fest auf dem Posten. Und mit ihr all' die unfaßliche Quälerei.

Nun konnte morgen der Anselm als Missionspater ins Dorf kommen. Die alte Liebe, lächerlich, kein Nagel kann so gut rosten — und das schwarze Gewand, und die Jahre, und die grauen Haare, und die ganze Lächerlichkeit.

Anna-Mia selbst bringt den Namen nicht über die Lippen. Kein Mensch im ganzen Dorf denkt an die alten Geschichten. Äußerlich giebt's kein stilleres Hauswesen in der weiten Umgegend.

Die Verwandten, die sich noch erinnern, wohnen Stunden weit weg. Die haben überhaupt kein Gefühl mehr als das der lachenden Erben, und keine andere Erwartung als die Stunde des Abschnappens, wo sie die Finger ausstrecken können nach des alten Sebastian schön zusammengewachsenem Gut. Er hat was — das ist ihre Wertschätzung.

„In dem Punkt können sie sich schneiden," sagte Sebastian laut, mit einem boshaften Lächeln. „Vorwärts, hü — jetzt haben wir bald den Stall."

Endlich war das Tagwerk vollbracht.

Der Pflug schleifte knirschend auf dem holperigen Feldweg, die Anhöhe hinauf, in der dunklen Nachtstille der weiten öden Flur.

Langsam, bedächtig tappten die Tiere. Hintendrein der alte Sebastian, ein wenig gekrümmt, die Hände auf dem Rücken verschränkt, den Peitschenstiel durch die Achselhöhle gezogen.

Hinter dem Galgenholz kam der Mond herauf, hell und groß.

Sebastian wandte sich einen Augenblick rückwärts. Hier war ein guter Aussichtspunkt. Rechts vom Galgenholz, tief unten, wo die Sankt Wolfgangssteige verläuft, schimmerte ein Stückchen vom Maine herauf, ganz blaß, aber deutlich, trotz der Entfernung von wenigstens zwei Kilometern. Ein feiner Blick.

Dann ging's wieder weiter, tappend, knirschend, schleifend.

Vom Dorfe her schlug jetzt die Turmuhr. Sebastian zählte nicht, so tief haftete er in seinen Gedanken. In Anna-Mias Gedanken.

„Mich selbst macht sie doch nicht verrückt. Wer's am längsten aushält, lacht zuletzt. Närrische Welt. Hü, Bläß'! Der Anselm kommt! Der Missionsprediger!"

Er lachte laut vor sich hin.

Und plötzlich war ihm, als ob ihre Augen aus dem Dunkel ihm entgegenleuchteten, ihre jungen Augen, glänzend in Glut, unbegreiflich, wie der Blick eines seltsamen Tieres.

Er streckte die Brust vor, tief aufatmend.

Ja, solche Augen, damit konnte sie heute noch einen Heiligen in die Hölle locken. Augen, die klein machen, Augen, die niederschlagen, mörderische Augen.

Zufällig griff seine Hand in die Tasche, wo er das schöne Hirschhornmesser zu tragen pflegte.

„Malefiz, richtig, das liegt noch auf dem Acker, am Grenzstein."

Und er brummte ärgerlich vor sich hin, mit den ewigen Gedanken vergißt man das Beste. Das schöne Hirschhornmesser muß wieder her.

Da lag sein kleiner, sauberer Hof, am Kreuzweg, hart vor dem Eingang ins Dorf.

Alles totenstill. Kein Fenster beleuchtet.

Die alte, taube Bärbel stand am Hofthor, den verspäteten Bauern zu erwarten. Alles ganz mechanisch, in fünfundzwanzigjähriger Gewohnheit einer hundetreuen Magd, der einzigen, die je im Hause war.

Keinerlei Gruß. Wie gewöhnlich. Man war da, das genügte.

„Ich hab' mein Hirschhornmesser draußen lassen, muß morgen wieder 'naus," rief er ihr ins Ohr.

Sie nickte, spannte die Tiere aus und geleitete sie in den Stall.

Der Bauer ging ihr nach: „Die Frau, he?"

„Hockt in der Küch' und macht ihr G'sicht."

Also nichts neues vom Kriegsschauplatz.

Nachdem die Bärbel das Vieh gefüttert hatte, brachte sie dem Herrn das Abendessen, geschmälzte Wassersuppe und Kartoffeln mit etwas Butter.

Eine dünne, talgthränende Kerze in einem schmutzigen Blechleuchter beleuchtete den Tisch.

Nachdem Sebastian gegessen und sich mit der Hand den Mund gewischt, ging er noch einmal in den Stall und über den Hof, ob alles in Ordnung, dann suchte er sein Bett auf.

Mittlerweile war Anna-Mia in das ihrige geschlüpft, dem seinigen gegenüber, auf leise Sprech- und Hörweite.

„Ich hab' mein Hirschhornmesser draußen lassen, in Gedanken, muß morgen wieder 'naus. Wär' schad' dafür."

„Freilich."

„Wollt' fertig werden und bin auch fertig 'worden."

„Wirst immer fertig."

„Morgen ist Feiertag, Anna-Mia."

„Ja. Da kommen die Sozialdemokraten."

„Was?"

„Die Sozialdemokraten. Und werfen alles um. Zur Wahl. Wirst sehen, werfen alles um. Ihr seid nix."

„Anna-Mia, was red'st daher! Mission ist morgen."

„Rote Mission vorher."

„Der Pater —." Den Namen Anselm brachte er nicht aus dem Hals.

„Wir leben heiligmäßig, da giebt's ein selig End', Sebastian."

„Was weißt du!" machte er unwillig und streckte sich.

„Ich weiß, was ich seh'. Ich seh' alles, wie's kommt und wie's wird. Schwarz und rot."

„Die alten Sprüch', Anna-Mia. Schlaf' jetzt."

„Das seh' ich auch im Schlaf. Wie damals, wo ich als zwölfjähriges Kind im Kloster war."

„Die alte G'schicht, Anna-Mia. Schlaf' jetzt."

„Im Kloster und totkrank. Um Ostern, wie jetzt. Zwei Tag' vorher haben wir das Zauberglöckle g'spielt. Dann totkrank."

„Und die Klosterfrau sagt' zu dir: Bereit' dich vor auf den Himmel, stirb selig —"

„Und ich, voller Thränen: Ich kann nicht, ich weiß nicht, wie man stirbt, ich hab' noch keinen Menschen sterben sehen —"

„Jawohl, Anna-Mia, und die Klosterfrau wird wild: Gottloses Kind, siehst den Heiland nicht? Hörst seine Stimm' nicht, wie er dich ruft? Willst nicht sterben in seiner Gnad'?"

„Nein, ich will nicht, ich will nicht! Ich seh' nix und hör' nix, oh, oh, oh —"

„Und die Schimpferei geht von vorn' an: Schlechtes Kind, gottloses Kind, du willst nicht? — Aber du bist wieder g'sund 'worden und lebst heut noch. Schlaf' jetzt, Anna-Mia. Morgen ist Mission."

„Ein Sterbtag, Sebastian. Die Sozialdemokraten werfen alles um."

Sebastian grinste und zog sich die Bettdecke übers Gesicht. Er mochte nichts mehr sagen. Alles wird bei ihr zur Narretei. Immer anders und doch immer dasselbe. Sein alter Kopf ertrug das nicht mehr.

Aber sie ließ ihm keine Ruhe.

„Du hast viel an mir gesündigt, Sebastian."

„Ja, weil ich immer denken muß, was du denkst. In alle Ewigkeit, Amen. Schlaf' jetzt!"

„Du bist roh, du mordest mich."

„Mein schönes Hirschhornmesser, wenn ich's nur morgen noch find'."

„Du mußt zur Mission und zur Beicht', Sebastian."

„Ich spür' keine Sünd'."

„Du mußt bereuen, Sebastian."

„Laß' mir meine Ruh', Anna-Mia, ich hab' nichts Böses zu bereuen, höchstens meine Gutthat."

„Du bist nie gut mit mir g'wesen."

„Herrgott — nein, nie. Kannst noch nit schlafen, Anna-Mia? Ich erstick', wenn du kein End' machst."

„Ja, mein End' wär' dir halt recht, Sebastian."

Er warf sich auf die andere Seite und kehrte ihr den Rücken. Als sie immer noch fort grunste und grämelte, warf er sich plötzlich wieder herum und schrie: „Der schwarz' Kujon kommt!“

Da lachte sie grell auf, daß ihm schauderte, dann ward sie mit einemmal ganz still.

„Schlechter Kerl,“ fing sie nach einer Weile wieder an und wälzte sich, daß der Strohsack raschelte.

Sebastian schwieg. Nur sein Atem ging laut und rasselnd.

„Grundschlechter Kerl. Ihr paßt zu den Sozialdemokraten. Die ganze G'mein. Einer wie der ander'. Grundschlecht.“

Jetzt schrie er wieder: „Dein schwarzer Kujon kommt, verstehst mich?“

Nun ging ihr Weinen und Schluchzen an, krampfhaft, in Stößen und Absätzen. Lange so.

Als sie sich wieder gefaßt hatte, fing sie mit schwacher Stimme an, immer noch weinerlich, in kindlich hohem, kreischendem Ton: „Dir nimmt er nix, gar nix. Denn du hast nix, was man dir nehmen könnt'. Was hast denn?“

Nach einer Weile: „Wie meinst, Anna-Mia? Ich hab' nix? Ich hab' mein Haus, mein' Hof, mein Vieh, meine Felder — ich hab' dich — —“

„Mich? Mich? Ja, mich wenn du hätt'st! O du Sebastian!“

„Jawohl, dich — und meine Verwandten — Sach' g'nug. Gut Nacht, Anna-Mia. Ich bin müd'. Herrgott —!“

Jetzt schlief er ein. Das letzte, was ihm durch's Bewußtsein zog, war der Gedanke, daß er diesmal sicher den Sozialdemokraten wählen werde, denn die werfen alles um, auch die Weiber und Weibergeschichten — und das war vorläufig die Hauptsache.

Und nun schnarchte er schon.

Anna-Mia stieg scheu aus ihrem Bett, tastete sich

durch die Stube ans Fenster, öffnete den Flügel und streckte den Kopf hinaus. Bald stierte sie auf den Misthaufen der Dungstätte, bald hinauf ins Gefunkel der Sterne, die unabsehbar den Himmel bedeckten.

„Morgen wird's ernst, g'wiß. Erst 'nunter, dann 'nauf. In die ewige Ruh'. Zu meinen Kindern."

Ihr Kopf sank aufs Fensterbrett.

So lag er lange, mit geschlossenen Augen, während der Geist ruhelos in alle Fernen irrte, der Leib wie tot.

In weiten Kreisen, sausend, kam der Geist wieder zurück, immer näher, langsamer, bis er eine Linie fand, darauf Anna-Mia sich mit körperlicher Deutlichkeit hinwandeln sah. Die Linie des Weges am Galgenholz vorüber, die Sankt Wolfgangssteige hinab, an den Main. Wohl zehnmal schritt sie jetzt mit dem Geist diesen Weg, immer hinwärts, bis an den Main, nie zurück, immer gradaus, mit unverwandtem Blick. Bis an den Main, so nah', daß ihre Füße jetzt schon das Wasser spürten, das leise fließende, plätschernde, lockende Wasser. Von dem Haus bis an den Main, ganz allein zuerst, auf einsamem Weg, in menschenleerer Welt. Und sie sah sich nach, sie sah sich vom Rücken, sie sah sich gehen, Schritt für Schritt, ohne Anhalten, ohne Eile, mit der unveränderlichen Sicherheit der Bewegung zu einem festen Ziel. Und wie sie sich so nachsah, gewahrte sie, mit wachsender Schärfe ihres Blickes, erst schattenhaft, dann immer bestimmter, zuletzt in lebendiger Körperlichkeit, eine dunkle Gestalt an der Seite der Dahinschreitenden. Eine geheimnisvolle Gestalt, menschlich und doch unirdisch, an die Wandernde sich eng anschließend, den Arm um sie schmiegend, in gleichem Schritt und Tritt, unzertrennlich. Der Tod! Hu, wie eisig kalt! Nein, nein — Anselmus! Und wie sie im Wasser versinkt, fühlt sie auf ihrem Kopf den Druck seiner Hand, segnend, sanft, aber unnachgiebig — — Ah, Anselmus, erlösender Tod — — —

Zähneklappernd, im heißen Fieber, schwebend und

doch mit furchtbarer Schwere in den Gliedern, tastete sich Anna-Mia in ihr Bett zurück. —

Mit hellem Geläute aller Kirchenglocken wurde der grauende Morgen angerufen und der Feiertag eingeläutet, der dem Dorfe den Segen einer großen Missionsfeier bringen sollte, mitten in der Erregung der politischen Wahlzeit.

Als die ersten Mägde in der Frühe zu den Dorfbrunnen gingen und die ersten Männer durch die Dorfstraße, fiel ihnen etwas seltsam Ungewohntes in die Augen. Die großen, schwarzgerandeten Schriftstücke, die seit acht Tagen an den Brunnenstöcken, Hofthoren, Gartenmauern, an den Wänden der Schule und Kirche hingen, die Gläubigen einzuladen zu fleißiger und andächtiger Beteiligung an der Mission und ihren außerordentlichen Gnadenspenden, waren mit langen, handbreiten, grellroten Zetteln überklebt!

Wahrhaftig, quer durch, mit grellroten Zetteln!

Die Mägde stutzten, dann schrien sie auf und glaubten an Teufelswerk. Niemals hatte man solche Zettel im Dorfe gesehen, am wenigsten über den heiligen, kirchlichen Bekanntmachungen.

Die Männer stutzten auch, dann traten sie näher und lasen die Schrift auf den roten Anschlägen.

„Wählt Wörlein!“ stand groß da. Und darunter mit kleineren Buchstaben: „Das sozialdemokratische Wahlkomitee“.

Bald sah man Kirchendiener und Polizeidiener in ungeheurer Geschäftigkeit durch das Dorf eilen und die roten Zettel wegkratzen. Die waren jedoch so stark aufgeklebt, daß auch die kirchliche Bekanntmachung dabei in Fetzen ging.

Die Aufregung war groß im Dorf.

Nur der alte Sebastian blieb gelassen und lächelte still vor sich hin, in seiner etwas blöden Weise.

Und von Stunde zu Stunde schlugen die Glocken an, immer dringlicher und stürmischer, daß es wie ein

fortwährendes Getöne in der lauen, aber trüben Luft über dem Dorfe schwamm.

Der Himmel verdüsterte sich zusehends, als die großen kirchlichen Missionshandlungen ihren Anfang nahmen, mit Prozessionen und Messen und Predigten im Freien, und die ganze Dorfbevölkerung, alt und jung, auf die Beine brachte. Und in aller Mund war der Name des berühmten Predigers Pater Anselm — und des sozialdemokratischen Eindringlings auf den roten Zetteln, des bis heute vollständig unbekannten Wörlein. Sie waren die Helden des Tages.

Sebastian war zweimal unschlüssig zum Hofthor hinausgegangen. Aber er kam nicht weiter, als bis zum großen Dorfbrunnen. Dann blieb er zu Haus und blätterte im Kalender.

Anna-Mia, die sich sehr feierlich angekleidet in die Kirche begeben hatte, ohne ein Wort zurückzulassen, erschien nicht zum Mittagessen.

Sebastian wartete ein wenig über die gewöhnliche Zeit, dann setzte er sich hin und aß in aller Gemütsruhe seinen Teil.

Als er aufstand, sprach er das Tischgebet mit der Bärbel, und am Schlusse fügte er hinzu: „Wählt Wörlein" — mit einem pfiffigeren Lächeln, als es ihm gewöhnlich eigen war. Und noch einmal: „Wählt Wörlein". —

Für die Bärbel hatte er nur den Auftrag: „Wenn die Frau heimkommt und fragt nach mir, sagt: Er ist im Galgenholz, wo er was vergessen hat. Fragt sie nix, sagst auch nix. Verstanden?"

Die taube Bärbel machte große Augen und nickte. Nein, für so gottlos hätte sie den Herrn doch nicht gehalten. Heut' ins Galgenholz gehen, statt in die Kirche oder zur heiligen Mission — —

Da war die Frau anders, was man auch sonst an ihr aussetzen konnte, ihre Frömmigkeit und Andacht war tadellos.

Die Bärbel wunderte sich auch nicht, daß die Frau den ganzen Nachmittag nicht heimkam. Sie selber schloß endlich, nachdem alle Arbeit gethan war, die Hausthür ab, legte den Schlüssel unter die Thür, und machte sich auf den Weg zur Kirche.

Gegen Abend rieselte leichter, lauer Regen.

Es dämmerte. Da saß der alte Sebastian noch unter einem Eichenbaum am Rand des Galgenholzes. Jetzt mußte er doch an den Heimgang denken. Es kam ihm sauer an. Die Stille hatte ihm so wohl gethan —

Der Regen hatte nachgelassen. Als er auf dem guten Aussichtspunkt angekommen war, ging der Mond auf, groß und hell, in voller Pracht, so daß in seinem Schein die Landschaft aufschimmerte, geheimnisvoll, lieblich und friedlich. Er wandte sich um und sah gegen das Mainthal.

Dann schlug er einen Seitenpfad ein, der querfeld sich hinzog und schneller heimwärts führte.

Eine sonderbare Unruhe hatte ihn ergriffen.

Drüben auf dem Feldweg sah er plötzlich zwei dunkle Gestalten schreiten, fast wie schwebend, gemessen und doch merkwürdig eilend. Als sie bei der nächsten Wegsenkung verschwanden, ging er den Pfad zurück, den er gekommen. Und er ging und ging, ohne sich Rechenschaft zu geben, bis er wieder auf dem guten Aussichtspunkt stand. Da fand sein suchender Blick die dunklen Gestalten wieder, rechts am Galgenholz vorüber, verschwindend in der Ferne der Sankt Wolfgangssteige, dem Maine zu.

Und er stand lange in wirren Gedanken, bis ihn die Müdigkeit packte.

„Das kommt von der Anna-Mia,“ verhöhnte er sich selbst auf dem Rückweg. „Die führt dich an der Nase herum. Wählt Wörlein.“

Pater Anselm predigte unter ungeheurem Zulauf aus der ganzen Gegend noch dreimal im Dorf, gegen

das allgemeine Verderben, gegen die schlechten Ehen, gegen die Höllengeister des Umsturzes.

Der alte Sebastian schlief allein in seiner Kammer und saß allein an seinem Tisch — und wenn die Bärbel ihn fragend anglotzte, blinzelte er ärgerlich und fuchtelte mit den Händen, als wollte er sagen: Was weiß ich, was geht's überhaupt uns an?

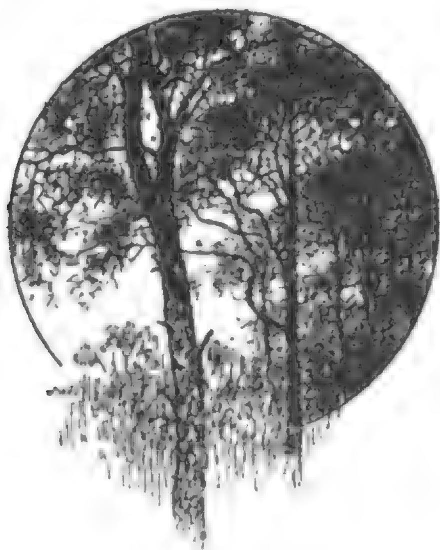
Den Wörlein brauchte er nicht mehr zu wählen.

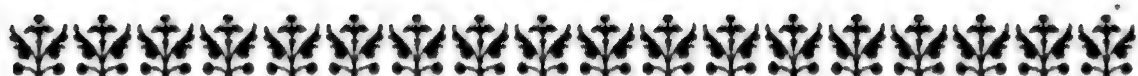
Der Umsturz, wie er ihn brauchte, war so gekommen. Scheinbar wenigstens.

Aber die Geschichte war eigentlich doch furchtbar widerwärtig, zumal im Anfang, und bis alles wieder im Gleise war.

In seinen Gedanken kam er von der Anna-Mia so wenig los, wie zuvor. Überall sah er sie, überall hörte er sie, sie schritt auf dem Feldweg vor ihm hin, sie hockte in der Küche, sie knackte und grinste und greinte auf dem Bettrand.

Gegen das Gespenst der Anna-Mia half kein Gebet, half kein Fluch. Nicht einmal der Wörlein. — Vielleicht das schöne Hirschhornmesser? — — Vielleicht die alte, taube Bärbel? — — —





Anna Croissant-Rust

Prinzessin auf der Erbse



Prinzessin auf der Erbse

. . . .
. . . .

„Nun sahen sie ein, daß sie eine wirkliche Prinzessin war, weil sie durch die zwanzig Matratzen und die zwanzig Eiderdunenbetten hindurch die Erbse verspürt hatte. So empfindlich konnte niemand sein, als eine wirkliche Prinzessin.

Da nahm der Prinz sie zur Frau, denn nun wußte er, daß er eine wirkliche Prinzessin besitze, und die Erbse kam auf die Kunstkammer, wo sie noch zu sehen ist, wenn niemand sie gestohlen hat.

Sieh, das ist eine wahre Geschichte.“ — —

„Aber du hörst ja nicht zu, du!“

„Ja, — ja freilich Ernst, ich hab' alles gehört.“

„Nein, du hast geschlafen, thatsächlich geschlafen.“

„Unsinn, ich war ganz wach, ich hockte nur so, weil —“

„Ah, bah Blech! Ich hab's g'rad gesehen. Dann sag' mir nur gleich, um was es sich gehandelt hat.“

„Um das Märchen halt von der, die im Regen vor dem Stadtthor stand und sagte, sie sei eine Prinzessin."

„Und? —"

„Was?"

„Was noch? — Weiter, weiter!"

„Herein wollte sie halt und wollte ein Bett, weil sie's fror und — und —"

„Ja das ist der Anfang, da hattest du deine Augen noch offen, ich weiß es ganz genau. Aber jetzt kannst du sicher nicht weiter, du Erzschwindlerin."

„Jawohl kann ich, ja wohl! Du läßt einen ja gar nicht ausreden, nicht besinnen —"

„Also ich werde mich ganz stumm verhalten, wie ein Karthäuser."

„Ach nein, du, das kannst du nicht, nein nein! Und was ist das ein Karthäuser?"

„Ein Karthäuser ist derjenige, welcher —"

„Du mußt doch stumm sein!"

„Wenn du einen aber frägst und so idiotisch bist!"

„Das merkt der Mensch gar nicht! Ich wollte dich eben zum Reden bringen!"

„Damit du deine Geschichte nicht zu erzählen brauchst! — Kennt man. Also?" —

„Wenn du immerfort redest, vergesse ich sie natürlich."

„Unglaublich! Frauenzimmer, Frauenzimmer, ich sag' dir — — bemogeln gilt durchaus nicht; so zieht sie sich aus der Schlinge."

„Nein, das gilt nicht, das gilt nicht! Du darfst einmal nichts sagen, du hast zu schweigen."

„Und du zu reden."

„Ich wette, du kannst nicht ruhig sein."

„Oho! — Und ich, du kannst nichts erzählen. Um was wetten wir, Maus?"

„Still sein sag' ich, jetzt komm' ich —"

„Sag' nur nicht, ‚sagt der Hanswurst'! Denn das hast du sagen wollen. Gewiß, gewiß. O, ich weiß es so sicher. Ich kann das nicht leiden und immer wieder — —

Unausstehlich! Du weißt doch, daß ich diese Sachen hasse, daß sie mir in den Tod zuwider sind, warum nur —"

„Jetzt mag ich auch nichts mehr erzählen."

„Wissen wir. Dann gewinne ich eben die Wette, meine artige Gnädige . . weiter nichts."

„Wie wenn wir überhaupt gewettet hätten, so richtig! Und dann hast du sie schon lang verloren, du Schaf!"

„Nun sollst du sie eben auch verlieren, ich möchte es zu gern, kleine Maus! weißt du danach — das ist dann immer so schön — —"

„Also wo war ich?"

„Gelt du weißt's nimmer!? So schlag doch los!"

„Ja, hm! — etsch! weiß ich's. Wo die Person, die Prinzessin windelweich war vor Regen und herein wollte und der alte König aufmachte. Und weiter weiß ich auch noch. Es war recht dumm. Denn ein König macht die Stadtthore nicht auf und schon gar nicht, wenn es regnet. Lach doch nicht so, — so eigen, es ist doch dumm, und es ist dumm. Weil eine Königin nicht die zwanzig Matratzen und zwanzig Eiderbetten"

„Eiderdunenbetten sagt man —"

„Ach Gott! — also Eiderdunenbetten selbst hergerichtet, weil ein Bett so hoch wird, daß man den Kopf an die Decke stößt, da kann doch kein Mensch schlafen! Und daß die verweichte Prinzessin auch noch die Erbse durchgespürt hat, das ist doch zu dumm, zu dumm, das giebt's einfach nicht! Und der Prinz hat sie deswegen zur Frau genommen; — so, so, so dumm! — Hab' ich's jetzt gewußt oder nicht? Jetzt will ich dir's aber auch sagen, daß ich doch beinahe eingeschlafen wäre, weil es wirklich zu langweilig war. Warum liest du mir auch solches Zeug vor? Ich bin doch kein kleines Kind, ich glaub's doch nicht!"

„Warum ich es dir vorlese? Damit du es nicht verstehst, das ist eben der Witz. Ich werde mich hüten in Zukunft."

„Aber Schatz, aber Schatz warum bist du denn jetzt böse? — Schau mich nicht so an, deine Augen thun mir weh. Ich hab' doch nichts gethan? Weißt du, wenn dir die Märchen gut gefallen, lies sie nur wieder, ich schlafe nicht, Herzensschatz, nein, nein, ganz gewiß nicht. Ich kann sie dann alle nacherzählen."

„O, wie ein Papagei, das kann die Gnädige."

„Was hab' ich denn nur gethan, warum bist du so zornig, ich weiß nicht — —"

„Das ist's eben, daß du's nicht weißt!"

„Vielleicht, wenn du mir bei so was ein bisl helfen wolltest — erklären, ich hab' doch am Ende nicht recht, und es ist doch nicht so arg dumm."

„Hör' auf! Ich kann das Gerede nicht haben."

„Sag' mir nur, warum du gar so bös bist? Sei wieder lieb!"

„Warum bist du bös, sei wieder lieb! es ist zum Rasendwerden! Ich hab's satt, genug, genug bis daher. Rühr' mich nicht an, ich will nichts wissen jetzt, gar, gar nichts wissen."

Da war er schon fort, hinaus in die Dämmerung.

Wie es regnete! Die Tropfen knatterten ordentlich gegen die Scheiben, und die Dachrinne spie und plätscherte heute schon stundenlang. Ohne Regenschirm. Oh! es war schrecklich! und wie zornig er war! Wenn sie ihm nachlief und den Schirm brachte? Elisabeth schüttelte den Kopf. Nein, nein, sie wußte wie das wieder wurde, wenn er so war. Er war im Stande und schlug ihn ihr aus der Hand. Was er nur hatte! Traurig ging sie zum Fenster und hob den Vorhang von den kleinen Scheiben. Beinahe ganz dunkel draußen. Aber sie sah ihn noch den Berg hinauf rennen gegen das Dorf droben, gegen Margreten zu.

Was sie nur wieder gethan hatte!? Das that so weh, daß sie gar nichts wußte und ratlos suchte, was ihn so hart gemacht! Wie gern wollte sie ihm nachlaufen stundenweit und ihn bitten, sei nur wieder gut,

sag' mir, was ich gethan, wenn er sie nur wieder ansah mit den lieben Augen — — Und es fing an sie in der Kehle zu drücken, und die Thränen kamen langsam, dann immer schneller, und sie tastete sich vom Fenster weg und im Dämmer nach dem Divan. In die Ecke gekauert schluchzte sie und ließ sich willig von ihrem Schmerz stoßen. Er that ihr Unrecht, warum kam er denn oft ganz plötzlich in Wut und behandelte sie dann ungerecht? O er war garstig, recht garstig mit ihr. Sie streichelte sich förmlich selbst vor Mitleiden. Und so kurz erst verheiratet zu sein, kaum ein paar Monate! Sogar im Anfang war er schon einigemal furchtbar zornig gewesen, in der Stadt drinnen, als Freunde bei ihnen waren. Da heraußen auf dem Lande war es ja besser, nur manchmal, wie vorhin. —

Wenn das so fortging! Was für ein Leben! Warum hatte er sie denn nicht lieber bei den Verwandten gelassen auf dem Gut? Hätte er sie halt nicht geheiratet, sie hatte ihm doch gesagt, daß sie nichts von der Stadt wisse und nichts von seinen gelehrten Sachen.

„Du kleine, dumme Maus, was brauchst du denn das zu wissen? Du sollst mir doch nicht denken helfen! Lieb sollst Du mich haben, recht, recht lieb, o es wird so schön werden!“

Genau das hatte er zu ihr gesagt, und jetzt war sie ihm doch nicht recht so, wie sie war.

Alles wollte sie ja für ihn thun, wenn er sie nur lieb hatte. Nur ein wenig, nicht so arg wie sie ihn, das konnte er nicht, das war gar nicht möglich.

Die Dunkelheit kam schnell an diesem stürmischen Märzabend, kaum unterschied man noch die Gegenstände im Zimmer in ihren verschwommenen Umrissen. Breit, wie schläfrige Ungetüme hockten die Kommode in der Ecke und der Schreibtisch am Fenster. Nur die Dielen schimmerten hell und der weiße Maueranstrich. Durch die Scheiben sah man die Bäume vor dem Hause wie im Zorn in der Luft herumfuchteln, und es platschte und

platschte immer zu. Kühl wurde es auch, Elisabeth fröstelte in ihrer Ecke; wenn der Wind an den Fenstern riß und am Scheunenthor knarrte, jagte es ihr eiskalte Schauder über den Rücken. Die Bäuerin, das Nannei, hätte wohl nachschauen können, ob sie kein Feuer brauche, selbst wollte sie keins machen, es war doch alles gleich, denn ganz gewiß er liebte sie nimmer. Ganz gewiß.

Warum hatte er sie denn überhaupt geheiratet? Sie setzte sich aufrecht, halb knieend starrte sie mit aufgerissenen Augen in das Dunkel.

Warum? Warum?

Sie hatte sich so sehr gefreut, mit ihm bei den Bauern zu wohnen, bei seinen alten Freunden, dem Ani und seinem Nannei, und nicht mehr in der großen Stadt, wo sie seine Bekannten alle anstarrten, musterten, wo alles dumpf und eng war, keine Bäume, keine Blumen. —

Ach der Tag, an dem sie kamen! Ein ganz warmer, sonniger Märznachmittag, staubig, die Berge dunkelblau, das Thal hell und wie frisch gewaschen. An der Bahn war der alte Ani mit der grünen, feiertägigen Pfeife, und der Spitz Romano, der Ernst gleich bis an den Hals sprang vor Wiedersehensfreude. Und das kleine, wohlige, warme Bauernhaus mit der Holzaltane und dem breiten Dach, ganz festlich geputzt vom Nannei. Da durfte sie nun ihre zwei netten Stuben einrichten. — Die blitzblanke Freude am Neuen kam ihr wieder, das sie mit vollen Armen umschloß und an sich drückte — heimlich schlich sich leispochende Sehnsucht ein. O wieder so reich, so sorglos sein, voll dankender Liebe, voll strahlenden, kaum zu fassenden Glückes! O erste Tage voll verschwiegener Zärtlichkeit, voll heimlichen Jubels, geborgen in den niederen Bauernzimmern.

Elisabeth kam in's schaukelnde Fahrwasser der Wehmut. Von der „Stub'n" drunten tönt Anis Zither wie eine beschwichtigende Begleitung zu ihren Gedanken. Was sie nur hatte! Es war ja noch alles da!

Drunten saßen sie um den großen Tisch, Ani und

die Nachbarburschen rauchten und spielten „auf“, das Herdfeuer prasselte und Nannei kochte — wie immer. Die würden sie schön auslachen, daß sie im Finstern saß und heulte! Schnell stand sie auf und zündete die Lampe an. Alles sah anders aus, sowie sie Licht hatte. Die Bauernkommode mit den blinkenden Griffen, Ernsts großer Schreibtisch mit den vielen Büchern und Heften und Photographien, ganz behaglich und stolz dabei reckten sie sich in der Stube, das Ticktack der Wanduhr klang halb spottend: na — na — na! Sie schämte sich wirklich. Wenn Ernst zurückkäme! Kein Feuer im Ofen, kein Tisch gedeckt, kein Abendbrod — Schnell, schnell jetzt. Sie war wirklich albern gewesen. Warum sollte Ernst nicht einmal verstimmt sein? Den ganzen Tag nicht aus dem Hause gekommen, kein Brief heute, keine Zeitung. Er mußte auch anfangen zu arbeiten, nicht immer nur Unsinn mit ihr machen und sich herumtreiben. Sie kannte wohl die Wichtigkeit, seine Doktorarbeit! Mit Ehrfurcht ging sie um die schon lange hergerichteten Bogen, fast hätte sie ihnen eine Verbeugung gemacht. Da kam gleich der Stolz. Was er alles wußte und hatte so ein dummes, kleines Mädel lieb! Sie! Ja, er hatte sie lieb. Das kam auf leisen Sohlen, begehrte Einlaß und machte sie glücklich, übermütig. Beinahe hätte sie das Nannei umarmt, das mit einem Arm voll Tannenästen zum Feuermachen kam. Er mag mich doch! Das sang und klang und tanzte in ihr zur Zither, zum summenden Theewasser und dem Geknatter im Ofen. Sie freute sich ordentlich, daß es draußen noch stürmte und goß, um so behaglicher würde Ernst es bei ihr finden.

Der Tisch war schön in Ordnung, die Speisen lecker und appetitlich, sie stellte sich mit gerecktem Halse, um alles zu übersehen. Wenn etwas fehlte: „Leichtsinn!“, wenn etwas krumm oder verkehrt lag „Rustica“, wenn es nicht gut zubereitet war „Kameel“. Und sie ging um den Tisch herum, sagte sich die drei Lieblingswörter vor, ganz so gewichtig, wie er sie aussprach und tippte

sich dabei mit dem Finger auf die Stirn, gerade wie Ernst es machte. Besonders beim Kameel verweilte sie, weil das seine Specialität war, dies innige Ruhen auf dem m „Kammmmeel". Nein ganz so schön brachte sie es nicht fertig. Er mußte es ihr heute noch sagen, wenn auch alles gut war, zur Belohnung. Wenn er nur käme! Der Thee wurde ja schlecht, dunkel und herb; es war schon spät, er konnte doch unmöglich in der Nacht noch herumlaufen. Sie wurde schon wieder unruhig. Sie hörte die jungen Nachbarburschen weggehen, die beiden Alten in die Kammer tappen, und nun nichts mehr als den Wind und Romano, der knurrend und zankend sein Strohlager zurechtkratzte.

Wo er nur blieb! Warum er sie so allein sitzen ließ, sie konnte gar nichts essen. Aber tapfer schluckte sie ihre Sorgen hinunter. Sie wollte lesen und gerade das, was er ihr heute gelesen. Vielleicht verstand sie's, wenn sie es recht oft und recht langsam las.

Einmal. — Elisabeth schüttelte den Kopf und las wieder, schüttelte ihn abermals, aber viel, viel langsamer, legte sich im Stuhl zurück, mit dem Finger fortwährend eine Locke an den Schläfen drehend, die Augen halb zugekniffen.

Plötzlich machte sie sie weit auf und wurde ganz rot im Gesichte, dann kamen Thränen. Hilflos legte sie den Kopf auf die Arme und weinte und weinte.

Da! hörte sie nicht Schritte durch den Wind? Im Erschrecken flog sie auf, er sollte sie nicht so finden. Sie rannte nach dem Schlafzimmer, da hörte sie ihn schon auf der Treppe, geschwind die Kleider herunter und unter die Decke. Das Herz pochte ihr wie als Kind, wenn sie Unrecht gethan und auf Strafe wartete, — er war im Zimmer. Eine Weile blieb er stehen, dann ein paar Schritte, unschlüssig — Horchte er? Kam er zu ihr? Setzte er sich zum Essen? Sie hörte gar nichts mehr, weil ihr Herz so viel Lärm machte. Nun kroch sie vorsichtig an's Fußende ihres Bettes, da konnte sie den

Tisch sehen, durch die halboffene Thüre, wenn sie sich nur recht weit vorbog.

Richtig, da saß er. Mit dem Rücken gegen das Schlafzimmer und den Kopf in den beiden Händen. Sie mußte an sich halten um nicht hinauszuspringen, ihm an den Hals, so allein saß er. —

Ernst konnte nichts essen, es hätte ihn gewürgt. Wie gut war er ihr wieder gewesen, wie hatte er sich nach ihr gesehnt!

Den ganzen Weg zurück hatte er ihre Augen vor sich gesehen, die scheuen Kinderaugen, in denen tief das Weib schlummerte, ihr langes, knisterndes Haar hatte er geküßt und ihre Lippen, die so zaghaft wieder küßten. Und nun? — Es war ihr wohl nicht der Mühe wert gewesen, wegen ihm aufzubleiben? Die Geschichte von vorhin war ihr natürlich leid, weil sie sich gekränkt fühlte, — ein paar Thränlein und dann ins Bett gekrochen, es schlief sich so wohl darauf wie immer. Diese verdammte Oberflächlichkeit, was sie ihm schon für Schmerzen gemacht hatte. Konnte er denn je etwas Ernsthaftes mit ihr reden? Von seinen Sorgen? Sie würde sehr erstaunt sein und zuletzt lachen. Kindisch war sie, oberflächlich, sorglos. Da war er ja genau wieder auf demselben Punkte wie vorhin. Nicht der Streit hatte ihn fortgetrieben, der kleine Ärger. Nie wurde sie das, was er erwartet hatte. Keine Ernsthaftigkeit, kein großes warmes Mitempfinden, sie wurde kein Weib. — Und doch, und doch! Nur scheu und schamhaft vielleicht war sie. Warum lag in ihren heftigen, fast eckigen Kinderliebkosungen so viel Glut und Wärme, so viel zurückgedrängtes Sehnen? Und dabei doch dies Unreife, Naseweise, das ihn hart und grausam machte, daß er an all ihre warm umschließende, zaghafte Liebe denken mußte, an ihre händeküssende Zärtlichkeit, um sie nicht zu hassen.

Vielleicht hatte er ihr ein Unrecht zugefügt, daß er sie von dort weggenommen, sie fand sich bei ihm nicht zurecht. Oder ein Unrecht gegen sich, weil sie ihn

hemmte. Jetzt, wo er so viel mit sich zu thun hatte, hätte er eine Verstehende, Helfende gebraucht. Sie, die andere, bei der er den Glauben an sich gefunden, ihr hätte er seine Sorgen klagen können — aber dies Kind, die schlafende Sorglosigkeit! —

Bis zwölf saß er auf, ohne sich zu regen. Elisabeth kniete ebensolange starr vor Kälte auf ihrem Bett. Erst als er aufstand, kroch sie zurück.

Ernst zog sich im Dunkel aus. Elisabeth hörte, wie er noch lange ruhig stand, ehe er sich niederlegte. Ihr Herz war voll Trauer und Angst. Was litt er? — Nur durch sie. In Demut vor ihm niederknieen und bitten, daß er es sage. Aber sie hatte keinen Mut, da kam gleich dies Angstgefühl, dies Fürchten vor seiner Antwort. — Schlief er? Er rührte sich nicht. Endlich hörte sie ein Knistern. „Gut' Nacht, Schatz", sagte sie ganz leise. Keine Antwort, er schlief wohl.

Ernst lag auf dem Rücken und horchte auf das Knarren der Bäume und das Ächzen des Hauses. Der Regen hatte aufgehört, und ein blasser Mond flog durch zerrissenes Gewölke. Er sah danach. Dies Jagen und Rennen und Hasten und Streiten bannte ihn.

Da schob sich etwas zwischen ihn und das kleine Viereck des unruhigen Nachthimmels. Sachte Schritte seinem Bette zu, tastend eine Hand auf der Decke die seine suchend. Elisabeth. Ihre kalte Wange legte sich auf seine Finger, die gelösten Haare fielen darüber, sie kniete vor seinem Bette. Kein Wort. Sie schwiegen beide.

Da fing ihre Hand an sich fester um die seine zu schließen, ihr Kopf hob sich.

„Ich verstehe es jetzt, Ernst."

Ganz anders, tiefer, tonloser klang ihre Stimme. Ernst fühlte wie seine Schläfen hämmerten, wie es ihn würgte, er wollte reden. —

Da übermannte sie ihr Leid. Sie sprang auf, umschlang ihn mit beiden Armen und unter Küssen stammelte sie: „Ich weiß, ich weiß du bist ein wirklicher Prinz und

ich bin keine wirkliche Prinzessin und du hättest mich nicht heiraten sollen. Aber ich hab' dich halt so lieb, so arg, arg lieb, behalt' mich, behalt' mich bei dir!"

Wortlos zog er die vor Kälte und Aufregung Zitternde an sich, schlang die Decke um sie und konnte nichts sagen wie: „O du Kameel, ich hab' dich doch gern", und vor Rührung schrie er es ganz laut.

* * *

Ein paar Wochen später.

Nannei stand in ihrem „Gartl", hielt die Hand vor die Augen und schaute den Staren zu. Kaum sah man sie in der Pracht der Apfelblüten, die kleinen, schwarzen, glucksenden Vögel. Ringsum blühten die Obstbäume. Wie riesige Sträuße sahen sie von oben aus, blaßrot und weiß, die Landstraßen leuchteten weithin aus Saatfeldern und Wiesen heraus mit den Umsäumungen der Blütenbäume, die Dörfer ringsum waren untergetaucht, verschwunden unter der Fülle der blühenden Pracht. Weithin prahlten die Wiesen, strotzend grün mit bunten, gelben und roten und weißen Flecken.

„Aber Nannei, heut ist es schön!" rief Elisabeth, „schau nur, schau die Bienen!" und jauchzend lief sie den Heckenweg weiter im dichten Grase. Nannei zeigte Ernst den Staren, der die brütende Starin zärtlich fütterte. „Da geit's bald Junge, siehgst'n?" meinte sie lachend und zwinkerte mit den Augen.

Elisabeth rannte noch immer an der Hecke hin, streichelte die Blätter, bückte sich zu den Blumen, schaute in die blühenden Baumkronen, breitete lachend die Arme aus und lief Ernst wieder entgegen: „O wie glücklich, wie glücklich ich bin!"

Das Nannei drohte mit dem Finger und deutete schmunzelnd nach dem „Starl".

„Du bist ja, wie wenn du einen Rausch hättest, Kleine, ich hab dich noch nie so gesehen."

„Einen Frühlingsrausch wahrscheinlich. Als ob du

wüßtest, wie gern ich das alles habe. Noch viel lieber wie früher, weil ich in der Stadt eingesperrt war."

„Du hast drinnen aber nie etwas gesagt".

„Wozu denn? Ich war einmal mit dir gegangen und —" sie hielt inne, weil Ernst immerfort den Kopf schüttelte.

„Was ist los? War das dumm?" —

„Nein, ich weiß nicht, du bist ganz anders, so fremd, deine Augen glänzen und man meint, du möchtest tanzen vor Vergnügen."

„Weil alles so wunder-, wunderschön ist, spürst du's denn nicht da drinn? Ich möchte ja singen und schwätzen und lachen immer, immer und springen und laufen, weil's gar so schön ist. Ich kann's ja nicht recht sagen, aber alles freut mich, und ich möchte die Bäume umarmen und die jungen Blätter küssen, die Blumen streicheln, daß sie da sind und die Sonne möchte ich auffangen und bei mir behalten, es thut beinahe weh — weißt du, fest an mich drücken alles, alles. — Ach Gott, es ist ja nicht so; wenn ich dir's erklären will, wird's ganz anders, weil es nicht lustig ist eigentlich, weil mir die Thränen dabei kommen manchmal und doch, ich glaube, es kommt auch davon, daß ich dich so gern hab'."

Sie nahm seine Hand und schaute ihn an.

Er sah ja fast aus, wie wenn er zornig wäre! Die tiefen Längsfalten, die einen ganzen Wulst zwischen den Augenbrauen vorschoben —

Ernst war auch verdrießlich. Er wußte selbst nicht, warum. Beinah that's ihm weh, daß sie so fröhlich war, so für sich fröhlich, ohne ihn, ohne daß er etwas dazu gethan. Weil er ihr das Glück nicht gegeben, und auch, weil sie ihm fremd vorkam, das war unbehaglich, daß er ihre Freude nicht mitfühlen konnte. Aber er hätte doch froh sein sollen, sie so überglücklich zu sehen, er wollte es ja, gequält hatte er sie genug — ganz fest versprochen hatte er sich's: sie sollte glücklich werden, er hätte ja ein Untier sein müssen, wenn —

Fest legte er den Arm um sie und sah sie bittend an. Wie ängstlich ihre Augen waren. „Nein Maus, nein!“ sagte er zärtlich, da war sie schon wieder zufrieden.

Als sie oben bei der alten Kirche standen, packte auch ihn die Frühjahrstrunkenheit. Das ganze, weite Thal voll Licht und Blüte. Wie ein Taumel des sich Entfaltens, ein süßes Geheimnis des Werdens stieg es auf, ein Gottesdienst der Schönheit, des Genießens, ein Jubel ohne Ende —

„Siehst du's Ernst?“

„Was denn?“

„Das Haus drunten, unser Haus. Ganz allein, wie eine Einöde. Gelt, wir brauchen auch niemanden, wir wollen nichts wissen von den Leuten und du, du denkst auch nimmer daran.“

„Woran?“

„An sie; du hast so viel von ihr erzählt. Weißt du, die du so arg gern gehabt hast, und sie hat nichts gemerkt.“

„Nein Herz, ich habe ja dich.“

„Und wir bleiben beisammen immer, immer?“

Ernst drückte sie fest an sich.

Wie gern hatte er sie, wenn sie so ernst war. Da fing sie plötzlich zu lachen an.

„Jetzt kichert sie auf einmal wieder. Unbegreiflich! Leichtsinn!“

„Halt wegen dem.“

„Halt wegen was?“

„Wegen dem, was du nicht weißt.“

„Ah, eine Neuigkeit! das wird was sein!“

„Dann sag ich's eben nicht.“

„Laß es nur gehen.“

„Aber du sollst's wissen.“

„Ich bin gar nicht neugierig.“

„Geh, rat halt!“

„Ich bin zu faul.“

„Aber du mußt es wissen."

„Ich will gar nicht."

„O du, jetzt sag' ich's g'rad!"

Sie faßte ihn beim Rockärmel und rieb sich immerfort ihre Nase an dem rauhen Stoff, dunkelrot im Gesicht.

„Es ist — — weil — nun — im Herbst eben, es ist zu komisch — da kann ich nicht mit dir da herauf gehen, weil — nun so sag's doch weiter, weißt du's denn nicht? — weil — wir ein Kind kriegen."

Und im Nu war sie über den Hügel hinunter und unter den grünen Hecken verschwunden.

„Du —! du! Kameel!" mit den Armen fuchtelnd und den Mund wie zum Pfeifen spitzend, lief ihr Ernst nach.

„Kammmeel!" rief sie ihm aus ihrem Versteck entgegen, und er zog sie an beiden Händen heraus. Da standen sie nun und schauten sich an und schnell wieder zu Boden, lächelten sich mit fremdem Lachen zu und wußten nicht, was beginnen.

„Aber Mädel, Mädel!"

„Ich habe doch nichts Dummes gesagt?"

„Nein, das Gescheitste, was du bis jetzt in deinem Leben gesagt hast", und er küßte ihre Stirne, dann erst ihren Mund, aber zögernd, scheu, strich ihr über die Haare, die Finger zitterten ihm.

„Freut's dich?"

Da nahm er sie auf den Arm und trug sie über die Wiese in den Wald. Die Äste rissen an ihren Haaren, und die Blätter schlugen ihr ins Gesicht. Er merkte es nicht, und sie hielt ganz still ihren Kopf an den seinen gedrückt, bis sie in die Lichtung kamen, wo man das Haus drunten liegen sah. Kaum hatte er sie auf die Füße gestellt, da war sie fort, hinunter den Feldweg, zwischen den Hecken, heim. Er schloß die Augen und sah sie vor sich in ihrem hellen Kleide immerfort über den grünen Hang fliegen, hinunter — hinunter —,

hinunter, immerfort im Sonnenschein, immerfort mit diesen glücklichen Augen, immerfort in der jungen Frühlingsherrlichkeit, wie wenn sich alles um sie dränge, sie schmeichele, liebkose, wegen ihr da sei — — —

Zu Hause fand er Briefe. Auf einen stürzte er sofort los, Elisabeth sah es gleich. Auch daß er rot wurde, rot bis unter die Haare und daß er wieder die Falten auf der Stirne zog, sie kannte sie schon —, wenn er ratlos war oder ärgerlich. Fragen mochte sie nicht, und er sagte kein Wort. Kramte nun so in den anderen Briefen herum, machte einen auf, las ihn zur Hälfte, legte ihn wieder hin und nahm einen anderen. Zuletzt ließ er alle liegen und ging hinaus, den ersten hatte er aber doch mitgenommen. Und der war von einer Frau. Sie hatte es an der Handschrift gesehen, ganz deutlich.

Wie wenn ihr plötzlich etwas genommen würde, war's ihr auf einmal und sie war so überglücklich heute gewesen.

„Frau von Tilgner wird nächstens hierher kommen." Im Eintreten sagte es Ernst, kurz und mürrisch schien ihr. Elisabeth stellte erschreckt den Maiblumenstrauß weg, den sie ordnen wollte.

„Wie, die will kommen? und vorhin haben wir erst davon gesprochen — nein Ernst, mach keine schlechten Witze."

„Doch sie kommt."

„Sie soll weg bleiben, schreib ihr nur."

„Unsinn! ich kann's ihr nicht wehren. Sie wohnt ja nicht bei uns."

„Aber ich will nicht, ich weiß, wie das wird, ich mag sie nicht haben."

„Sei doch vernünftig, wenn es nicht anders sein kann! Kann denn nicht jedermann hierher aufs Land?"

„Ja gewiß. Aber — hast du ihr denn geschrieben —?"

„Daß sie kommen soll? Ist mir nicht eingefallen."

„Nein, ob du ihr überhaupt geschrieben hast, du hast nie etwas gesagt."

„Muß ich denn das sagen? Geh, geh, das ist

kindisch. Du weißt ganz genau, daß ich an alle möglichen Menschen schreibe, ohne dir's anzukündigen. Fällt dir gar nicht ein zu fragen, da, da auf einmal" er riß zornig an seinem Schnurrbart, „ist denn das etwas anderes wie Eifersucht? Jetzt weiß ich auch wie's wird!"

„Sie soll fortbleiben, ich will sie nicht hier haben! Weißt du nicht vorhin, Ernst? Bitte laß sie nicht hierher!"

„Aber das sind ja Dummheiten. Ich kann ihr doch nicht schreiben, daß sie wegbleiben soll, ich kann nicht, sei doch vernünftig!"

„Du wirst sehen Ernst, dann ist alles aus. Und nein, und nein, ich will sie nicht haben!"

„Das ist doch wirklich großartig. Ob es dir nun recht ist oder nicht, ich sage dir einfach, sie kommt und damit basta. Ich weiß sicher, es ist nur dumme, kindische Eifersucht, wegen früher. — Und wenn sie da ist, nimm dich zusammen, da verstehe ich keinen Spaß, ich will mich nicht mit dir schämen. Ja, schau mich nur an, sie ist Dame bis in die Fingerspitzen, die, ja die ist eine wirkliche Prinzessin. — Das bitt ich mir aus, geheult wird jetzt nicht, sonst will ich gar nichts mehr von dir wissen heute. Nein, nein, sage lieber nichts, ich habe genug, ich will nichts hören."

Jetzt war es ihm recht, daß sie kam, gerade wegen ihr. Das war doch zu verrückt, einen solchen Radau deswegen zu machen. Im Anfang hatte es ihn ja selbst gewurmt, daß sie so hereinschneien wollte. Wie eine Indiskretion, eine häßliche Neugierde erschien es ihm. Nun war es doch gut wegen Elisabeth. Sie mußte sich daran gewöhnen, daß er auch mit anderen verkehrte, er sollte wohl immer bei ihr hocken und keinen Menschen sonst haben. Und es war so notwendig für ihn jetzt, er mußte sich aussprechen können, mit Elisabeth konnte er nicht reden, mit ihr schon. Wochenlang saß er hier außen, hatte keinen Strich an seiner Arbeit gethan und jeden Tag wurde der Ekel daran größer. Elisabeth fiel es gar nicht ein darnach zu fragen, bei ihr — das

erste Wort, das wußte er. Und darum, auch darum war es gut, daß sie kam. Aber dennoch blieb es eine dumme Geschichte. Sie würde sein Glück mit Elisabeth nie verstehen, ihm vielleicht daran verderben.

Den ganzen Tag war er mürrisch, schlürfte und knurrte im Hause herum. Immer mußte er Elisabeth beobachten, mit den Augen der anderen anschauen, und da fand er so manches was sie belächeln, vielleicht bespötteln würde. Er ärgerte sich über sie, über sich, über Elisabeth. Wie blöd sie herumging, so stier nachdenklich. Zu lächerlich, solche Aufregung wegen einer Bagatelle. Dabei that sie ihm wieder leid, und als sie abends still auf dem Divan saß, ging er zu ihr hin, faßte sie am Handgelenk, sie ein wenig schüttelnd, weil er noch immer ärgerlich war: „Warum sagst du denn gar nichts? Bist du etwa gekränkt?

„Ich wollte nur still sein, weil du zornig warst und aufgeregt."

„O du Dummes! Aber du siehst bleich aus, bist du denn wohl?"

„O ja."

„Auch nicht traurig?"

„Ein ganz klein, klein wenig, du hast mich doch noch lieb?"

„Du dumme Maus, ja!"

„Gewiß?"

„Gewiß du Kind."

„Schatz war ein bisl bös mit mir heut!"

„Ja das war ich. Du mußt mir verzeihen, ich war so wütend über deinen Eigensinn, das reizte mich. Schau, mir war's gar nicht recht im Anfang, ich habe ihr nur einmal geschrieben, und nun kommt sie gleich! Und dann siehst du, ich kann nicht arbeiten, bin so abgespannt, das drückt mich, und sonst noch vieles, ich muß mit ihr darüber reden, darum ist es doch gut."

Nach einer Pause legte ihm Elisabeth die Hand auf die Schulter.

„Kannst du mir nichts sagen?“

Ernst hörte nicht darauf. „Du wirst ihr auch nicht gefallen.“

„Ist das ein Unglück?“

„Ich will's aber haben.“

„Ich will mir alle Mühe geben.“

„Und dann die Eifersucht.“

„Ich bin nicht eifersüchtig. Gewiß nicht. Es ist doch so einfach. Ich bin ja deine Frau, aber — wenn du sie lieber hättest — so, das war's, warum ich mich sorgte.“

„Geh, geh, die Tragik!“ Ernst lachte gezwungen. „Gott, Maus, das ist alles so dumm, wir haben uns doch lieb. Ich weiß ja, ich bin ekelhaft und könnte manchmal den ganzen Tag an dir herumnörgeln, ich verstehe gar nicht, was es ist, besonders heute, wenn ich an sie denke. Ich möchte dich anders haben, es ist ja häßlich von mir, dich so zu plagen, besonders jetzt, heute, wo ich doch weiß — ich muß krank sein.“

„Ja Schatz, das hat mir weh gethan, daß du es ganz vergessen hast, — das, weißt du — — was ich dir gesagt hab? —“

„Nein, nein, mein Herz, ich habe es nicht vergessen.“

Er nahm ihre Hand und küßte sie, langsam, scheu. Langsam drückte er den Kopf an ihre Brust, langsam sank er ihm auf ihren Schoß. Und es quoll auf in ihm, heiß und mächtig die große Scheu vor diesem ewigen Wunder, das Beben vor dem Unbegriffenen, das sich Beugen vor dem geheimnisvollen ‚Es werde‘.

* * *

„Du, ich bin so arg neugierig.“

Auf dem Weg zur Bahn war es, sie wollten Frau v. Tilgner abholen.

„Was es wohl werden wird. Ein Prinz oder eine Prinzessin? So wie im Märchen, gelt? Ein wirklicher Prinz oder eine wirkliche Prinzessin, oder so wie du oder wie ich, keine wirkliche“ — — sie schielte nach

ihm, es hatte ihn schon geärgert, aber sie konnte es nicht lassen. — „Ich zähle es manchmal an den Knöpfen ab, oder an den Schritten, bis da oder dahin, grad oder ungrad. Ich freu' mich so! Wenn es nur ein Prinz wäre, wie du, ein wirklicher." —

„Schäm dich lieber so kindisch zu sein. Du ahnst gar nicht, was mit dir vorgeht. Immer und immer und immer derselbe Leichtsinn. Eine Sünde ist es beinahe, daß so ein Geschöpf, ein solches Kind Mutter werden soll."

„Ernst ich kehre lieber um, du warst vorhin schon so aufgeregt."

„Nein, geh nur mit."

Vorhin hatten sie schon gestritten.

Nichts war ihm recht. Nicht recht frisiert, nicht recht angezogen, zu geputzt, zu absichtlich schön, dann ging sie nicht recht, und dies und jenes, er trippelte fortwährend vor Ungeduld.

„Heit hot's 'n awer wieder!" meinte das Nannei im Vorbeigehen halblaut zu Elisabeth. Aber Ernst hatte es doch gehört, und nun brach das Schimpfen los über die Bauernwirtschaft, das Hocken auf dem Land. Was für eine Dummheit, für so lang einzumieten, immer mit denselben idiotischen Bauerngesichtern zusammen sein, das schlechte Bier trinken müssen. Und die Kühe brüllten zu laut, und der Herd rauchte zu oft, und das Nannei und der Ani kümmerten sich viel zu viel um sie; alles, alles war nicht recht, selbst Romano, der freudebellend nachsprang, bekam einen regelrechten Fußtritt. Und wie hatte ihn Elisabeth geärgert! Durchaus wollte sie nicht mit zur Bahn. „Was thu ich dabei? Du hast ja selbst schon gesagt, daß sie sich nichts aus mir machen wird!"

Ja das that sie auch und er meinte selbst, Elisabeth wäre besser zu Hause geblieben. Sie war ja lieb mit ihr, aber da war so viel Protegierendes bei der Begrüßung, so viel Hinabneigung zu ihr: „Oh, sie ist ja sehr hübsch!" sagte sie ganz laut zu Ernst, „eine aller-

liebste kleine Frau," aber zu ihr selbst nicht viel weiter. Elisabeth mußte stumm neben den Beiden hergehen. Die hatten sich so viel zu sagen von früher, von gemeinsamen Freunden, von allerlei gelehrten Sachen, die sie nicht verstand. — Ernst hatte ganz vergessen, daß sie auch da war. Nicht weil sie ihn geärgert hatte, er dachte wirklich nimmer daran. Nimmer, wie sie aussah, nimmer, wie sie sich benahm, nimmer, daß er gewollt, sie solle schön aussehen, glücklich. Der Kopf wirbelte ihm. Das brauchte er, Anregung, geistigen Verkehr, Verständnis. Er hatte ja in einer Öde bis jetzt gelebt, und nun war plötzlich ein Tumult in ihm, aus allen Ecken flatterte es auf, in allen Winkeln streckte es sich. — Er hatte geschlafen, und sie rüttelte ihn auf. Nicht absichtlich, das brachte sie so mit, das war ihre Atmosphäre. Nun würde er Mut haben, Vertrauen, ihr konnte er alles sagen, wie war er froh, daß sie da war!

„Nun natürlich bist du eifersüchtig, Kleine! Die ist eine Dame, Herrgott! Du dürftest froh sein — nur den zehnten Teil — sperr deine Augen auf Rustica, lerne, lerne!"

„Ich will nichts von der lernen, ich kann auch nicht. Wenn du mich gern haben willst, mußt du mich gern haben, wie ich bin. Ich werde nicht anders, wenigstens nicht wie die, ich bin eben keine wirkliche Prinzessin."

„Blech, Blech, komm doch nicht mit dem alten, albernen Spruch! Und immer d i e, d i e! Habe die Güte und drücke dich anständig aus, ich will es."

Elisabeth schwieg. Jetzt war wieder gar nichts recht, seit er zu Hause war. Und sie machte auch alles verkehrt, weil er immer da saß und zuschaute. Auf einmal sollte sie alles anders machen, sollte ganz anders werden. Sie hatte gar keinen Willen, es ihm zu Gefallen zu thun, wenn ihr immer die Prinzessin als Muster aufgestellt wurde. Sie konnte sie nicht leiden, wenn sie auch lieb war mit ihr, das sah sie an ihren Augen.

„Aber ihre Augen sind doch nicht schön?" sagte sie

plötzlich und in einem Ton, wie wenn Ernst schon widersprochen hätte, „so hart und grau, und lauern thun sie auch.“

Ernst sah sie an, zog die Augenbrauen hoch in die Höhe, lachte und sagte gar nichts. Am nächsten Morgen saß Elisabeth vor dem Hause und sah den Beiden nach.

Sie wäre auch gern mitgegangen. „Wir wollen sehr weit gehen, und das ist nichts für dich.“ Flüchtig hatte ihr Ernst Adieu gesagt, voll Hast Frau v. Tilgner nachzukommen.

Da gingen sie nun in der Sonne, am Bach hin, schräg über die Wiese gegen den Wald. Immer kleiner wurden sie. Der rote Sonnenschirm leuchtete wie ein winziger, neckender Fleck aus all dem Grün, tanzte vor dem Berg hin und her, tauchte auf, tauchte wieder — immer kleiner — war unter den Bäumen verschwunden. —

„Nun sagen Sie mir, wie sind Sie eigentlich zu der kleinen Frau gekommen?“ Frau v. Tilgner fragte das plötzlich, mitten aus einem anderen Gespräch heraus.

„Wie? — Ja sie gefiel mir eben.“

„Das kann ich mir wohl denken, aber wo und wann, das ging ja so schnell, ich war ganz baff.“

„Wo? Ich lernte sie bei ihren Verwandten auf dem Lande kennen, wann? — ja, nachdem ich, nein, nachdem Sie abgereist waren.“

„Ah — so!“ Frau v. Tilgner lächelte. Ein ganz eigentümliches Lächeln, das in den Mundwinkeln stecken blieb und gar nicht bis an die Augen kam.

„Natürlich haben Sie jetzt riesig gearbeitet. Nein? Gar nichts! Wie ist das möglich! Wie kann das sein! Sie müssen doch weiter kommen! Wenn ich nicht wüßte was in Ihnen steckt! — Gerade das schätzte ich so an Ihnen, Ihre Energie, Ihre Thatkraft, und nun?“ —

Ja, nun wollte er nimmer. Er konnte nicht arbeiten, er sah es ein, er taugte nicht zum Gelehrten, er mußte heraus. Aber da war die kleine Frau — er hatte sie doch nicht geheiratet, um sie vielleicht darben zu lassen — eine Zeit lang ging es ja noch gut. — —

„Sie weiß natürlich darum?“

„Keine Idee! Was soll ich sie damit plagen, ihr Sorgen machen.“ —

„Ja, wenn Sie das nicht mit Ihrer Frau besprechen können — — —“

Beim Abschiednehmen faßte sie seine Hand fest und hielt sie. Sah ihn lang an.

„Ich möchte Ihnen gern etwas sagen. Ich hoffe, daß Sie mich nicht mißverstehen. Es mag kalt klingen, grausam, unmöglich, vielleicht hassen Sie mich auch deswegen, es macht mich furchtbar traurig, aber ich muß es Ihnen sagen. Ich sehe so klar, Sie hätten nicht heiraten sollen, nicht die Frau heiraten. Sie hängt wie ein Gewicht an Ihnen, hemmt Sie. Derartige Ehen taugen nichts. Sie sind verändert, zerfahren, und ich glaube nicht, daß Sie noch stark genug sind mit ihr — es giebt nur eines — — — ob Sie den Mut haben? — Aber um Gotteswillen, kommen Sie nur jetzt nicht auf die absurde Idee, daß ich hetzen will!“

Und danach stelzte sie mit gleichmäßigen, bewußten Schritten davon, ohne Erregung, während er sie hätte würgen können vor Wut. So, so, das war ihr Verstehen, so half sie ihm? Und hetzen wollte sie auch nicht? Was denn sonst? — Aber nein! nein! warum sollte sie das thun?

Je mehr er darüber nachdachte, je näher er dem Hause kam — hatte er denn nicht oft schon Ähnliches gefühlt, und aus Feigheit unterdrückt? Allerdings nur ganz leis, nicht so schroff, kantig herausgehauen. Konnte er mit Elisabeth etwas Ernsthaftes reden? Hatte sie nur einen Schein von Interesse für seine Arbeiten gezeigt, sich um seine, um ihre Zukunft gekümmert? Jawohl Maul auf! und die Gebratenen flogen hinein. Woher sie kamen, und ob es immer so fortging, scherte sie wenig. Aber er hatte es auch nicht verlangt von ihr, nur glücklich sollte sie ihn machen. Glücklich! bornierter Idealist, der er war! — Dann sah er sie wieder

droben auf dem Berg im goldgrünen, lenzjungen Buchenwald, trug sie fest an sich gepreßt, und es war ihm als müsse er ihr eine Schmach abbitten. Sentimentalität! so würde Frau v. Tilgner sagen, ganz genau hörte er den scharfen Ton ihrer Stimme. Ja sie bog keinen kleinen Finger, ehe sie sich nicht von ihrem Kopf die Erlaubnis dazu geholt. — Verfluchter Wirrwarr! er war auch gegen sie ungerecht. Es war doch nur Teilnahme, sie kannte Elisabeth nicht, oder es war wirklich ihre Überzeugung — von nichts mehr wissen, Ruhe haben, eine halbe Ewigkeit schlafen und beim Erwachen ein anderer Kerl sein, frei, ganz frei, es war mit keiner etwas. —

„Gehst du heute wieder mit Frau v. Tilgner fort?"

„Wir haben nichts bestimmt. Ich bleibe bei dir."

„Gehen wir dann zusammen fort?"

„Meinetwegen."

Wie unlustig und finster er war; mochte nichts reden, nichts essen. Stocherte nur so in den Speisen herum:

„Hast du dich etwa gestern mit ihr gezankt?"

„Schwätz' doch nicht so, mit ihr zankt man sich nicht herum wie mit dir."

Aber doch war er verstimmt heimgekommen, wortkarg und zornig. Warf sich die halbe Nacht herum, sie hatte es wohl gehört. Nicht ein einziges Mal schalt er sie, und sie machte viel nicht recht, sogar absichtlich; gar nicht geachtet hatte er darauf. Immer so mit dem Kopf in den Händen und den Fingern in den Haaren wie jetzt. Nicht einmal das hörte er, daß Ani an die Thüre klopfte mit drei Knöcheln zugleich, was bei ihm der Ausdruck großer Höflichkeit war. Nur wenn der „Herr" da war, that er es.

„Unti kemma sollst, Herr Dokder, die Herrisch' is drunt' —" er nahm die Pfeife vor Erstaunen aus dem Munde, weil Ernst ganz plötzlich in die Höhe fuhr.

„Wo ist mein anderer Rock, mein Hut, schnell, schnell! Ich kann sie doch nicht warten lassen — —"

„Sie könnte ja heraufkommen —“

„Ach was, Papperlapapp, wenn sie nicht mag!“

„Und ich?“

„Und du? ich weiß nicht; geh' spazieren, thu' was du willst, ich habe jetzt keine Zeit.“

Ernst war mit ein paar Sätzen über die Treppe, Frau v. Tilgner grüßte und winkte zu ihr herauf, er sah sich nicht um.

„Sakrisch, is d'r z'sammg'richt und a sauwers, schneidig's Weiwets is,“ meinte Ani und kratzte sich mit dem Pfeifenstiel in seinen grauen Borsten.

Elisabeth nickte. Das fand Ernst wahrscheinlich auch.

„Thu' was du willst, ich habe jetzt keine Zeit!“ Wie oft sagte sie sich das vor die nächste Zeit! Sie war fast immer allein. Wenn Ernst zu Hause blieb war er unruhig, empfindlich, gereizt. Hinter allem was sie sagte, suchte er etwas, fand überall Anspielungen heraus, daß sie ganz unsicher wurde. Sie frug ihn gar nimmer nach ihr, traute sich kaum ihren Namen auszusprechen. Aber einmal, als er wieder zu Hause geblieben und Frau v. Tilgner abermals gekommen war ihn abzuholen, da riß ihr doch die Geduld. Bebend vor Zorn sagte sie: „Und du willst noch behaupten, daß die nicht gewußt hat, daß du sie geliebt hast? — Die weiß auch genau, warum sie hierher kam! — Geh', nur geh' mit deiner Prinzessin.“

Da schaute er sie an mit seinen großen Augen, die ganz hart und dunkel wurden vor Zorn, und war fort. Ohne ein Wort, ohne Adieu, das erste Mal. Und nun war sie allein, immer allein. Ganz still war es um sie, sie horchte immer wie ihre Sehnsucht rief, sie langte immer nach ihm und konnte ihn nicht erreichen. Er war so fremd, verschlossen, kalt, und da kam ihr die Furcht. Wenn er sie einmal umfaßte, küssen wollte, sie anschaute, wie ein Geständnis war's, ein Flehen, — sie bangte davor, Gott, o Gott, sie konnte nicht, nein, nein! sie hatte doch das Kind, sie

wollte nichts hören, drängte ihn von sich. Das Kind, das war das einzige, was sie hielt. Mit zitterndem Sehnen dachte sie daran, wünschte es herbei, wie ein lebendiges Wesen war es ihr, das ihren Kummer verstand, mitfühlte, das ihr, ganz allein ihr, gehörte, das ihr niemand streitig machte, auch er nicht. Ein Wesen, dem sie alles gab, alles sein mußte.

Wie war sie anders geworden! Ernst hatte Scenen erwartet, Vorwürfe, kindische Quälereien, Zornausbrüche, aber nicht dies stille Zuschauen. Im Anfang war sie wohl trotzig und wollte auch mit ihm auf dem neuen Weg laufen, hängte sich an ihn, dann kam dies Nachschauen, Zaudern — und nun schien sie einen Weg für sich gefunden zu haben, einen stillen, sicheren Weg, ein eigenes Leben, ein Leben in der Zukunft, ein Leben mit dem Kinde, ein Leben, das mit ihm nichts zu thun hatte, das ihn zur Seite schob. Er fand sie oft wie im Halbschlaf, ruhend, lächelnd, leise flüsternd, allein und wie erwacht erst, wenn er zu ihr sprach. Und der unruhige Wunsch wachte auf in ihm, sie wieder so zu sehen wie früher, nicht ernst und wehmütig, ihm so fern. Er hatte sie ja wieder lieb, er sehnte sich nach ihr, nur aus trotzigem Eigensinn lief er noch jeden Tag mit Frau v. Tilgner. Das war auch wieder ein Idealismus gewesen, was er von ihr erwartete. Im Anfang ja, das that wohl sich Alles vom Herzen reden zu können, das that gut, diese Vernunft, dieses verständige Sichhineinleben. Aber die Teilnahme hielt nicht lange. Sie wurde müde, sie wollte ihn ungeduldig anders haben, er langweilte sie, weil er nicht der war, den sie sich vorgestellt, weil er nicht that, was sie wollte. Und sie hatte etwas gewollt von ihm von Anfang an, und wenn es nur der Reiz war, sein Schicksal zu dirigieren, wenn es sie nur prickelte mit seiner Zukunft zu spielen.

Ihm paßte auf die Dauer die geistige Seiltänzerei nicht, die sie liebte, dies ewige Stehen auf einem Bein

vor lauter Geistreichsein, dies Witzigseinmüssen und gelehrt um jeden Preis, da war er zu ungelenk dazu, es blendete ihn auch nimmer, hier allein mit ihr. In ihrem Salon ja, aber bei den Bauern? Und noch eins. Am letzten Tag kam es heraus. Sie hatte ganz unerwartet von ihrer Abreise zu sprechen angefangen. Sie wollte am nächsten Tage fort. Es war spät am Abend und stürmisches, regnerisches Wetter geworden, als er sie nach Hause brachte. Unter der Thüre blieb sie stehen, still eine Zeitlang, dann fragte sie zögernd, und er glaubte ihre Blicke zu fühlen: „Wollen Sie mir, weil ich morgen abreise, nicht doch noch ganz offen sagen, warum Sie Ihre Frau geheiratet haben?“

Sie hatte nie mehr von Elisabeth gesprochen, ihren Namen nicht genannt.

„Ich habe gar keinen anderen Grund als den, den ich Ihnen schon gesagt, weil sie mir gefiel.“

Er stand noch eine Weile neben ihr, dann streckte er ihr die Hand entgegen. Sie nahm sie flüchtig, und ihr Lebewohl klang kühl. Ernst ging traurig weg. Es that ihm weh, daß es so schal zu Ende gegangen war; er hatte einen dumpfen Widerwillen gegen die Frau, die er nun kannte, sehnte sich nach der, die er früher geliebt — alles um ihn war öde, dunkel, schwer, wie die Nacht ringsum. Und jetzt sollte er zu Elisabeth und ihr sagen, ich kann mein Versprechen nicht halten, dir nicht das Leben bieten, von dem ich dir gesagt, hast du den Mut, mit mir ins Ungewisse zu gehen? — Jetzt? Und plötzlich kam eine Angst in ihn. Wenn ihr etwas passiert war? Wie wenn sie nicht mehr da wäre, wenn er heim kam, weil er so lang, lang von ihr fortgeblieben. Eine schmerzende Unruhe trieb ihn, wie die Ahnung von etwas Schwerem, Fürchterlichem lag's auf ihm, wie wenn er ein Unglück mit sich zu tragen hätte, unter einer Schuld keuchen müsse. — Voll Schweiß und zitternd vor Erregung kam er vor dem Hause an. Still alles und dunkel, nur aus dem Schlafzimmer ein müdes,

stummes Licht. „Wie ein Totenlicht“, durchfuhr es ihn. So weiß und still lag sie auch in den Kissen, wie eine Tote, das kleine, zage Licht mit dem bläulichen Schein ihr zu Häupten. Die ganze Nacht träumte er davon, sah sie im Totenkleide, hielt sie mit grauenhafter Angst umklammert, weil sie kamen und sie fortnehmen wollten. Dann sah er sie in der Erde liegen, sah Schaufel nach Schaufel auf ihren Leib werfen, und sie war lebendig. Immer höher stieg die Erde, bis an ihr Herz, ihren Mund, ihre Augen, und er war gebunden und mußte hören, wie sie um Hilfe bettelte. — So ging es fort die ganze Nacht. Als er am Morgen erwachte, war niemand im Zimmer, er rief, niemand hörte, da ging es von neuem an. Ein paar Mal war ihm, als höre er Elisabeths Stimme, aber ganz leis, kaum bewußt, nebelhaft verklang der Ton, dann flüsterte man, es war ein vorsichtiges Tappen um ihn, hohl wie aus weiter Ferne. Zuletzt wurde es totenstill, dunkel und erstorben, in einer endlosen, hallenden Weite lag er und fühlte, wie sein Leben verrann. Langsam sickerte das Blut aus seinem Körper und er sank und sank und sank. Aber da hielt ihn jemand. Er öffnete die Augen — Elisabeth. Sie hatte den Arm unter sein Kissen gelegt, er sah ihr weißes Gesicht dicht vor sich, — da war er schon wieder eingeschlafen. Nach ein paar Stunden ward er abermals wach und sah sie deutlich neben sich, den Kopf geneigt und die Augen voll Thränen. Er wollte reden, aber sie winkte ihm, daß er still sei. Sie streichelte ihn, fuhr ihm über das Haar; weich und sanft waren ihre Finger, sie neigte sich über ihn und ihm wars, als müsse nun Ruhe für ihn kommen, Genesung und Stärke. Da fielen Thränen in sein Gesicht, immer mehr, Schluchzen packte sie, sie legte ihre nasse Wange an die seine und stockend stieß sie heraus: „Ernst muß es denn sein? Hast du sie lieber? Ich kann nicht — bleib bei mir — das Kind —“ mehr verstand er nicht, gurgelnd war es in Stöhnen übergegangen.

Und er versuchte den Kopf zu heben und sie anzuschauen. Es ging nicht, und er mußte es gerade in die Luft hinaussagen, stockend und schwerfällig: „O du — Kameel — ich — hab' doch dich — ‚lieb'", schrie Elisabeth mit zuckenden Lippen. Sie wollte auf und ihn an sich drücken, doch besann sie sich noch. Sanft nur legte sie die Lippen auf die seinen, den Kopf an seine Brust, küßte seine Finger, und es war wie Jubel in ihren Küssen und Leuchten in ihren Augen. Leise Worte sagte sie ihm, thörichtes, unzusammenhängendes Zeug, stammelnde Sehnsucht, lallendes Glück. — Ihre Wange lag neben der seinen auf dem Kissen. Immer zögernder kamen die Worte, lösten sich immer langsamer los, zuletzt ruhte sie neben ihm, still, das Glück und die Genesung nicht zu scheuchen und auch ihre Lider schlossen sich und sie blieb regungslos neben Ernst liegen, während er einschlummerte. Nun kamen für ihn die Tage der Genesung. Ein stilles, müdes, glückliches Ruhen mit der matten Schwäche im Körper, lauschend auf das tappende Nahen der Gesundheit, auf das leise Schwellen und Wachsen der Kräfte. Wie eine Pflanze. Erschauernd fühlte er die Sorgfalt und Liebe und Hingebung über sich rieseln, trank lächelnd die Sonne, die Wärme.

Und die Sonne, die Wärme war für ihn Elisabeth. Er sah nur sie, fühlte nur sie und durch sie das Leben um ihn, das Leben in dem kleinen Hause, das Leben draußen. Von ihr kam ihm Freude, Genesungsmut, Stärke, aus ihren Händen, ihrem frischen Munde, ihren geflüsterten Worten.

An einem warmen Juniabend saß er zum erstenmal wieder aufrecht in den Kissen und sah hinaus auf die reifenden Felder, die Wiesen, strotzend im satten Saftgrün. Elisabeth hatte alle Fenster geöffnet, und der süßherbe Kraftgeruch des allerersten Heues kam schwer und würzig in breiten Schwaden herein.

„Ani und Nannei haben es heute gemäht. Die erste Wiese. Jetzt wenden sie's. Siehst du dort, ganz in

der Ecke unter dem Berg, dem Riesenkopf, siehst du sie? Ani mit den weißen Hemdärmeln und Nannei mit dem gelben Tüchel und Romano, schau, er ist auch dabei. Kannst du das sehen, thut's dir nicht weh? Die Augen? Gelt, wie blau, wie veilchenblau der Riesenkopf heute aussieht, und wie schön das Getreide davor und die vielen, vielen Mohnblumen, wie die leuchten, das freut dich doch, Ernst?"

„Und dich, Lieb! Was wirst du machen, arme Haut, wenn wir im Winter in der Stadt sind! Du wirst viel, viel Heimweh haben!"

„Ich? Aber Ernst! Ich hab' doch das Kind! Ich kann ja gar nicht warten, bis es Winter ist und wir drinnen sind, mitten im Schnee und es ist heimlich warm bei uns, und es ist da, ist bei uns. Gar nicht ausdenken kann ich's. Denk' nur! Das ist du und ich und nicht du und ich und doch wir Zwei, ein Stück von mir und von dir und doch etwas für sich. Und ich hab's, ich darf ihm alles geben, in mir ist es, Ernst, in mir! Gar nicht begreifen kann man das, nicht? Ich könnte oft weinen, weil ich es gar nicht glauben kann — Du bist arm gegen mich, du dauerst mich oft."

„O, mein Weib, liebe, liebe kleine Frau! Aber dann hast du mich nimmer so lieb!"

„O schon, schon! Ich hab' nur so viel an das Kind zu denken, ich freu' mich, o wie freu' ich mich! Was hast du Ernst, bist du traurig?"

„Nur ein wenig. Ich hab' dir viel, arg viel zu sagen und ich fürchte — es quält mich aber, ich werde nicht ganz gesund bis es herunter ist vom Herzen. Lieb, ich kann meinen Doktor nicht machen, ich kann nicht. Ich tauge nicht zu einem verknöcherten Gelehrten."

„Ist das alles? Das habe ich schon lange gemerkt. Du hast ja nicht arbeiten können."

„Ja, aber — du weißt nicht, was das heißt —"

„Doch. Daß wir mit dem Wenigen auskommen müssen, das wir haben."

„Ja, — und jetzt wo das Kind kommt — nein —“

„Sei doch still! Ich fürchte mich nicht. Es wird schon was aus dir — ist ja gleich was —“

„Weißt du das?“

„Jawohl weiß ich's. Verhungern thun wir nicht, ich bin auch noch da, wenn es fehlt, glaubst du, daß ich dich deswegen weniger lieb habe?“

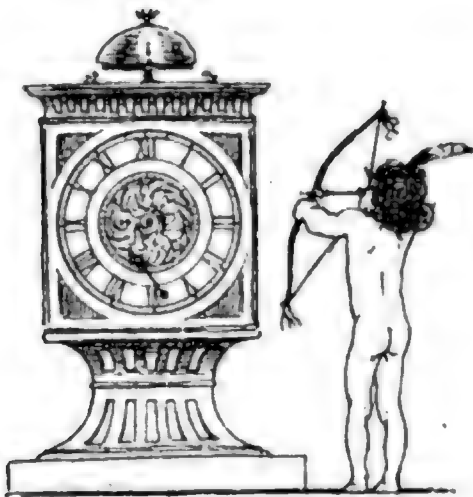
„Ja, siehst du, Maus, ich bin eben kein wirklicher Prinz.“

„Und ich keine wirkliche Prinzessin!“ jubelte Elisabeth, „dann passen wir erst recht zusammen jetzt, ich bin so froh, so froh Ernst —“

„Nein, Herz, du bist eine wirkliche Prinzessin, nur nicht die aus dem Märchen, eine ganze andere, meine Prinzessin. Wie heißt es im Märchen?

„Da nahm der Prinz sie zur Frau, denn nun wußte er, daß er eine wirkliche Prinzessin besitze. .... Siehe, das ist eine wahre Geschichte.“

„Einen Kuß, meine Prinzessin, noch einen — und noch einen — ich fürchte mich nun nimmer!“





Max Dreyer

Hunger



Hunger

Skizze

Fünfzig Mark! Fünfzig Mark auf einem Brett! Und das für Kleinigkeiten — für eine kurze Skizze und ein paar Gedichte! Wie lange hatte er groß daran gearbeitet? Wenige Stunden nur. Er hatte es so aus dem Ärmel geschüttelt.

Fünfzig Mark! Und von dem litterarisch bedeutendsten Blatt der Reichshauptstadt waren die Sachen angenommen!

Es waren beileibe nicht seine besten. Er hatte schon viel Tieferes und Machtvolleres geschrieben. Und unvergleichlich viel Größeres würde er noch leisten! Er fühlte, wie es in ihm gährte und wogte und glühte!

Jetzt konnte es ihm nicht fehlen! Wie war es nur möglich, daß die Bedenken ihn nicht losgelassen, daß er so klein, so schwächlich und mutlos gewesen! Wie war es denkbar, daß er nicht längst den Staub der Hörsäle von seinen Füßen geschüttelt hatte!

War das Philosophie, was die Kathederdrücker da dozierten? Diese Schlafmützen, die nicht ahnten, daß der Inbegriff aller Philosophie die Freiheit ist! Diese

Perrückenköpfe, deren Gedanken sich begnügten und behagten, in dunkeln, dumpfen und verschnörkelten Windungen herumzukriechen?

Und was sollte aus ihm werden? Ein Schulmeister. So hatte es der Herr Vormund angeordnet. Aber jetzt war er mündig!

Unter das Joch des Beamtentums sollte er sich ducken! Nimmermehr! Ein Bauernsohn beugt den Nacken nicht! Und ein Dichter erst recht nicht! Nein!

Er gehörte dem Leben, dem Kampfe.

Und dahin mußte er, wo das Leben am machtvollsten brandet, wo der Kampf am wildesten tobt — nach Berlin!

Daß er nicht längst da war, wo er hingehörte! Daß er nicht längst in der ersten Schlachtreihe stand, die, Mitleid und Mannesstolz im Panier, gegen die übermächtige Brutalität des Geldes, des Strebertums und des Byzantinismus mit Todesverachtung ankämpft! Er kam sich deshalb wie ein Drückeberger, wie ein Feigling vor.

Jetzt gab es kein Säumen mehr. Morgen noch wollte er fahren. Nach Berlin — nach Berlin!

Was er zu ordnen hatte, war bald gethan. Nichts Teures ließ er zurück. Keinen Freund — er hatte überall nur losen Anschluß gefunden; den einen war er zu stolz gewesen, den andern nicht vornehm genug. Und auch kein liebes Mädchen. Sein Herz hatte sich keiner zugewandt, und zum Liebeln war er zu unbeholfen und zu ehrlich. Keine Thräne würde um ihn fließen — um so besser.

Aber lustig stimmte es ihn, da er daran dachte, wie wohl die Herren Professoren die Augen aufreißen würden, wenn sie erführen, daß er so plötzlich, mitten im Semester abgedampft sei. Und sein gewesener Vormund, der alte Kaffer, was der dann wohl schnaubte! Bei dieser Vorstellung mußte er laut auflachen. Und die ganze Gesellschaft in der Musenstadt, dem Klatschnest, wo alles gleich herum war — wie würden sie die Köpfe

schütteln, wie würden dabei die vertrockneten Gehirnrudimente in den hohlen Schädeln rasseln!

Jahre hatte er vertrauert und verloren. Jammerschade war das. Aber jetzt wollte er es wieder einholen. Er wollte wieder gut machen, was er gefehlt. —

Berlin war ihm unbekannt. Staunend thaten seine hellen Augen sich auf, als ihn die Wogen so gewaltigen Lebens umbrausten. Und dann stellte er sich auf der Straße beiseite, trotzig in seiner Einsamkeit, sich auflehnend in seinem gesteigerten Ichgefühl gegen das Massenhafte, Mächtige, Ungeheure, das sich ihm wie etwas Geschlossenes, ihm Entgegengesetztes, ihm bewußt Feindseliges bot. Hier — das bin ich — und das Andere, all das Andere ist mir entgegen, ist mir feind! Es hat sich vereinigt, sich zusammengethan zu unermeßlicher drohender Wucht und Größe! Aber es schreckt mich nicht — ich fürchte die Masse nicht — ich bin mehr als die Masse. Ich bin Ich!

Er freute sich sogar, daß es so viel gab außer ihm. Um so mehr wurde er selbst, um so größer, um so reicher und stärker. Eine Unzahl neuer Eindrücke, die seine Phantasie befruchten, seinen Geist nähren, seine Empfindung vertiefen mußten!

Hier war sein Platz. Hier mußte er sich auswachsen zu ganzer stolzragender Höhe. —

Er hatte ein kleines nach dem Hof gelegenes Zimmer im fünften Stock gemietet. Und doch hatte er noch nie so teuer gewohnt. Schmählich hohe Preise! Aber was lag daran? Er hatte ja Geld genug. Wenn er all die gestundeten Kollegiengelder bezahlt hatte — und das wollte er sofort! Daß er sich überhaupt auf diese erbärmliche Pumperei eingelassen! Aber der Vormund, der Banause, hatte es ja so haben wollen! — wenn das abgemacht war, dann blieben ihm immer noch dreibis vierhundert Mark im Vermögen.

Und welch einen unversiegbaren Born dichterischer Schaffenskraft trug er in sich! Was würde er jetzt

leisten können! Was könnte ihm wohl geschehen! Er fühlte sich so sicher in dieser neuen Welt.

Über ein Meer von Dächern blickte er aus seinem Fenster. Aus den Schornsteinen stieg dunstiger Qualm zitternd auf in die trübe kalte Januarluft. Es war überall nur ein dünnes, blasses Geflacker. Nirgends gewahrte er wirklichen gemütlich dicken, behaglich schwelenden Rauch.

Nervös wie die Großstadt, sagte er sich. Aber das störte ihn nicht. Er hatte keine Sehnsucht nach langsam-robuster Hausbackenheit. Er hatte lange genug hinter dem Ofen gesessen, lange genug in enger, stiller Gemächlichkeit und Beschaulichkeit gelebt. Jetzt war es anders. Im Laufschritt ging es vorwärts. Die Bahn war jetzt frei. Die Schranken seines bisherigen Daseins waren durchbrochen. Vor ihm lag die große freie Welt.

Wieder schweiften seine Blicke über das unabsehbare Häusermeer. Er fühlte sich nicht mehr im Gegensatz zu der Masse — ihm war es jetzt, als trüge sie ihn empor.

Es zog ihn zur Arbeit. Das dumpfe Brausen, die Atemzüge des Riesenleibes, die zu ihm ins Zimmer drangen, störten ihn zuerst. Dann aber tönten sie ihm berauschend wie Schlachtmusik ins Ohr, und in machtvoll stürmenden Strophen sang er seinen Gruß an seine neue Welt. —

Um mit den litterarischen Kreisen Fühlung zu bekommen, suchte er am andern Tage den Chef-Redakteur des Blattes auf, das seine Erstlinge veröffentlicht hatte. Er fand einen hagern reservierten ältlichen Herrn, dessen Gesicht sich bei der Begrüßung in bureaukratische Falten legte. Dann zeigte der Gestrenge viel gönnerhaftes Wohlwollen, offenbarte auch Verständnis für das Talent des jungen Dichters, und zuweilen flog sogar aus seinen Augen ein Strahl halb inbrünstig halb neidisch dessen ungestümer, stolzer Jugend entgegen.

„Sagen Sie 'mal, Herr Burkardt — Sie müssen

mir schon erlauben, daß ich mich für Sie interessiere — Sie wollen sich also hier in Berlin niederlassen?"

„Ich wohne bereits hier."

„So, so. Schon lange?"

„Seit ein paar Tagen. Ich habe eben mein Studium an den Nagel gehängt!"

„Hm — wirklich? Und nun wollen Sie hier in Berlin als Schriftsteller leben?"

„Ja."

„Ohne irgend einen Nebenberuf?"

„Ja. Zu einem Nebenberuf tauge ich nicht."

„Das ist ja — ein sehr nobler Standpunkt — aber wenn Sie kein großes Vermögen haben, werden Sie nicht weit damit kommen. Sie haben ja ein hervorragendes Talent, und wenn es sich erst geklärt hat, werden Sie sicherlich auch den Weg ins Publikum finden. Indessen, um vom Dichten, vom Schriftstellern allein leben zu können, dazu braucht man erst einen großen Namen. Haben Sie nicht Lust, Redakteur zu werden?"

„Nein."

„Nun dann brauchen wir ja darüber keine weiteren Erörterungen zu pflegen. Im Übrigen wäre es mir auch sehr zweifelhaft, ob Sie in absehbarer Zeit einen Posten finden würden. Der Andrang ist enorm. Jedenfalls freut es mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben."

Hans Burkardt trug ein neues Manuskript in der Tasche. Er hatte es dem Herrn Chef-Redakteur einhändigen wollen. Aber der Eindruck, den dieser auf ihn machte, wirkte so enttäuschend, daß er seine Dichtung ruhig stecken ließ.

Das war nun Einer, der Verständnis für ihn hatte! So ein kaltherziger, matter, abgestandener Geist!

Wie hatte er sich ihn ausgemalt: so groß und feurig und hochstrebend! Ein Kampfgenosse, ein Gesinnungsbruder, der ihn an sein Herz ziehen würde! Und was hatte er gefunden? Einen Kerl, der auch nicht anders war wie seine verflossenen Professoren. Und das war

Einer, der ihm Verständnis entgegenbrachte! Wie mochten da erst die andern aussehen!

Vielleicht, daß er ihm Unrecht that. Sicherlich hat er doch viel zu thun — viele Erscheinungen treten ihm entgegen — so manches dringt auf ihn ein. Das bringt sein Posten auf der Warte der Zeit so mit sich. Da stumpft die Empfänglichkeit sich ab. Und wohlwollend war er doch immerhin gewesen — und anerkennend —

Er beschloß, ihm das Manuskript durch die Post zu schicken.

Nach vier Tagen kam es zurück mit dem Bescheid, daß der Inhalt zu überschwänglich und zu weitstürmend sei.

Wirklich!

Er hätte bei dem doch eigentlich diese Entscheidung voraussehen müssen! —

Ganz andere Leute lernte Hans Burkardt demnächst kennen. Das waren Kerle! Die hatten den Teufel im Leibe. Da war Trotz und Kraft und Freiheitsgefühl. Da war revolutionäres Empfinden, das keine Menschenfurcht kannte. Und da war Talent — welterlösende künstlerische Kraft!

Es lebe die Souveränität des Talents!

Anders sind die Künstler als die andern Menschen. Narren, die sie mit der Elle der Philistermoral messen wollen. Narren, die den so Gemessenen selber ein unerschöpflicher Quell der Heiterkeit sind. Für den Künstler giebt es nur eine Moral — die Freiheit.

Voll Begeisterung rüstete sich Hans, in dieser Reihe den Kampf gegen die Gesellschaft fortzusetzen. Und mit naiver Freude sah er zuerst manchen kleinen Plänkeleien zu, die dieser oder jener seiner neuen Freunde mit dem Hauptpionier aller gesellschaftlichen Ordnung, dem Gerichtsvollzieher, auszufechten hatte.

Heute war er bei Ernst, dem Epiker. Sie schwelgten in großen Ideen. Dazu tranken sie dänischen Korn. Ein Dichter braucht das, meinte Ernst.

Schrill wurde die Glocke gezogen. Die Wirtin

huschte an der Thür vorüber nach dem Lugaus. Dann kam sie zurück, schlug zweimal mit dem Hacken gegen die Thür, und dann erst ging sie langsam öffnen.

In Ernst, der lauschend dagestanden hatte, war nach jenen Klopftönen behendes Leben gekommen. Blitzschnell holte er sein Portemonnaie heraus und steckte es Hans in die Tasche. Dann eilte er an den Schreibtisch, nahm das Falzbein, eine feine künstlerische Arbeit, und ließ es gleichfalls bei Hans verschwinden.

„So! Jetzt kann er kommen," sagte er zappelig-vergnügt.

Gleich darauf that die Thür sich auf, und stelzenden Schrittes trat der Gerichtsvollzieher ein.

„Tag, Herr Gerichtsvollzieher! Na, wie geht's? Hab' Sie recht lange nicht gesehen!"

„Herr Schuhmachermeister Beermann!" sagte der Beamte schlechthin.

„Muß warten, der gute Schuhmachermeister Beermann. Hab' auch auf seine Stiefel warten müssen. Und Stiefel bezahlen ist viel schwerer als Stiefel machen."

„Wollen Sie mir gefälligst einmal Ihr Portemonnaie zeigen?"

„Hätt' ich auch eins? Ich hätte man keins!" Er zog seine Taschen heraus — ein altes Messer fiel auf die Erde, ein paar Schlüssel und eine Rolle Kautabak, die aus der abgegriffenen Papierhülle hervorlugte.

„Danke." Ohne Vertrauen sah sich der Mann der Ordnung im Zimmer um.

„Aber darum keine Feindschaft nicht!" begann Ernst von neuem. „Es thut mir so leid, daß Sie immer vergeblich kommen. Darf ich Ihnen 'n Schnaps einschenken? Nee? Aber 'ne Cigarre nehmen Sie doch? Darf ich Ihnen 'ne Cigarre von meinem Freund Hans anbieten? Ich rauch auch eine mit! Na Hans! Heraus mit den Würmern! Das ist nämlich 'n Kapitaliste! Raucht 'ne feine Nummer!"

Hans war still geworden. Ein nachdenklicher Zug

trat in sein Gesicht, und offener Unmut sprach aus seinen Zügen, als der Beamte gegangen war.

„Du siehst ja so bös aus?" fragte Ernst. „Die Existenz hat wohl deinen Zorn erregt?"

„Das nicht — aber — ich geb mich zu solcher Hehlerei nicht wieder her!"

„Paragraph — dreihundert — und vierundzwanzig, Positio sieben. Gefängnis nicht unter zehn Monaten."

„Dummes Zeug! Davon ist nicht die Rede! Aber die Feigheit bei diesem verlogenen Versteckspiel — — damit will ich jedenfalls nichts wieder zu thun haben!"

„Ja — das ist ja alles recht schön — aber 'n Gerichtsvollzieher! Bedenke doch: 'n Gerichtsvollzieher! Und der Schuster Beermann — das ist 'n reicher Kerl! Arme Handwerker würd' ich natürlich niemals 'reinlegen! Aber der Beermann hat 'n Haus in der Weinmeisterstraße. Na, prost! Woll'n uns wieder vertragen!" —

Hans behielt seine eigene Anschauung für diese Verhältnisse. Diese Freiheit der Verlogenheit, wie er es nannte, konnte ihm denn doch nicht imponieren. Und seine Begeisterung für diese Feinde der Gesellschaft kühlte sich merklich ab. Umsomehr, als sie ihn selbst, den „Kapitalisten", in die Reihe ihrer „Ehrengläubiger" einstellten. Von Wiedergeben war nicht die Rede.

Er zog sich wieder mehr in sich selbst zurück.

Arbeiten! Arbeiten! Er brauchte es für sich, für sein Inneres, und auch für seine äußere Lebensführung. Sein Vermögen ging auf die Neige.

Ein Drama beschäftigte ihn — ein großer Entwurf. „Mut und Mitleid" sollte der Titel sein. Keine Allegorie schlechthin — frisches, strotzendes Leben, wie es zur Allegorie sich verklärt. Keine ausgetretenen Bahnen. Und ein Todesurteil für die „Furcht", an deren Stelle der Mut treten muß. Mut und Mitleid! Eine neue Lebens- und Kunstanschauung! Mit der alten „Katharsis" wollte er aufräumen!

Seinen ästhetischen Reflektionen entsprangen ein paar Abhandlungen, die er zu verwerten suchte. Zuerst dachte er an den ihm bekannten Chef-Redakteur. Wenn der auch damals seine Arbeit abgelehnt hatte! Daß er aus rein sachlichem Grunde so verfahren war, das zu bezweifeln hatte er kein Recht.

Aber es widerstrebte ihm doch, sich wieder an ihn zu wenden. Die Enttäuschung, die dessen Persönlichkeit in ihm wachgerufen hatte, wirkte zu sehr in ihm nach. Und so sandte er die Aufsätze an ein anderes Blatt, dessen Sonntagsbeilage von einem modernen Geist redigiert wurde.

Die Arbeiten wurden angenommen.

Nach einigen Tagen bat ihn der Redakteur jener Sonntagsbeilage brieflich, er möchte sich zu einer Besprechung freundlichst auf dem Redaktionsbureau einfinden.

Er ging hin. In dem, der an ihn geschrieben hatte, lernte er einen Mann von kräftig-massiver Art kennen, die ihm zusagte.

„Wir brauchen einen zweiten Theaterkritiker" — erklärte der ihm — „der andere bin ich — in Ihren Aufsätzen hab' ich viel Eigenes gefunden — der Chef-Redakteur hat mich gebeten, ihm eine Kraft vorzuschlagen — ich möchte Sie empfehlen, wenn ich Ihnen damit einen Dienst erweisen kann."

„Sehr freundlich — aber ich weiß doch nicht, ob meine Unabhängigkeit nicht dabei leiden würde —"

„Das denk ich nicht. Sie können bei uns ganz offen ihre Meinung sagen. Und dem eigentlichen redaktionellen Dienstzwang bleiben Sie ja fern."

„Ich möcht es mir doch überlegen. Bis morgen. Dann will ich Ihnen Bescheid bringen."

Er ging mit sich zu Rate. Der Mann gefiel ihm; er hatte etwas Festes, Klares, Bestimmtes. Davon, daß er einem Chef-Redakteur unterthan war, konnte man bei ihm nichts merken.

Ob er nicht unabhängiger war, als jene genialen „Freiheitslumpen", wie der schöne Willi sich und seine „Brüder" mit Stolz nannte?

Bei Hans regte sich der Ordnungssinn, die ihm anerzogene ökonomische Sorgsamkeit. Er hatte nur noch etwas über fünfundsiebzig Mark. Dazu würde freilich noch das Honorar für die angenommenen Artikel kommen. Aber wie lange sollte das reichen? Daß man vom Dichten allein nicht leben könne, das dämmerte jetzt auch in ihm auf. Und Artikel schreiben — vielleicht in Hinsicht und Rücksicht auf ihre Brauchbarkeit — dann eben so gut Theaterkritiken — oder noch lieber. Ja, noch eher!

Am andern Tage erklärte er, daß er die Stelle annehmen wollte. Er wurde sogleich dem Chef-Redakteur vorgestellt. Das war ein grobknochiger, langweiliger Geselle, der ihm höchst überflüssig erschien, bis er das Geschäftliche festsetzte. Die Bedingungen waren sehr günstig, das ließ sich nicht leugnen.

Von den anderen Redakteuren der Zeitung lernte er am selben Tage noch einen kennen — ein fettes, rosiges, fröhliches Kerlchen, an dessen unbekümmerter Lebenslust er sich freute und mit dem er sich gern unterhielt, so oft er ihn traf.

Fünf Kritiken etwa hatte er geschrieben, da wurde im Deutschen Theater ein Schauspiel aufgeführt, das lebhafte Meinungskämpfe entfesselte. Ihn hatte, trotz vielfacher Mängel in der Komposition und der ungleichmäßigen Charakteristik, der dichterische Geist, der das Ganze durchbrauste, und die Kühnheit des Problems fortgerissen, und noch an demselben Abend schrieb er nicht bloß eine Vornotiz, wie es sonst der Brauch, sondern mit fliegender Feder eine ausführliche eingehende Würdigung des Stückes. Er wußte, daß es gut war. Und andere bestätigten es ihm.

Zwei Tage später fand er in dem Blatt eine Anmerkung, die sich auf eine Mitteilung aus dem Direktionsbureau des Deutschen Theaters bezog, und in dieser An-

merkung wurde sein Urteil über das Stück in Erwägung gezogen — einer Kritik unterworfen — und abgeschwächt — also umgestoßen —! — —

Er traute seinen Augen nicht — er las es zum zweiten Mal — allerdings! — Abgeschwächt und damit umgestoßen! — Und dazu noch die plumpe Vorsicht, mit der das gemacht war —! — —

Sofort eilte er zum Chef-Redakteur.

„Darf ich Sie bitten, mir Aufschluß zu geben, wie diese Anmerkung in die Zeitung gelangt ist?“

„Ganz einfach — die hab ich geschrieben und in Satz gegeben!“

„So — Sie selbst also —! —“

„Ja — und dieses Recht werde ich mir doch wohl vorbehalten müssen. Wenn ich es für nötig halte, meiner eigenen Überzeugung Ausdruck zu geben —“

„So? Nun, dann sind wir fertig miteinander! Glauben Sie, ich gestehe Ihnen das Recht zu, meine Meinung einfach niederzutreten? Bloß, weil Sie die größten Stiefel anhaben? Ich denk ja gar nicht d'ran!“

Damit warf er ihm den Kram vor die Füße.

Als er dann mit dem ersten Theaterkritiker zusammentraf, erklärte der ihm, daß der Herr Chef im Interesse seines Machtbewußtseins bei Neulingen gerne solche Handstreiche ausübte, man könnte ihm das aber durch ruhige Entschiedenheit gleich das erste Mal für immer abgewöhnen. Er, Hans Burkardt, sei wohl sofort zu heftig ins Zeug gegangen.

„Ist mir ganz egal,“ entgegnete der. „Darin versteh ich keinen Spaß!“

Der andere ihm näher bekannte Redakteur, der rosig Vergnügte, hielt ihm eine Vorlesung. So käme man nicht durch die Welt. Zugeständnisse müsse man doch nun einmal machen, absolute Freiheit gäbe es doch nicht, und da das einmal so wäre, käme es doch weiß Gott auf ein bischen Mehr oder Weniger nicht an. Damit hatte er sich bei Hans an den Rechten gewandt.

„Ich will Ihnen was sagen: Wer in begrifflichen Dingen verallgemeinert, ist ein Rindvieh — und wer das im Ethischen thut, der ist ein Lump. So wenigstens denke ich."

„Danke!"

„Bitte!"

Damit war Hans Burkardt hier fertig. Er atmete tief auf. Dann doch lieber zu den Zigeunern, zu den Ausgestoßenen! Die ducken sich wenigstens nicht unter die Knute einer brutalen materiellen Macht.

Aber er brauchte keinen Anhang. Er fühlte sich stark durch sich selbst. Und in der Einsamkeit gedieh seine Kunst am besten.

Mit erneuter Kraft schuf er jetzt, wo er die Fesseln abgeworfen hatte, an seinen Dichtungen. Sie nahmen ihn so gefangen, daß sich ökonomische Sorgen erst dann bei ihm einstellten, als er seine Mittel erschöpft sah.

Er mußte sich einschränken! Anspruchslos wie er war, konnte ihm das nicht schwer fallen. Inzwischen würde er ja auch wieder verdienen. Er hatte mehrere Gedichte, ein paar Skizzen und auch einen Aufsatz versandt. Abwarten!

Seine Wohnung wollte er aufgeben. Im Vorort oder doch weiter aus der Stadt hinaus konnte er viel billigeres Unterkommen finden. Und wenn er dann in der Volksküche aß — so viel mußte das Dichten doch einbringen!

Trefflich gelang ihm alles, was er anfaßte. Nie war seine Seele so voll Stimmung gewesen. Alles, was er aufnahm und in ihren Schein tauchte, wurde zum Gedicht. Die trübe Kneipenlaterne, die sich in den Regenlachen der Straßen spiegelte, sie leuchtete so gut seiner Empfindung wie die ewigen Sterne. Er verachtete das Kleinste nicht — es wurde ihm groß durch die Verinnerlichung seiner Kunst. Und erst wenn er das Niedrigste, das Gemeinste angeschaut hatte mit warmem, innigem, mitleidsvollem Auge fühlte er sich stark, in trotzig-kühnem Fluge zum Höchsten aufzusteigen.

Und das konnte er, weil sein Geist frei war, weil nichts auf seiner stolzen Seele lastete.

Sein Stolz! Den mußte er sich bewahren, das war der Inbegriff seines Lebens, seiner Kunst.

Das bischen Darben — was lag daran! Er war jung und kräftig und gesund. Wenn er erst bekannt war und berühmt, dann brauchte er sich ja nicht mehr einzuschränken. Bis dahin wollte er kämpfen! Er freute sich sogar dieses Kampfes!

Seine Wohnung gab er also auf. Im äußersten Norden, an der Tegeler Chaussee mietete er sich ein kleines notdürftig eingerichtetes Zimmer für neun Mark monatlich. Seine Wirtsleute waren ein kinderloses Ehepaar. Er war Fabrikarbeiter, sie wusch außer dem Hause. So blieb er den ganzen Tag ungestört.

Sein Gegenüber waren die Rehberge, traurige Sandhügel, über die verkrüppelte Fichten matt, wie ersterbend hinkrochen.

Es war inzwischen Sommer geworden. Wenn die Sonne brannte, zitterte dort die heiße Luft bang und wie klagend über der dürren verschmachtenden Erde.

Kein freudiger Ausblick war das für ihn. Und zeitweilig wehte es wie Gluthauch der Vernichtung seine Schaffenskraft an. Aber sein stolzes Bewußtsein trug immer wieder seine Seele empor in freiere, frischere Höhen.

Sonntag war es. Die hochbepackten Pferdebahnwagen schleppten die Menschen ins Freie, nach Tegel. Unwiderstehlich zog es auch ihn hinaus. Er sehnte sich nach Waldluft und nach frohen Gesichtern.

Sorgfältig bürstete er seinen guten Rock. Der wollte schon etwas fadenscheinig werden, konnte sich aber immer noch sehen lassen. Und dann auf den Weg!

Als er sich in Tegel am Waldesrauschen gütlich gethan hatte, setzte er sich im Garten des Restaurants hin und bestellte sich ein Glas Bier. Das konnte er sich heute am Sonntag erlauben.

Frohe Menschen rings um ihn herum. Aus dem Saal klingen die Töne eines zärtlichen Walzers. Er schlägt mit der Fußspitze den Takt. Und dann überkommt ihn die Jugendlust.

Er geht in den Saal hinein. Nicht weit von der Thür steht ein munteres, blutjunges Ding mit großen, wie erwachenden Augen. Er fordert sie auf und tanzt mit ihr herum, bis die Musik schweigt. Munter plaudert er mit der Kleinen. Da kommt der Tanzmeister und fordert einen Groschen von ihm. Darauf setzt die Musik wieder ein, und er kreist noch einmal mit seiner Tänzerin durch den Saal. Dann giebt's eine Polka.

Er verabschiedet sich von der Kleinen und setzt sich draußen wieder an seinen Tisch zu der Neige Bier. Wie gern hätte er weiter getanzt mit dem reizenden, frischen, jungfrohen Geschöpf! Und wie gern hätte er sie eingeladen, sich an seinen Tisch zu setzen! Aber er hat ja kein Geld — vierzig Pfennig besitzt er noch alles in Allem. Und davon gehen fünfzehn für das Bier ab.

Er bezahlt und tritt niedergeschlagenen Sinnes den Heimweg an.

Lustige, lachende Paare begegnen ihm. Jeder Bursche hat sein Mädchen. Für ihn giebt es so etwas nicht.

Ein trauriger Sonntag. Er fühlt sich so verlassen. Aber er überwindet's. Wenn nur erst sein Drama fertig ist! Dann ist mit einem Schlage alles gut! Solange aber heißt es ausharren! Nur nicht der Knechtschaft verfallen! Dann ist es ja vorbei mit seinem Können!

Am andern Tage hatte er noch so viel, daß er sich in der Volksküche satt essen konnte. Danach besaß er keinen roten Pfennig mehr.

Er hatte sich diese Lage doch leichter gedacht. Er hatte sich diesem Nichts gegenüber schwindelfrei vorgestellt. Jetzt sah er, daß er es nicht war. Jetzt fühlte er, daß die Sorge sich in seinem Hirn einnisten wollte.

Das darf nicht sein! Er wehrt sich dagegen mit ganzer Kraft. Ein Dichter darf nicht sorgen um den kommenden Tag. Wer weiß, was morgen geschieht! Es sind ja noch verschiedene Arbeiten von ihm unterwegs. Vielleicht erhält er morgen den Bescheid, daß das Eine oder Andere angenommen ist. Dann kann er ja gleich das Geld erheben. Und für den äußersten Fall hat er ja noch die Bücher. Er hängt sehr an ihnen. Schwer wird es ihm, sich von ihnen zu trennen. Aber wenn es sein muß — —

Am andern Morgen ist er ohne Nachricht über seine Arbeiten. Er nimmt drei Bücher unter den Arm und geht in die Stadt hinein, zum Antiquar. Erbärmlich klein ist der Erlös. Das ärgert und jammert ihn. Aber was hilft's?

Immer mehr von seiner geringen Habe muß er veräußern. Über die Kümmernis aber kommt er allmählich leichter hinweg.

Ha! Je leichter das Gepäck ist, um so schneller geht es vorwärts! Nur sich selbst treu bleiben, nur nicht seinen Weg verlieren! Nur seine Gesinnung nicht im Stich lassen!

Sein Drama nähert sich seinem Ende. Das ist eine That! Er hätte sie nicht vollbringen können, wäre er in Abhängigkeit geraten, hätte er sich verkauft. Ein reines, freies Gewissen! Ohne das keine reine Kunst.

Wenn er mit dem Werk an die Öffentlichkeit tritt, ist es vorbei mit aller seiner Not. Nur ausharren! Nur den Mut nicht verlieren!

Heute fühlt er zum erstenmal wirklichen, zehrenden Hunger. Sein Geld hat gerade noch zu ein paar trockenen Schrippen und einem Schnaps gereicht. Aber die Gedanken strömen ihm nur so zu, und in seiner Phantasie leuchten die frischesten, farbenglühendsten Bilder auf. Das dankt er seiner stolzen Kraft.

Am nächsten Tage hat er nichts zu essen. Verkauft ist alles bis auf das Notdürftigste. Seine Hoff-

nung, mit den kleineren Arbeiten Geld zu verdienen, ist erschüttert: sie sind ihm als unverwendbar zurückgesandt. Sie an andere Redaktionen schicken? Ja, wenn das Porto nicht wäre! Sollte er damit hausieren gehen?

Es wühlt und brennt ihm in den Eingeweiden. Vor seinen Augen flimmert es. Seine Gedanken taumeln durcheinander. Er kann nicht arbeiten — Brot! Brot! — — —

* *
*

Er macht sich auf den Weg nach der Stadt, die Manuskripte in der Tasche. Kalt wie Todeshauch weht ihn die Herbstluft an. Langsam geht sein mattes, fröstelndes Blut ihm durch die Adern.

Alles, was ihm begegnet, ist in frischer, lebendiger Bewegung. Sie alle dienen ums tägliche Brot. Dem Dienst der Verdienst. Warum dient er nicht auch? Ist er besser als all' die andern? Ist sein Stolz nicht frevelhafte Überhebung — nicht Wahnsinn?

Nein — nein — nein! Sein Stolz ist seine Kunst — er darf nicht — er kann nicht seine Gesinnung verleugnen — und er ist nun mal feinfühliger als die andern Menschen — und darum auch besser — ja!

Wenn er nur seine kleinen Dichtungen unterbrächte! Wohin damit?

Er denkt an den Redakteur, der ihn gewissermaßen entdeckt hat. Wenn der sich ihm dann auch später verschlossen — Entwürdigendes hat doch in seiner Ablehnung nicht gelegen.

Und auf dem Wege dahin kommen ihm die Gedanken: müssen denn die „Bureauinsassen" gesinnungslose Sklaven sein? Ist denn die Redaktion ein Bagno? Wenn er selbst auch als Theaterkritiker damals in dem einen Fall schlimme Erfahrungen gemacht hat — —

Er weiß ja eigentlich gar nicht, wie es in einer Redaktion hergeht. Versuchen kann man's doch. Es

war nicht recht von ihm, daß er sich damals, als er gefragt wurde, ob er nicht Redakteur werden wollte, so schroff dagegen auflehnte.

Bei dem Glück, das ihm bisher die Zeitungen zugelächelt haben, will er doch jetzt eine Frage thun.

Er steht im Vorzimmer der Redaktion und läßt sich dem Chef-Redakteur melden. Gleich wird er empfangen. Er findet heute nichts Bureaukratisches in dem Gesicht. Und nach den einleitenden Begrüßungen fragt er mit Stocken, ob nicht an dem Blatte eine Stelle für ihn frei wäre.

„Ja, Herr Burkardt, ein Hilfsredakteur für den lokalen Teil wird bei uns gebraucht, aber ich glaube, der Posten ist nichts für Ihren Unabhängigkeitssinn. Sie würden da sich doch in den Dienst des Annonceteils begeben müssen, und es ist dafür viel diplomatische Nachgiebigkeit erforderlich" —

„Dann um keinen Preis!" — Die Scham steigt in ihm auf.

„Aber in absehbarer Zeit werden wir einen dritten politischen Redakteur brauchen. Wenn Sie —"

„Herr Doktor — Ihre Politik ist konservativ-reaktionär, und ich bin Republikaner vom Scheitel bis zur Sohle!"

Seine Stimme klingt rauh und trotzig.

Der Doktor sieht ihn an: der forschende Ernst wandelt sich bald in Mitleid. Die blassen abgemagerten Züge seines jungen Gegenübers geben ihm wohl Anlaß dazu.

„Kann ich Ihnen vielleicht persönlich" — fragt er leise.

Hans unterbricht ihn jäh, indem er die Manuskripte hervorreißt. „Wollen Sie die Güte haben, das zu prüfen?" Und dann empfiehlt er sich schnell.

Sein Stolz lebt noch. Er will kein Mitleid — das peinigt ihn — das erniedrigt ihn. Er hätte nicht fragen sollen!

Seine Nerven zucken. In der Erregung merkt er

kaum noch etwas von seinem Hunger. In fliegender Hast legt er den Weg nach Hause zurück.

An seinem Selbstgefühl haben sich seine Ideen aufgerichtet. Neues Leben durchwogt und durchbraust seine Empfindungswelt. Hoch und frei erhebt seine Kunst das Haupt. — —

* * *

Nach tiefem, bleischwerem Schlaf wacht er am nächsten Morgen auf. Trotz der langen Ruhe ist er wie zerschlagen an allen Gliedern. Aber er rafft sich empor und nimmt sich zusammen.

Hunger! Unsinn! Wochenlang kann der Mensch die Nahrung entbehren! Wenn er nur Wasser zu trinken hat! Tanner hat vierzig Tage lang gefastet! Nur Willenskraft! Nur Mut und Stärke! Sein Drama muß fertig werden!

Ein paar lyrische Stimmungsbilder leuchten inzwischen in seiner Seele auf. Er bringt sie zu Papier. Auf den ersten Wurf ist es herrlich gelungen. Hei! Was schert den Dichter die leibliche Not! Er verlacht sie! Er ist nicht wie die andern! Ein Übermensch ist er! Die Qual ist seine Nahrung — aus dem Schmerz saugt er seine Kraft!

Als aber die Schatten der Dämmerung hereinbrechen, umschleicht ihn das Grauen. Und dann legt es sich ihm aufs Herz, so schwer und würgend, daß ihm der Atem vergeht. Und in seinem Leib brennt es wie Höllenfeuer.

Und durch sein Hirn wirbelt es von Vorwürfen und Rechtfertigungen — was er hätte thun sollen — und was er doch nicht hätte thun dürfen — nein und ja — und ja und nein —

Und dann zieht es ihn empor. Hinaus — Arbeit suchen — die erste beste ehrliche Arbeit, daß er wieder einmal essen kann. Sich satt essen — satt sein — ohne Hunger sein — —

Und da klopft es an die Thür, und der Geldbrief-

träger tritt ein und bringt ihm zwanzig Mark. Sein Gönner hat von seinen Manuskripten eine Skizze angenommen und ihm gleich das Geld geschickt.

Sein Glück! Hurra! Sein Glück! Daß er nicht an sein Glück gedacht und geglaubt hat!

Und dann lähmt ihn eine Betäubung — und er starrt auf das Metall, wie es im Lampenlicht ihm entgegenblinkt: das roh-gleißende Gold, das brutal-gleichgiltige Silber! Wie er es verachtet!

Unwürdig die Sorgen, die man mit diesem erbärmlichen Geld aus der Welt schaffen kann. Unwürdig und lächerlich!

Er kommt sich dem Menschengetriebe, das ihn umgiebt, als er sich auf den Weg nach Berlin gemacht hat, so überlegen vor wie nie.

In der ersten größeren Wirtschaft thut er sich gütlich an Speise und Trank.

Er hat zu schnell gegessen und das Bier zu rasch hinuntergeschüttet. Es steht ihm bis obenhin. Aber er ist lustig geworden. Unbändig lustig. Er muß immer lachen und mit der Faust auf den Tisch schlagen. Sich mit Grillen und Sorgen quälen — Unsinn! Blödsinn sondergleichen! Noch dazu, wenn man so ist, wie er! Wenn man so viel Glück hat, und wenn man soviel in sich trägt!

Und es steigert sich sein Durst nach ausgelassenster Lebensfreude. Wein trinken — Sekt! Er ist mehr als die andern — warum soll er schlechter leben als sie! Das erbärmliche Geld! Lustig sein — genießen — morgen ist das Glück auch noch da — was liegt an den jämmerlichen Kröten! — — —

* * *

Spät in der Nacht taumelt er nach Hause.

Hundeelend ist ihm am andern Morgen. Sein geschwächter Körper kann solche Extravaganzen nicht vertragen. Er bleibt fast den ganzen Tag im Bett.

Tiefer drückt er sich in die Kissen, wenn die Reue auf ihn einstürmt.

Nur ein paar Pfennige hat er mit nach Hause gebracht. Und in vier Tagen ist der Erste. Da muß die Miete bezahlt werden — —

Nicht daran denken!

Am folgenden Tag verschickt er die Gedichte, die er zuletzt gemacht hat, an die Zeitung, welche ihm dafür geeignet erscheint. Und für das Geld, das ihm übrig bleibt, kauft er sich Brot und Schnaps.

Er schlägt sich vor den Kopf und ins Gesicht, wenn die Reue ihn wieder packen will. Über so etwas sollte er doch erhaben sein!

Frei! Frei ist er! Er hat sich nicht unterworfen! Und er unterwirft sich nicht! Und sein Drama ist in ein paar Tagen fertig! Und dann! — —

Mit aller Kraft kämpft er gegen die körperliche Schwäche an, die ihn beschleicht, gegen die Fieberschauer, die ihn durchschütteln. Er muß ja stark sein. Wenn er seine Freiheit verliert, wenn er gegen seinen Stolz sich versündigt, kann er ja nichts schaffen!

Und er fühlt seine Flugkraft wachsen. Immer höher vermögen seine Gedanken aufzusteigen. Ihn schwindelt dann oft vor sich selbst. So, daß Ohnmacht seine Sinne hinunterzieht in dämmernde Tiefen — —

Wenn sein großes Werk fertig ist, dann ist er erlöst von dem Elend der Alltäglichkeit! Das muß, wie die Menschen so sagen, sein Glück machen! Hinter diesem Vollbringen steht für ihn, von keinem Zweifel umhüllt, der leuchtende Erfolg, der auf seinem Lebensweg keine Schatten mehr duldet —

Und er arbeitet — und seine Arbeit trägt ihn weiter — — —

* * *

Sein Kopf glüht, während seine Hand erstarrt. In zuckenden Wellen flutet das Blut durch seine Adern.

Vor seinen Augen tanzt alles. Seine Wimpern beben, seine Lider zittern.

Aber immer wieder reißen ihn seine Gedanken aus sich selbst heraus —

Ort und Stunde vergißt er — — — — — —

* *
*

Und jetzt umschlingt ihn zum Ersticken ein schwerer, langer Schlaf — — —

* *
*

Würgende Angst und brennender Schmerz scheuchen ihn aus der Ruhe auf —

Und wieder sinkt er zurück in Lähmung und Starrheit — — und wieder weckt ihn die Angst —

Das Kissen ist ein Berg, der ihn erdrücken will — — er springt auf und schlüpft, zitternd von Frost, in seine Kleider.

Ist es Morgen-, ist es Abenddämmerung? Er weiß nichts von der Welt. Er will auch nichts von ihr wissen. Wenn sie so dem Mannesstolz lohnt — — Heraus aus der Welt — fort — fort — ins ewige Nichts — —

* *
*

Ein Nebel umbrodelt all sein Fühlen und Denken — bald sengend heiß wie Wasserdampf, bald eisig wie Winterhauch. Und im schnellen Wechsel dann heiß, dann kalt.

Und wieder die Angst — er muß sterben und verderben — Hungers sterben — elendiglich umkommen wie ein Hund — —

Leben! Leben! Seine Sehnsucht will nur das Eine — nur leben — —

Nein! Leben allein ist nichts! Frei sein und groß sein! Das ist es! Und wer das nicht kann — besser ihm, wenn er stirbt! —

Nur erst ein Stück Brot — nur noch einmal einen

Bissen, noch einmal etwas zu kauen haben — dann mag kommen was will — —

* *
*

Arbeit suchen! Irgend was! — —

Dienen!

Dienen — und ich kann doch nicht dienen — „Ich dien'" — Prinz von Wales — meinetwegen — dien' du! — Falstaff — der hat nie gehungert — Kapaun — — Dorchen Lakenreißer —

Schwer fällt sein fiebernder Kopf auf seinen Arm.

* *
*

So liegt er eine ganze Weile. Dann fliegt er empor — und taumelt wieder auf seinen Stuhl.

So kraftlos verderben!

Sein Geist lehnt sich dagegen auf. Und vor sein zuckendes Auge strömt jetzt ein unabsehbares Heer zusammen — eine unendliche Schar von Elenden und Hungernden — und sie heben die ausgedörrten Arme — und ihre hohlen Augen glühen auf ihn — und die blassen Lippen thun sich auf — und sie rufen ihm zu: „Sei unser Führer! Warum uns — uns allen diese Not! Führ' uns zum Kampf gegen die Satten! Führ' uns zum Sieg!"

In seinen Ohren braust das heisere Stimmengewirr — der Schlachtruf der Verzweifelung — seine Seele bäumt sich empor — seine Hände krampfen sich zusammen — und er stürzt aus der Thür — —

In der Küche ist es hell. Sein Fuß stockt. Dort sitzt seine Wirtin am Tisch, die roten, fetten Arme aufgestreift — sie schmatzt und stochert sich die Zähne — und vor ihr steht Brot und Butter und Fleisch —

Fleisch!

Er stürmt hinein und greift nach dem Fleisch — und da sie ihn aufschreiend zurückstößt, springt er ihr zähneknirschend an die Kehle und würgt sie und würgt sie —

Und da fühlt er auf seinem Schädel ein paar

wuchtig-dumpfe Schläge und er taumelt zurück — und es begräbt ihn die Nacht —

* *
*

Hans Burkardt ist ein interessanter Fall. Ein gebildeter, junger Mann verhungert — das ist immerhin eine Seltenheit. Aber noch fesselnder als die soziale Seite ist die pathologische: Typhus und Gehirnerschütterung zugleich — das ist den Ärzten noch nicht vorgekommen.

Und der zwiefachen Bedeutung dieses Falles ist es zu danken, daß der Kranke in der Privatklinik des Geheimrats Aufnahme gefunden hat. Der alte Herr bringt dem Unglücklichen besondere Teilnahme entgegen.

Nach wochenlangem Todeskampf dämmert allmählich die Besinnung in ihm auf. Er sieht, wo er sich befindet. Und nach und nach erzählt ihm die Erinnerung, was ihn hierher gebracht hat. Nur das Letzte, was unmittelbar voraufgegangen, das ist für ihn ein dunkler Fleck.

Dieser dunkle Fleck quält ihn. Der junge Assistenzarzt trägt kein Bedenken, ihn aufzuklären. Und so erhellt sich denn sein Gedächtnis.

Jetzt weiß er alles, was geschehen ist.

Zum Tier, zur Bestie hatte ihn der Hunger gemacht. Eine wehrlose Frau überfallen — gewürgt — ja gemordet, wenn der Mann nicht darüber zugekommen wäre.

„Wie geht es der Frau?"

„Sie hat an Nervenzufällen gelitten. Jetzt soll es aber besser mit ihr sein."

Der Gedanke an die Frau läßt ihn nicht los.

Langsam schreitet seine eigene Besserung fort.

„Mein junger Freund," sagt eines Tages der Geheimrat zu ihm, „ich hab' heute mit meinem Bruder über ihre Zukunft gesprochen. Der ist vortragender Rat im Ministerium des Innern und hat mit den Preßangelegenheiten zu thun. Er will Sie als Redakteur an einem Regierungsorgan unterbringen."

Ein Gurgeln brodelt auf aus Hans Burkhardts matter Brust. Und dann sagt er heiser: „Sie sind — sehr freundlich, Herr Geheimrat“ —

„Lassen Sie's nur gut sein! Was ich für Sie thun kann, thu' ich mit besonderer Freude.“ —

Als er einigermaßen wieder hergestellt ist, führt ihn sein erster Gang zu seiner früheren Wirtin.

Er findet die Frau sehr verändert und ist erschreckt darüber. Sie ist blaß geworden, ihr Haar ist an den Schläfen ergraut, ihre Bewegungen haben etwas langsames, und müde klingt ihre Sprache.

„'T war ja nich scheen von Ihnen, Herr Burchard, — aber Sie haben ja doch nischt vorjekonnt. Wat der Mensch in 't Fieber dhut, davor is er nich verantwortlich. Wie jeht 't Sie denn nu wieder?“

„Ich bin wieder so ziemlich wohl. Aber sagen Sie mal, beste Frau Hintze, wie ist es denn mit Ihnen?“

„Na — jut ja nich — aber 't jeht doch! Ick hab' doch 'n düchtigen Knacks abjekriegt. Ick konnt ja sonst 'n Puff verdragen — aber det war doch 'n bisken zu knuffig, det is mir doch hellisch in de Knochen jefahren.“

„Können Sie denn Ihre Arbeit wieder thun?“

„Arbeeten kann ick ja wieder — aber 't is ja man halber Kram. Wenn ick mir 'n bisken anstrenge, denn woll'n die Glieder nich mehr. Dann krieg' ick wieder det Zittern in de Hände un Fieße.“

Er faßt die beiden Hände der Frau, bittet sie, sie möchte ihm doch verzeihen, was er ihr angethan, und sichert ihr eine Unterstützung zu, die er ihr regelmäßig allmonatlich schicken werde.

Sie sieht ihn ruhig an. Und er erzählt ihr, daß er eine gute, sichere Stelle in Aussicht habe.

Ja ja — er muß die Stelle nehmen! Und am selben Tage noch macht er dem Bruder des Geheimrats seinen Besuch. Eine kurze, ziemlich förmliche Unterredung — und er ist Redakteur an einer neugegründeten

Korrespondenz, die vor allem das monarchische Bewußtsein in der Volksseele kräftigen soll.

Er, der Republikaner.

Vielleicht würde er einen anderen Posten finden, der nicht so viel Lüge von ihm verlangte! Wenn er sich an seinen alten Gönner, den Chef-Redakteur, wendete —! —

Damals hatte er eine Stelle für ihn gehabt — zwei sogar — aber die eine hatte er seinem Unabhängigkeitsgefühl nicht zumuten wollen und gegen die andere hatte er sich selbst aufgelehnt — in seinem republikanischen Stolz — — und jetzt sollte er vor ihm —

Nein, nein! Die Scham würde ihn ersticken!

Schließlich — na ja! — Eins ist so schlimm wie's andere — absolute Freiheit giebt es nicht — er war überspannt, daß er danach verlangte — eine Verrücktheit, dieses Übermenschentum — er ist nicht besser als die andern — und wenn man schon Zugeständnisse machen muß, wo ist die Grenze?

Blitzartig durchzuckt es ihn — hat das nicht damals der rosig Vergnügte als Lebensanschauung bekannt? Und er selbst hat ihn darauf als Lumpen hingestellt!

Und jetzt!

Aber da er sich gegen seine Zukunft empört, richtet sich seine Vergangenheit gegen ihn auf wie ein Gespenst.

Du kannst ja der Lüge jederzeit durch einen Fingerdruck ein Ende machen! ruft sein altes erwachendes Ungestüm ihm zu.

Und dann quillt aus dem Innersten seiner Seele die Sehnsucht nach seiner Kunst — — sein Drama —

Und dann hungern müssen — und dann — —

Doch die Kugel bleibt ihm ja für alle Fälle. Wenn er nur für die Frau nicht zu sorgen hätte —! —

Er arbeitet als Redakteur an der Korrespondenz. Ein stiller Mann ist er geworden. Viel älter als seine Jahre. Zuverlässig thut er seinen Dienst. Seine Vorgesetzten fördern ihn. Nach ein paar Jahren ist er der wohlbestallte an Lohn und Titeln reiche Leiter der Korrespondenz.

Die leitenden Gedanken holt er sich aus dem Ministerium des Innern.

Was in seinem Innern vorgeht, weiß kein Mensch. Er hat Furcht vor seiner Sehnsucht und ist vor ihr auf der Hut, so viel er vermag. Seine Sehnsucht ist seine Kunst — und seine Kunst ist sein Stolz, seine Freiheit — — und was ist aus ihm geworden!

Nicht daran denken! Nicht daran denken!

Jetzt ist es zu spät! Eine Umkehr ist nicht mehr möglich! Wie früher kann es doch nicht mehr werden!

Wer einmal lügt — —

Aber die Kugel bleibt ihm ja noch! Und die Selbstzerstörung kann zur Pflicht werden, vor der alle andern zu schweigen haben.

In diesem Gedanken findet er sich ab mit dem Leben.

Doch wenn ihm etwas ans Herz greift, wenn Flammen in seinem Geiste aufleuchten, wenn ein Brausen durch seine Seele geht, dann wird seine Sehnsucht in ihm mächtig. Seine Empfindung will ihn heben und forttragen — und er muß sie niederwürgen. Sein innerstes heiliges Leben muß er zertreten, daß er vor Qual sich windet.

Denn seine Kunst ist sein Gewissen —

Er kann und darf nicht mehr dichten — — —





Franz Evers

Der lange Klas



Der lange Klas

Er war sehr fromm, der lange Klas.

Jeden Sonntag ging er eine Stunde weit ins Land hinein, zur Kirche nach Gleschendorf.

Dort war die nächste Pfarre, und der Pastor dort hatte einen so herzlich offenen Ton in seiner Predigt, der alle Menschen gefangen nahm.

Wenn er so auf der Kanzel stand und in einfacher, warmer Sprache den Andächtigen irgend einen passenden Bibeltext erläuterte, dann leuchteten seine Augen voller Freude und Überfülle des Herzens, dann grade war er ganz Mensch. Nichts geistlich Eiferndes hatte er an sich; er schaute den Menschen in die Seele und half ihnen, wo er konnte und wo sie seiner bedurften. Er war der Freund der ganzen Gemeinde. Selbst die harten Herzen der Fischer vom Strande schlugen wärmer, wenn sie seine Nähe fühlten.

Der lange Klas hing sehr an ihm; denn der Pastor war es, der ihn einmal hatte weinen sehen.

Das war vor zehn Jahren gewesen, kurz nach seiner Konfirmation.

Die beiden waren ganz allein damals.

Klas hatte den Pfarrer aufgesucht und nur ein paar Worte vor sich hingestammelt und dann still in sich hineingeschluchzt.

Das war nur ein einziges Mal gewesen, denn der lange Klas weinte sonst nie.

Jener aber hatte ihn verstanden; er hatte ihm die milden Hände auf das struppige Haar gelegt und ihn stille gemacht. Und der lange Klas war sehr ruhig geworden seitdem, viel ruhiger als vorher.

Seit zehn Jahren ging er nun jeden Sonntag von seinem Fischerdorfe am Strande hinauf zur Kirche nach Gleschendorf. Er schlenderte dann gewöhnlich einsam seinen Weg entlang, denn er mied die Genossen und war gern allein mit sich und der Welt.

Dann freute er sich still im Innern an der Natur um ihn herum, an der frischen Holstenlandschaft, der er selbst entsprossen war, und die tiefe, sonnige Augen hatte gleich ihm. Er hatte ihren markigen, festen Charakter, der eine männliche Sehnsucht in sich barg, eine Sehnsucht, die man nicht aussprechen kann, die nur im letzten Herzensgrunde gefühlt wird. Und der lange Klas fühlte sie dort innen.

Ein blauer Sommer leuchtete über die Welt, und die Vögel zwitscherten in Feldern und Büschen, als ob sie nicht wüßten, wohin mit ihren jubelnden Liedern. Schlehen und Weißdorn blühten am Wege, und die goldene Sonne warf durch die hohen Haselbüsche helle Lichter, die in dem Schatten des sandigen, mit Lehm untermischten Weges widerleuchteten. Zwei muntere Libellen surrten umher, und ein bunter Falter setzte sich dicht vor den Füßen des langen Klas auf eine halbwelke Kornblume, die wohl irgend jemand hier verloren haben mußte.

Es war Sonntag heute, und Klas ging wie immer seinen Kirchgang, allein und festlich gestimmt.

Aus der Ferne läuteten die Glocken, ruhig und groß, als ob sie von heiligen Dingen sprächen.

Klas hörte sie; aber sie klangen ihm heute anders, als je zuvor. So feierlich hatte er sie noch nie gehört; er glaubte es wenigstens nicht. Es lag darin ein Ton wie aus einer alten Erinnerung herübergeleitet, ein Ton, der in einem ganz stillen Herzenswinkel eingeschlummert sein mußte und nun wieder langsam zu schwingen begann.

Er war sich nicht klar darüber; aber es packte ihn heute alles so seltsam tief, als ob er vor einer lang ersehnten Erfüllung stände und nun schon die Freude voraus empfand.

Selbst die Sonne und die warme Luft erschienen ihm heute gütiger, liebevoller. Warum, wußte er nicht; er fühlte es nur.

Er schlenderte weiter, wie in einem stolzen Traum.

Erst als er an der Kirche angelangt war, wachte er aus seinem Sinnen auf und trat ein.

Dann schwiegen die Glocken. —

Drinnen saßen die Kirchgänger andachtbereit auf den morschen, eichenen Bänken. Die Kirche war ziemlich gefüllt heute.

Klas nahm links neben der einen großen Holzsäule seinen gewohnten Platz ein. Er senkte den Kopf und sprach kurz sein Gebet.

Dann kam der Pfarrer.

Mit leicht geneigtem Haupte schritt er im schwarzen Talare einher, in der Hand die Bibel. Seine Augen leuchteten in tiefem Glanze. Vor dem Altare blieb er stehen, richtete die üblichen Begrüßungsworte an die Gemeinde und trat dann in die Sakristei.

Und die Orgel begann zu spielen.

Es war ein alter Kirchenchoral, eine schlichte, vertrauensstarke Weise.

Der Gesang der Gemeinde begleitete die Melodie bald laut, bald leise und zaghaft. Die Stimmen klangen ungeschult und hart, manchmal häßlich; aber sie waren voll von fester Zuversicht.

Links vom Altare, in den Sitzreihen, die der Sakristei gegenüber lagen, saß ein älterer Herr mit langem grauen Bart und schlichtem Haar. Sein Gesicht hatte einen vornehmen, aristokratischen Ausdruck. Er war offenbar ein Fremder, der diese Gegend zum erstenmale besuchte und der sich heute den Gottesdienst anhören wollte oder auch des Abendmahls wegen gekommen war. Denn der Leib des Gekreuzigten sollte heute gegeben werden und sein Blut sollte die Herzen der Gläubigen und Reuemütigen reinigen.

Andächtig lauschte der alte Herr auf das Gebrause der Orgel wie einer, dessen innerster Seelengrund durch schwere, männliche Lebenserfahrungen ernst und besonnen gestimmt war. Aber auch in diesem Lauschen lag etwas Fremdartiges.

Noch mehr mußte dies von einer Frauengestalt gelten, die neben ihm saß, mit schwermütigen und doch so bewußten, großen blauen Augen. Ihr Haupt im Schmucke der tiefblonden Haarpracht hatte etwas königliches. Die feine Biegung des Halses zeigte eine edle, junonische Linie. Die Gesichtszüge waren anmutig und edel und wiesen eine große Ähnlichkeit auf mit denen des alten Herrn. Die großen Augen sannen in die Ferne, als ob sie ein weites Land beherrschten; sie waren stolz wie die Augen einer Königin.

Und Klas sah hinüber.

Mit offenem Munde saß er da und starrte auf die lieblicherhabene Frauengestalt, als ob er sie mit den Blicken einsaugen könnte.

Oder betete er an? . . .

Alles an ihm war gespannt. Sein hartes, gebräuntes Fischergesicht sah wie versteint aus. Nur ab und zu blitzte ein Sonnenlicht darüber; und dann wurden die Züge etwas lebendiger. Seine Lider mit den langen Wimpern waren weit aufgerissen, und die großen, mächtigen Augen schimmerten feucht, wie unter dem Bann einer ins Unermeßliche gesteigerten Sehnsucht, die am Ziele zusammenzubrechen droht.

Seit zehn Jahren hatte sich ihm das lebendige Bild dieser Sehnsucht eingeprägt, unauslöschlich eingeprägt.

Damals, als er die drei Menschen, das Elternpaar und seine liebliche Tochter, hinüberruderte an den Timmendorfer Strand, damals hatte die Nähe jenes Mädchens zum erstenmale sein junges Blut wild werden lassen, daß es schäumte wie gährender Wein.

Das war nur ganz kurze Zeit gewesen; die Fahrt dauerte kaum eine halbe Stunde, dann sah er sie nicht wieder.

Aber sein ganzes Wesen hatte sich seitdem an das ihm so heilige Bild jener Mädchenerscheinung angeklammert und ihn mit dieser tiefen Sehnsucht erfüllt.

Nun tauchte das wieder vor ihm auf, wie aus einem langen, langen Traum, aber schöner, bewußter und königlicher.

Ihm war es, als ob er plötzlich unter Hunderten ein Erwählter sei, und als ob er doch nicht sein Letztes finden könnte, die tiefe Befriedigung des Herzens, die für ihn ewige, innere Ruhe bedeuten würde.

So saß er da, wie aus Stein gehauen, und hatte keinen Sinn mehr für das, was um ihn her vorging; und seine Seele war nicht bei ihm.

Draußen glänzte der Tag, und die warme Luft quoll durch das eine rechte Kirchenfenster, das offen stand.

Auf der linken Seite aber stieß ein farbenprächtiger Schmetterling fort und fort gegen die Scheiben, als ob er die Freiheit suche. Er hatte sich in der Kirche verirrt, und die hellen Sonnenstrahlen schimmerten ihm neckisch über die bunten Flügel.

Tiefgoldene Lichter lagen auf den bräunlichen Sandsteinfließen und huschten über den Boden hin bis hinauf zu den morschen, wurmstichigen Eichenbänken. Auf manches Gesicht legten sie ihren Glanz; und die hohen weißgetünchten, fast schmucklosen Wände der Kirche leuchteten wie frischgestrichen.

Der Choral war längst verklungen.

Der Pastor hatte von der Kanzel gesprochen, innig und warm, wie an einem Festtage. Nun war seine Rede zu Ende.

Durch die hohe Gotteshalle ging eine heilige Stille, eine Ruhe, wie sie nur die Andacht kennt; und die Herzen schlugen in seliger Zuversicht.

Jetzt kam das Abendmahl.

Orgelspiel und vorbereitende Worte des Pfarrers lösten einander ab. Dann stille Beichte und andächtiges Beten der Gnadebereiten, während die Orgel schwieg.

Der lange Klas saß da, als ob er nicht zu den anderen gehöre; er hielt den Kopf gesenkt, und der bunte Sommervogel flatterte leicht über seine blonden Haare hin.

Wieder begann die Orgel zu spielen, und die Gemeinde erhob sich von den Plätzen.

Klas fuhr zusammen. Er wurde mitgerissen von der Seelenmacht der Frommen, die nach dem Mahle des Herrn verlangten.

Er stand auf wie die anderen, die vor ihm in langer Reihe dem Altare sich näherten. Aber er folgte nur mechanisch; seine langen, stämmigen Beine bewegten sich nacheinander, als ob sie erst mit großer Mühe aufgehoben würden.

Wie im Traume ging er zum Altar, unvorbereitet, ganz versunken in das Bild seiner Sehnsucht. Denn die Beichte war längst vorüber, und er hatte nicht einmal das Wort der Vergebung aus dem Munde des Priesters vernommen wie die anderen: das Wort der Sündenvergebung.

Sein Blick brannte in Andacht hinüber nach der Frauengestalt. Er mußte an die Madonna über der Kirchenthür denken, auf dem alten, grellgemalten Bilde. Er sah sie als Madonna mit hellen Augen, ohne Thränen und ohne Schwerter im Herzen, er sah sie als menschenheilige, gloriengeschmückte Königin.

Und so hatte er immer das Bild seiner Sehnsucht gesehen.

Das kleine, unschöne Heilandsbild am Kruzifixe auf dem Altare, das wohl ein gütiger Gönner der Kirche geschenkt haben mochte, sah er nicht. Er sah nicht die verrenkten Knochen des Gekreuzigten und nicht den unendlich milden Heilandsblick und nicht den schmerzlichen, vergebenden Seelenzug in seinem Gesichte.

Seine Sinne begannen zu schwanken. Es flimmerte ihm vor den Augen; aber er wurde von den anderen, die hinter ihm standen, fortgeschoben.

Erst als ihm der Priester den Kelch bot, wachte er auf aus seiner Verwirrung, aus seiner Versunkenheit.

Daß er die Hostie genommen hatte, bleich und aschfahl im Gesichte, wußte er gar nicht.

Die anderen sahen ihn an.

Aber er sah nur den Priester vor sich und den Kelch mit dem Blute Christi.

Und da fuhr es ihm blitzschnell durch die Seele, und er fühlte, daß er seine Sünden nicht bereut hatte, und daß er unwürdig sei.

Er zögerte leis . . .

Der Priester sah ihn an.

Klas schlug die Augen nieder . . . und mit durstigen Lippen sog er vom Kelche der Vergebung. Er schlürfte den heiligen Wein und mit ihm die Erinnerung an den Tag seiner Konfirmation und an die einsame Stunde, wo er mit dem Pfarrer drüben allein war in der kleinen Gartenhütte, ganz allein.

Ja, damals hatte er geweint, geweint im heißen Drange seiner Sehnsucht, die ihre erste Männlichkeit gefühlt hatte.

Warum durfte ihm das liebliche Mädchenbild nicht erhalten bleiben, das damals dem heißen Traume seiner Jugendlichkeit eine Königin gewesen war. Warum mußte die ihm genommen werden, daß er sich im ersten stürmischen Andrang seines erwachenden Leibes an jener anderen verging.

Eine brennende Schuld packte ihn dann.

Und sein Herz konnte sie nicht ertragen; daß er zum Pfarrer laufen mußte. Denn damals hatte er gesündigt.

Das war nun zehn Jahre her.

Und seitdem war sein Leben eine einzige, reine Sehnsucht gewesen, die alle Liebe und Zärtlichkeit zurückstieß und nach einer fernen Sonne schaute, stark und unantastbar in ihrer Zuversicht.

Und dann wußte er plötzlich, daß er ja ohne Sünde sei.

Das war all das Fühlen und Denken eines Augenblicks, aber genug, um ihn länger von dem Kelche trinken zu lassen, als es sonst üblich war, sodaß der Priester mit leisem Ruck ihm endlich den Rand von den Lippen riß.

Ein Tropfen Wein wurde verschüttet und fiel auf die alte purpurne Altardecke; und dicht neben einer angeblichenen, schmutzigen Stelle entstand ein dunkelroter Fleck.

Der sah aus wie ein Blutfleck.

Nur einige hatten es gesehen; die aber machten stillfurchtsame Mienen und sahen auf Klas, der langsam nach seinem Platze wankte.

Sein langer Nacken war gebeugt; seine Arme hingen matt herab; und sein struppiges Haar fiel ihm über die Schläfen und über die Stirn.

Zusammengesunken saß er dann da auf seiner Bank, frei von Sünde; denn das war ja schon zehn Jahre her.

Aber er war wie zusammengebrochen unter der Last seiner heißen, brausenden Sehnsucht. Mit geschlossenen Augen sah er das Bild, nach dem ihn so dürstete.

Das währte Minuten lang . . .

Dann war die Orgel leise verklungen.

Der Pfarrer hatte seinen Segen gesprochen; und die sündenreinen Beter verließen die Kirche und schritten hinaus in den blühenden Sonntag.

Wie lange Klas noch gesessen, wußte niemand.

Man hatte ihn nicht mehr beachtet, denn man war

ja ähnliche Dinge von dem einsamen Träumer gewohnt. Sie liebten ihn, und deshalb störte keiner seine Wege.

Die Sonne stand im Zenith. Es war heiß draußen, und die Sommerschwüle lag schwer auf Weg und Feld.

Klas achtete nicht der Hitze; wie ein Nachtwandler schritt er seinen Weg, immer nur das eine Bild vor sich: die Königin seiner Sehnsucht.

Wohl nach dreiviertel Stunden schon kam er in Haffkrug am Strande an.

In Schweiß gebadet trat er in ein kleines Haus, das dritte gleich am Eingang des Fischerdorfes, daß er mit seiner alten gelähmten Mutter bewohnte.

Drinnen sah es sehr ärmlich aus. Nur der allernötigste Zubehör fand sich in den beiden Stuben, einige Fischer- und Hausgeräte. Die übrigen drei Zimmer des kleinen Hauses wurden von einer anderen Fischerfamilie bewohnt. Da war Lärm und Geschrei den ganzen Tag; fünf frische, kräftige Kinder balgten sich in der Sonne und hatten in einem fort Hunger. Darum schrien sie.

Aber auch das Kindergeschrei hörte der lange Klas nicht.

Er ging in die Stube und setzte sich auf eine Holzbank. Er sagte nichts.

Die alte Frau mit den Falten im Gesicht und den greisen Haaren saß auf einem alten lederüberzogenen Lehnstuhle und träumte vor sich hin. Sie träumte von ihrem Sohne.

Sie lebte nur noch halb auf der Erde; ihr Leib sah ganz schemenhaft aus, als ob er kein Blut mehr hätte. Sie war halb eingeschlafen und merkte nicht, daß er gekommen war.

Der lange Klas saß bis zum Abend auf seiner Holzbank.

Dann stand er auf und ging in die Nacht hinaus.

* * *

Zehn Tage waren vergangen.

Die Vormittagssonne stand am Himmel, und das Meer glühte voll und glänzend wie ein bläulich tiefer Smaragd.

Am weißen leuchtenden Strande saß der lange Klas und flickte Netze, wie er das oft that.

Manchmal hielt er in der Arbeit inne und sah hinaus auf die blaue Ostsee, wie einer, der seine Sehnsucht verloren hat und der all seinen heiligen Reichtum nun mit weißen Händen bewahren will.

Er kam sich vor wie ein König.

Wenn er so plötzlich von seinem Flickwerk aufschaute, konnte man wohl erkennen, daß sein Gesicht einen bleichen Anhauch bekommen hatte. Sonst war er derselbe; nur die Augen waren noch tiefer und gutmütiger geworden.

Er saß gern hier am Strande bei den Netzen und starrte sinnend auf die Wasser.

Er dachte dann an die Erlebnisse der letzten Tage, und war still und zufrieden. Er hatte nur die Angst, daß er dies stille Glück wieder verlieren könnte; das kam oft tief aus seinem Innern heraus, ganz plötzlich, ohne daß er es erwartete. Bis er dann wieder an die Gegenwart dachte.

Und so auch heute . . .

Gerade acht Tage war es her, daß er sie zum erstenmale wiedergesehen hatte, die Stolze aus der Kirche in Gleschendorf.

Er durfte sie damals hinausfahren auf die See. Der Graf hatte ihn darum angegangen.

Daß der Graf ihr Vater sei, hatten ihm die Leute gleich gesagt, als die beiden nach Haffkrug an den Strand gezogen waren. Dort bewohnten sie nun die kleine Villa eines Freundes, um hier an der noch nicht so stark besuchten Küste der Ostsee den Sommer still und ungestört zuzubringen.

Denn sie waren beide seelenstolze Naturen und liebten die Einsamkeit.

Auch sagten die Leute, daß sie sehr reich wären und noch viele andere schöne und geheimnisvolle Dinge.

Das alles kümmerte aber den langen Klas nicht.

Er war ruhig und glücklich, wenn er die Jungfrau so stolz unter den anderen einherschreiten sah, und es war ihm, als ob sich alle vor ihr beugen müßten.

Sie war doch eine Königin.

Elfriede nannte man sie; das hatte er gehört. Nun war ihm dieser Name der Inbegriff aller edlen und erhabenen Reinheit geworden, einer Reinheit, die niemals befleckt werden konnte. Und er selber fühlte sich in ihrer Nähe viel reiner, ganz ohne Sünde.

Wenn er aber mit ihr und dem alten Grafen im schmalen Segelboot über die glitzernde See flog, dann schlief all seine stillste Sehnsucht ein, und er fühlte sich im Besitze des schönsten und herrlichsten Schatzes. Das war bei seiner einfachen, religiösen und tief in sich gekehrten Fischernatur leicht zu erklären. Seine Frömmigkeit hatte ein lebendiges Bild gefunden, das Fleisch und Blut war, und er hatte es mit beiden Händen ergriffen. Darum war er auch am letzten Sonntage nicht in der Kirche gewesen.

Und jene beiden Menschen hatten den stillen und offenen schlichten Fischer mit den weiten Augen liebgewonnen; sie betrachteten ihn mehr als Lebensgenossen, denn als gehorchenden Diener und waren stets freundlich und herzlich zu ihm.

Wenn er mit den breiten Händen das Segelwerk des Bootes lenkte oder auch manchmal mit kräftigem Ruderschlag die Riemen einsetzte, daß die Wellen sich bogen, dann fühlten sie sich so sicher in seiner Obhut.

Einmal, da war Elfriede allein mit ihm gesegelt. Das war nun drei Tage her. Damals hatte sie ihn abends darum gebeten, weil die Sonne den ganzen Himmel mit Purpur überschüttete. „Das muß schön sein“, meinte sie.

Und dann waren sie in die Abendglut hinausgefahren, weit hinaus auf die offene See.

Feurige Flammengarben standen in der Luft und leuchteten weithin über das Land; und das Boot mit seinem weißen Segel und den beiden Menschen war in ein brausendes Rot getaucht.

Sie hatte den Hut vom Kopfe genommen, daß der leichte Wind ihr durch das tiefblonde Haar strich und es sacht kräuselte. Ihr Kopf war wie von einem leuchtenden Glorienschein umgeben. Ihre Seele war offen, und sie sah aus wie die lächelnde Madonna auf dem Bilde in der Kirche von Gleschendorf.

Sie war doch eine Königin.

Klas schwieg und schaute sie an. Er fühlte ihre Größe.

Das Abendrot wollte verlöschen. In tiefer Glut sank der Sonnenball vom Himmel, und es wurde dunkler.

Es war ganz windstill geworden.

Da kehrten sie um, und Klas mußte mit tüchtigen Ruderschlägen einsetzen, denn das Segel hing schlaff am Mast.

Fern sah man den dunkelblauen Strich der Küste, der immer größer und deutlicher wurde.

Sie waren auf dem Heimwege.

Der lange Klas schwieg und ruderte aus voller Kraft. Manchmal war es ihm, als ob ihm die Kehle zugeschnürt würde; aber das ging schnell vorüber. Und dann war er wieder ruhig und zufrieden.

Nach einer halben Stunde stieß das Boot an den Strand. Elfriede stieg aus und eilte schnell davon.

Damals dankte sie ihm.

Das war sein schönster Tag; und daran dachte der lange Klas jetzt und sann hinaus aufs Meer. Das Netz lag unbewegt auf seinem Knie. Ja, das war sein schönster Tag gewesen . . .

Nahe Stimmen schlugen da an sein Ohr und erweckten ihn aus dem Träumen. Er kannte die Stimmen und stand auf.

Als er sich umwandte, sah er den Grafen und seine Tochter am Arm eines jungen flottaussehenden Mannes.

Er stutzte. Dann nahm er sich zusammen und grüßte. Sein Gruß wurde herzlich erwidert, und die Drei kamen auf ihn zu.

Hart und schmerzend schlug sein Herz; aber er überwand es. Für einen Augenblick schloß er die Augen; dann war alles gut. Er hatte seine Königin verloren.

Seine Königin war ihm unantastbar gewesen; die war ihm so hoch und herrlich erschienen in ihrer Reinheit, daß sich die Stirnen vor ihr hätten beugen müssen. Die konnte er nicht am Arm eines Gecken sich vorstellen; er hatte alles Menschliche von ihr abgestreift.

Er zuckte leicht zusammen. Dann schaute er auf.

„Äh, da sind Sie ja. Meine Braut hat mir schon tüchtig von Ihnen vorgeschwärmt. Bewundere riesig ihre Segelkunst — meine Braut sagt das —. Treibe auch Segelsport; möchte mal sehen, wer's von uns beiden besser kann." Und dabei klopfte das elegante Herrchen dem langen Klas recht gönnerhaft auf die knochigen Schultern.

Der wollte auffahren; aber er sah Elfriedes Augen und schwieg; er meisterte sich mächtig.

Der Graf, welcher die Mißstimmung herausfühlte, setzte ihm, der mit düsteren Brauen dastand, dann auseinander, daß seine Tochter und sein Schwiegersohn gern eine größere Segelfahrt machen möchten. Sie seien heute zu ihm gekommen, um den Tag dafür zu bestimmen, damit das Boot dann zur Verfügung stehe. Sein Schwiegersohn sei erst gestern eingetroffen, müsse aber schon morgen wieder abreisen, um dann erst nach acht Tagen auf längere Zeit zurückzukehren.

Die Frage, ob er noch heute sein Boot segelfertig machen könne, verneinte Klas, da sein Genosse damit unterwegs wäre und erst gegen Abend wieder nach Hause gelangen würde. Sein Auge flammte auf.

„Na, da müssen wir eben warten. Aber wenn ich in acht Tagen wieder da bin, werde ich den ganzen Tag auf dem Wasser liegen und mal sehn, wer's besser

kann." Mit diesen Worten drehte der Bräutigam seinen aufgewichsten Schnurrbart und spielte mit dem Pincenez.

Klas erwiderte nichts.

Erst als ihn Elfriede um eine Ausfahrt am nächsten Sonntag bat, die sie mit ihm wieder allein machen wollte — „wie damals" sagte sie —, da antwortete er erfreut, mit etwas zitternder Stimme, aber doch still und ernst.

Dann gingen die Drei.

Ihre Schritte knirschten im Dünensande.

Und der lange Klas raffte seine Netze zusammen und schwankte nach Hause, ohne sich nach den anderen umzusehen.

Sein langer Nacken war heute noch mehr gebeugt als sonst; sein Atem röchelte leis.

Er hatte seine Königin verloren.

Stürmisch öffnete er die niedrige Stubenthür und warf sich auf die Holzbank. Dort war sein Lieblingsplatz.

Die alte Mutter, die über den gebrechlichen Tisch gebeugt dasaß und sich zum Mittag Schwarzbrot in den Kaffee brockte, sah einmal auf. Aber sie ließ ihn gewähren, ohne ein Wort, und schlürfte von ihrem Kaffee. Denn sie kannte ihn ja.

Klas saß lange so. Der Tag war heiß gewesen, und die Alte war endlich in ihrem ledernen Lehnstuhl eingenickt. Der Nachmittag ging zu Ende.

Es war ganz still im Zimmer. Nicht einmal das Ticktack einer Uhr war zu hören, und kein Holzwurm bohrte. Nur draußen kläffte ab und zu ein Hund, ganz weit in der Ferne.

Klas konnte heute nicht vor sich hingrübeln. Er war wie zerschlagen und wie stumpf geworden.

Dann kam ihm in der tiefen Stille plötzlich ein Entschluß: Er wollte sich seine Königin retten.

Als die Schatten lang ins Zimmer fielen, ging er hinaus.

Draußen war Mondschein, und die Nacht war

würzig und schwer von Blütenduft. Es war alles ruhig geworden; selbst der Hund bellte nicht mehr.

Fest und sicher schritt er durch den leuchtenden Glanz; er mußte mit sich allein sein, ganz allein.

Als er wenige Minuten gegangen war, hörte er eine näselnde, von Wein schwere Stimme sich droben an der Villa verabschieden. Er kannte diese Stimme.

Eine Hausthür fiel klingend ins Schloß; dann war alles wieder still.

Ein scharfer Schatten kam in der Dämmerung der Häuserreihe auf ihn zu. Die Gestalt konnte er nicht erkennen, aber er fühlte sie. Ihr Gang war kurz absetzend, wie von knabenhafter Eitelkeit bewegt.

Einen Augenblick zuckte Klas zusammen.

Jetzt befand sich der Schatten im tiefen Dunkel eines hohen Hausgiebels.

Da zog der lange Klas sein Messer.

Die Klinge blitzte leicht ...

Doch er that es nicht.

Mit zusammengebissenen Lippen stand er an der Mauerecke; sein Atem ging schwer, und die breiten Finger preßten sich fest um das offene Messer, daß sie wund wurden und daß er es warm und feucht an ihnen hinunterrinnen fühlte. Das waren Blutstropfen.

Es kam ihn schwer an, daß er zurückhalten mußte; sein Herz ging heftig. Aber er war sich bewußt geworden; sein Entschluß stand fest.

Was sollte ihm der Geck da; er wollte seine Königin wieder haben, seine reine Königin. Und wenn er diesen tötete, dann mußte er sie für immer verlieren. Das wußte er. Und dieser Gedanke machte ihn fest: er war ein Mann geworden.

Der Andere war im Dunkel vorübergestelzt.

Der lange Klas ging still nach Hause. Seine Finger schmerzten ihn heftig, aber er achtete nicht darauf. Er fühlte sich so stark und sicher jetzt, und all das fressende Weh wollte ihn verlassen.

Denn er hatte ja noch einen Sonntag; und der sollte sein letzter Feiertag sein.

* * *

Der lange Klas hatte die Tage in voller Arbeit zugebracht. Er sah ruhiger aus; sein Entschluß hatte ihn stark gemacht. Der war so plötzlich gekommen, ohne daß er es eigentlich erwartet hätte, wie eine Erlösung aus einer tiefen Dumpfheit. Und seine Sehnsucht fing an, die niederdrückende Schwere zu verlieren, so daß er sich freier fühlte und rastlos arbeitete.

Die Genossen schüttelten verwundert den Kopf über den regsamen Klas, den sie immer nur als halben Träumer kannten, der am liebsten die Netze flickte und dabei stundenlang auf das Meer hinausstarrte.

Er sah ja wohl noch ernster aus, als früher, nicht mehr so schwärmerisch, aber sie konnten jetzt wenigstens mit ihm sprechen; er gab Antwort mit geraden großen Augen, die voll Bewußtsein leuchteten, und legte überall, wo sie es wünschten, tapfer Hand an. —

Der Samstag Abend war gekommen.

In brennender Glut leuchtete sein Gold über das sachtplätschernde Meer, und die Luft war friedlich und warm, wie voll von Verheißung.

Klas dachte an jenen heiligen Sonntag, der in seiner Purpurpracht gerade so leuchtete wie das Abendrot heute. Und morgen sollte er einen neuen Sonntag haben; der sollte sein letzter Feiertag sein.

Eine leise Wehmut überschlich ihn.

Doch das währte nur kurze Zeit; dann machte er sich an dem Segelboot zu schaffen.

Es sollte zur Fahrt für morgen sauber und schmuck aussehen; es sollte alles recht feierlich sein.

Bis spät in die Nacht hinein war er beschäftigt; denn morgen war ja Sonntag, und da wollte er den Vormittag zur Kirche gehen. Das mußte er unbedingt. Ein tiefer Drang nach dem alten Pfarrer hatte ihn gepackt.

Deshalb sollte das Boot noch heute ganz segelfertig werden. Er schöpfte das Wasser heraus, knüpfte hie und da neue Taue an und legte zwei neue leichte Ruder hinein. Überall hatte er noch was auszubessern.

Als er dann endlich mit allem zufrieden war, ging er nach Hause.

Es war schon spät geworden.

Der Mond stand hell im Zimmer und leuchtete über das Fensterbrett gerade auf die Holzbank, wo sein Lieblingsplatz war. Er setzte sich in den bleichen Glanz und schaute hinaus in die Nacht.

Die Mutter schlief nebenan in dem ärmlichen Bett. Er hörte ihr leises, müdes Schnarchen. Sonst war alles ganz still. . . . .

Einmal leuchteten seine Augen auf.

Das war unheimlich; eine Welt von bohrender Leidenschaftlichkeit und wühlendem Haß lag darin. Da hatte sein ganzes Gesicht etwas Raubtierhaftes.

Das fahle Mondlicht stand gerade auf seinen Zügen und ließ sie noch schrecklicher erscheinen.

Er sah aus wie ein morddurstiger Verbrecher, der gerade sein Opfer zerfleischen will; und doch lag etwas von Verzweiflung in ihm, von tiefer Verzweiflung.

So hatte er noch nie ausgesehen.

Aber der Zustand ging bald vorüber, und er saß dann wieder ruhig und still entschlossen bis zum Morgen . . .

Am Sonntag Mittag war er in der Kirche.

Er sang mit lautem Munde die Choräle, und seine Stimme war männlich und stark, wie von einer großen Zuversicht erfüllt. Er war sehr andächtig, und des Pfarrers Worte erschienen ihm alle wie besonders für ihn, den langen Klas, ausgesucht. Er dachte an seine Jugendzeit und an seine große Sehnsucht; und er wurde ruhig im Herzen und fühlte, daß er ohne Sünde sei.

Als aber der Gottesdienst beendet war und er dem Pfarrer draußen vor der Kirchenthür noch einmal begegnete, da kam es doch über ihn, und er glaubte, alles

beichten zu müssen. Ein tiefer Drang wuchs in ihm auf, des Priesters Hände zu fassen; aber er brachte es nicht über sich.

Der Pastor sah ihn groß an; Klas fühlte sein Herz klopfen.

Dann war er allein.

Sie hatten Abschied von einander genommen ....

Der Nachmittag brachte gutes Wetter.

Es war sehr heiß gewesen, und nun machte sich eine leichte frische Luftströmung bemerkbar.

Das Meer leuchtete.

Klas hatte seine alte Mutter groß angeschaut, ganz groß.

Das war sein Abschied.

Dann war er hinausgegangen ......

Nun, da der Nachmittag zu Ende ging, trafen sich die beiden.

Elfriede war allein gekommen. In ihrem Gesicht lag eine offene Freude auf die kommende Segelfahrt, umsomehr, da der Abend purpurn werden wollte. Sie dachte an jenen anderen Sonntag in seiner herrlichen Farbenpracht, und stiller Jubel schien sie zu erfüllen.

Klas war sehr still.

Er sah einmal hinauf zum Himmel.

Da huschte ein Schatten über sein Gesicht, der im Augenblick einer leuchtenden Zufriedenheit wich; und der lange Klas sah aus wie einer, dem sich eine neue Hoffnung erfüllt.

Ganz in der Ferne hatten seine Augen einen leichten dunkeln Fleck geschaut, der von einem bleichen grünlichen Licht umgeben war. Seine Augen sahen scharf, und sie wußten, was das zu bedeuten hatte.

Heute sollte ein Feiertag sein .....

Dann stiegen die beiden ins Boot.

Klas stieß vom Strande. Die Wellen gingen etwas unruhiger jetzt und trugen silberne Schaumkronen. Der Lufthauch wurde kräftiger; man merkte sein salziges

Arom. Obgleich ihn die wunden Finger schmerzten, zog Klas die Taue straff, daß der Wind voll in das Segel strich und es weißleuchtend aufbauschte.

Sie schwammen hinaus. — — — — — — — —

Der ganze Himmel glühte über dem Lande und strömte sein Farbenfeuer aus. Jetzt erst fühlte man eine drückende Schwere der Luft, und der immer voller gehende Wind ließ sie die Schwüle noch mehr empfinden.

Das Boot schoß mövenschnell durch die Wasser, daß der Schaum an den Seiten hoch aufspritzte und über die Planken schlug. Die Wellen gingen höher und höher; sie hatten eine ganz dunkelblaue Farbe bekommen, so daß man das tiefe Rot des Himmels nur noch im weißen perlenden Schaum widerglühen sah.

Die Sonne war schon hinuntergesunken.

Die Glut des Himmels wurde immer dunkler und purpurner, wie ganz dunkles leuchtendes Blut sah sie aus.

Elfriede konnte sich eines leisen Schauerns nicht erwehren; ihr bangte vor der Unruhe des Wassers. Aber das einzigartige Naturschauspiel bannte sie. Sie saß still da und schaute in die mächtige Purpurpracht, wie eine feuerumflossene Heilige. Sie war doch eine Königin.

Dann sahen ihre Augen fern im Osten eine schwarze Wand aufwachsen; und kurz darauf fegte ein voller, heftiger Windstoß über die Wogen, daß sich das Boot zur Seite bog und sich mit Wasser füllte.

Nun wurde Elfriede ängstlich. Sie bat Klas, umzukehren. Der aber that's nicht.

Kühn richtete er das Segel, daß der volle Wind sich darin fing. Der Mast neigte sich nach vorn, und in stürmender Schnelligkeit flogen sie hinaus auf die offene See.

Noch einmal flehte die Jungfrau. Da stürzte der lange Klas im Überschwang seiner Leidenschaft vor ihr nieder, preßte seinen Kopf tief in ihren Schoß und hielt ihre Beine fest umklammert, als ob er sie nicht lassen

wollte. Ein dumpfes, halb sieghaftes, halb verzweifeltes Stöhnen entrang sich seiner Brust; seine Glieder bebten.

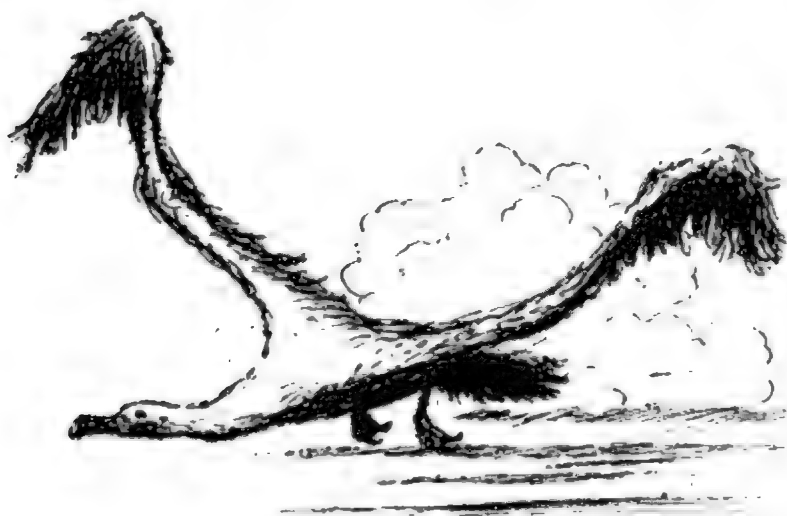
Elfriede saß wie versteinert da. Sie war wie gelähmt, so unerwartet war ihr das Alles gekommen.

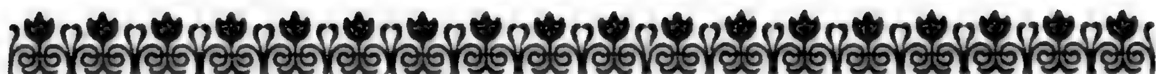
Stumm starrte sie auf den seltsamen Riesen, der da vor ihr lag und das Haupt in ihren Schoß drückte. Sie verstand ihn nicht, aber sie fühlte ihn und seine gewaltige Seele. Fest hielt er sie umklammert mit seinen sehnigen Armen, die die Furcht nicht kannten; — und sie wußte, daß es das Ende sei.

Die Purpurglut des Himmels war über den beiden zusammengesunken, und ihr Boot trieb führerlos hinaus ins offene Meer. Die Wellen gingen hoch und rauschten und brausten, als ob sie der Reinheit der beiden Menschen ein Lied singen wollten, ein ewiges Lied. Und die schwarze Wolkenwand wuchs höher und höher.

Es war eine wilde Nacht voll Regen und Wind und schweren Wolken. Tief wühlte der Sturm seine grollende Kraft in den Schoß der Wasser, als ob er sie durchtoben und an sich reißen wolle; und die Blitze flammten unaufhörlich.

Endlich öffnete das Meer seine ewigen Arme; und der Sturmwind sang ein dithyrambisches Hochzeitslied.





Cäsar Flaischlen

Schattenspiel — Professor Hardtmut



Schattenspiel

Eine Morgenwanderung

> Und sie zogen aus, als zu einem Mörder, mit Stangen und Schwertern, ihn zu fahen; Hohepriester, Schriftgelehrte und Pharisäer; . . .
> (Und er saß täglich im Tempel bei ihnen und lehrete sie.)
> Nach Matthäi 26, 45.

> . . . mich dünkt: es war immer so! zu Zeiten Sokrates' wie zu Zeiten Jesu, zu Zeiten Galilei's wie zu Zeiten Luthers! . . . .
> Jost Seyfried.

Dämmerige Nacht lag über dem Land. Es war mild, fast warm. Anfang Mai. Ein mächtiger Tausturm hatte sich erhoben und wogte seine Frühlingssehnsucht von den Bergen. Wie ein großer Osterchoral donnerte er über die Gräber und rief zur Auferstehung.

Die Wälder bogen sich und reckten sich und krachten unter seinem Rütteln; jahrhundert-alte Eichen brachen zu Boden, und wie Rohr zerknickte vor ihm, was dürr und morsch war und keine Kraft mehr zum Frühling hatte. Nur was gesund und stark und triebfähig, hielt ihm Stand. In der Tiefe des Himmels zuckten wie verlöschen-wollende Lichter die Sterne zwischen den

zerrissenen und zerreißenden Wolken, die er wie Flaum über uns dahinfegte, lachend, als freue er sich, einmal aufräumen zu können mit allem, was nicht niet- und nagelfest war. Selbst der Mond schien Sorge zu haben, über den Haufen geblasen zu werden und verkroch sich hinter zusammenstiebende Wolkenfetzen. Die Erde bebte unter seinem Donner; aber es war nicht das Beben der Furcht; es war das Beben der Freude, denn er brachte die Erfüllung ihrer Sehnsucht.

Von den Hängen schwollen die Quellen mit lautem Geriesel und die fahle, jeden Augenblick wechselnde Beleuchtung überrann alles mit phantastisch-gespenstischem Leben.

Vor den Gehöften und Häusern, an denen unser Weg vorüberführte, standen dann und wann die Leute. Der Sturm hatte sie von ihrem Schlaf aufgejagt, denn das leichte Balkenwerk ihrer Behausungen erzitterte in allen Fugen unter seinen Stößen. Die Wetterhähne schrieen von den Giebeln. Es pfiff und heulte. Thüren und Fenster sprangen auf und schlugen. Vom Dorf herüber klangen die Glocken, angstvoll, dumpf, drohend, wie wenn . . . . . .

Die Leute sagten: der Küster sei es nicht, der so läute! und blickten bleich und verstört, furchtsam und feig zum Himmel; und die Weiber beteten: der jüngste Tag kommt! Die Welt geht unter! Herr Gott behüt' uns! . . .

Nein, Mütterchen! Die Welt geht nicht unter! Noch lang nicht! Es wird nur endlich Frühling!

Frühling! und wenn's noch so tobt!

Frühling! ja! . . .

Und lachend zogen wir weiter und sangen und ließen uns den Tausturm in die Brust wogen. Wir waren ja gewohnt, im Sturm zu steh'n! Und sangen und jauchzten: Frühlingwärts! Morgen-zu! Sonn'-entgegen!

Sonn'entgegen! Frühlingssonn'entgegen!

Das war es ja auch!

Wir wollten die Sonne einmal aufgehen sehen, und das Frühlingsdrängen in uns trieb uns ihr entgegen ... mit der ganzen Lust unseres Hoffens, mit dem ganzen Glauben unserer Jugend, mit der ganzen Jugend unseres Glaubens!

Ein paar, denen bangte und die Furcht überkam vor all den lebendig werdenden Baumstümpfen und Hohlwegschatten, drehten um, ‚da sie sich nicht erkälten wollten in dem sinnlosen Wetter‘, und verloren sich zurück in ihren trübseligen Alltag.

Wir andern aber zogen weiter durch die prächtige Nacht und ihren jauchzenden Frühlingssturm — und ließen uns, aufschauernd, sein Evangelium in die Seele donnern; das Evangelium des Morgenwerdens.

Weit hinter uns in qualmigem Nebelbrüten lag die Stadt und alles Mauerumgebene, Enge, Beschränkte und Beschränkende, die ganze dumpfe Leere und Schwere hungriger Alltagspflicht und würgender Werktagsangst, und vor uns, um uns, frei und freudig, mauerlos, weit und offen, voll Lebensdrang und Sonntagsglauben die sternüberflackerte, sturmlodernde Erfüllung unserer Sehnsucht.

Und wir sangen ihr Lied, das Lied des Morgens, das Lied der Sonne in den donnernden Sturm und er trug es weiter über die Berge und von den Bergen in die Thäler und jauchzend rief das Echo es zurück.

Wir kamen durch Ortschaften und Höfe. Die Nachtwächter fuhren aus ihrem Schlummer, stolperten uns nach mit ihren Laternen: still zu sein und die Ruhe der Dörfer nicht zu stören mit unserem thörichten Gesange. Der Morgen käme von selber, ohne unser Geschrei. Vorderhand aber sei es noch Nacht und wir sollten die Leute schlafen lassen. Schlaf sei etwas Heiliges!

Ja: Die Leute! Sie lagen und schliefen! Anstatt auf zu sein in Glauben und Freude, anstatt der Sonne entgegenzuwachen, mit der doch kommt, wovon sie träumen und wonach sie sich sehnen.

Es war immer heller geworden. Wir hatten die gerade Richtung verlassen und erklommen einen Hügelzug, der ins Thal auslief und von wo sich eine freiere Aussicht bot. Der Sturm hatte sich allmählich auch gelegt, als ob er sich genug damit gethan, die Nacht gebrochen zu haben. Die Sterne verglommen. Der Mond verschwamm in der Tiefe, wie das weiße Segel eines am Horizont hinabtauchenden Bootes. Es war fast frostig geworden und kühle Schauer rannen durch die Luft. In den Thalbreiten zu unseren Füßen lag alles in schmutzigem Nebel, wie tot, und an den Abhängen krochen und kletterten scheue Dunstflüge herum.

Vor uns — jenseits, überm Thal, stand das Gebirge. Sein Gipfelgrat zeichnete sich in harter, scharfer Linie von dem silbergrauen, sich nach und nach mit leisem Rot überhauchenden Grund des Himmels hinter ihm ab.

Da bemerkte ich auf einem der Berghäupter drüben etwas herumkrabbeln — schwarze Gestalten, Menschen, wirkliche Menschen, nur infolge der Entfernung kaum viel größer als Gullivers Liliputer, zwerghaft, wunderlich. Es sah närrisch aus. So närrisch, wie jemand all dergleichen vorkommen muß, der etwas nur sieht und nicht auch hört. So närrisch, wie einem Tauben vielleicht unser ganzes Leben, das ganze Treiben der Welt erscheinen mag.

Als ob ich in einem Marionettentheater säße und einer niedlichen Pantomime zusähe.

Der helle Himmel hinter dem Gebirg bildete den weißen Vorhang und wie in einem Schattenspiel hoben sich die Kerlchen mit ihren Bewegungen gleich zierlichen Silhouetten auf dem lichten Hintergrund ab.

Ein richtiges Schattenspiel . . . der Nacht!

Der kleinen Kerlchen aber wurden immer mehr, wie mir schien, und als unter einem Windstoß der Nebel etwas verzog, erkannte ich, daß es darunter, in seinem Schutze, den ganzen Berg hinauf in hellen Haufen stand.

Sie zappelten und fuchtelten mit den Armen in der Luft herum und liefen und rannten in seltsamer Hast und Unruhe hin und her.

Dann schien plötzlich etwas los zu sein. Sie kamen mit langen Stangen und Haken, mit mächtigen Winden, Haspeln und Kettenrollen. Wieder andere schleppten sich mit Leitern, die für ihre Größe ungeheuer waren, und es begann auf allen Punkten eine fast fieberhafte Geschäftigkeit. Die Erde wurde aufgegraben, der Felsgrund gesprengt und riesige Pflöcke darin verankert. Dann schmiedeten sie lange eiserne Ketten durch die Ringe, und Drahtseile und Taue, und verklammerten mit diesen wieder die großen Leitern, die sie heraufgeschleppt hatten.

Hinter dem Gebirgsstock aber wurde es immer heller und heller, wie brodelnder Gischt dampfte es ab und zu empor. Doch je heller es wurde, um so unruhiger und eiliger, um so aufgeregter wurde das Getrippel und Gearbeite der kleinen Schattenkerlchen.

Ich unterschied nun eine ganze Armee von Landsknechten mit Piken und Hellebarden, mit Morgensternen und Donnerbüchsen. Sie hielten am Berg hinauf, in verschiedene Fähnlein geteilt. Auf einer etwas tiefer gelegenen Kulm war eine ganze Batterie von Mörsern und Kanonen aufgefahren, als gelte es . . . Gott weiß was für eine Völkerschlacht.

Die Leitern wurden aufgestellt und ragten senkrecht in die Luft und die ganze Gratlinie stand voll von Leuten mit Stangen und Haken, so lang und schwer, daß es immer ein ganz Häuflein zugleich bedurfte, sie zu regieren.

Allmählich aber ahnte mir, was das alles bedeuten möchte.

Ich lachte.

‚Nein, Mütterchen! Die Welt geht noch lang nicht unter! Keine Sorge! Es wird nur endlich Frühling!‘

Gott sei Dank!

Es wird nur endlich Tag!

Nach so langer, dumpfer Nacht!

Und wir stimmten das Lied der Erfüllung an, das Lied des Morgens, das Lied der Sonne und ihres Aufgangs . . . und es brauste wie Orgelklang durch die Stille, siegverheißend, jubelnd und jauchzend!

Kühle Schauer rannen durch die Luft, während der Himmel drüben sich mit roten Feuern überglutete, und unsere Schattenmännchen, gleich tagscheuen dunklen Nachtgeisterchen, immer unruhiger, erregter und gestikulierender hin und her rannten.

Da:

Ein blendender Blitz zuckt empor.

Mit purpurgoldener Flamme taucht der Sonnenball über die graue Kammlinie und strahlt ein loderndes Hallelujah über die Welt.

Tag! Tag! Tag!

Und Frühling! Frühling! —

Im selben Augenblick aber schlugen die Kerlchen drüben die Widerhaken ihrer Stangen in den emporstrebenden Ball, um ihn festzulegen. Andere warfen die Leitern über ihn und kletterten mit flinkster Pioniergeschicklichkeit darauf hinüber. Sie rollten lange Seile und Taue hinter sich ab, rammten Pflöcke ein und verhakten ihre Ketten daran, während die ganze Soldateska auf dem Berg in Bewegung kam und an den diesseitigen Enden anpackte, die Sonne wieder in ihre Tiefe zu zwingen.

Wir lachten.

Aber immer neue Haufen rückten an, mit immer längeren Stangen und Leitern und Ketten.

Sie zerrten von den Berghängen große Wände herauf, Segelleinen oder was es war; Nebel? — sie zu verhängen und darunter zu ersticken.

Doch wie blauer Rauch zerrannen sie vor ihrem Licht.

Und die Sonne stieg höher und höher über den

Gebirgsgrat, ruhig, unbeirrt und unbekümmert und blendete immer lichter in die Welt. Was wollten ihr diese Fliegen!?

Da griff die Feuerwehr in den Kampf ein; zwölf, zwanzig Schläuche zugleich ergossen ihre Wasserstrahlen, von uns aus gesehen so dünn freilich, wie Spinnwebfaden ... sie auszulöschen und über den Horizont hinunterzuspritzen.

Es zischte ein wenig, das war alles.

Schon flammte die halbe Scheibe über den Kamm.

Da plötzlich begann ein feines, zirpendes Geknatter, wie wenn Kinderpistölchen abgeschossen würden; die Landsknechte hatten mit ihren Donnerbüchsen losgelegt. Und von der seitwärts gelegenen Kulm krachte Kanonensalve um Salve durch die majestätische Bergruhe.

Doch es zischte nicht einmal darauf. Ruhig und unbekümmert stieg die Sonne empor, höher und höher.

Immer neue Kettentaue aber wurden hinübergeschleudert und von den Waghälsen drüben angepflockt. Immer neue Schübe kletterten hinüber mit Hämmern und Klammern. Und an die diesseitigen Enden hängten sich ganze Knäuel, ihre Kraft und Stärke zu messen.

Da — mit einem Male — war es doch, als ob sie siegten.

Die Sonne stand eine Spanne hoch über dem Grat und hing wie ein Fesselballon in dem eisernen Netz, mit dem die Kerlchen sie in wenig Minuten übersponnen hatten.

Sie war gefangen.

Ihr Aufatmen und Höherdrängen spulte nur ein paar zu kurze Ketten ab, die in die Luft schnellten, die anderen zogen sich straff und straffer, aber sie hielten. Es gab einen sekundenlangen Stillstand.

Die schwarzen Männlein hatten gewonnen.

Und schon zerrte man wieder dicke Nebelwände von den Berghängen herauf und schon fuhr man allerlei sonderbare, mächtige Maschinen herbei, die Gekettete

herabzuwinden, als es plötzlich einen kaum merkbaren, leisen, zitternden Ruck that, der goldene Lichtwellen über das Thal warf.

Sie war wieder frei; und alles, was noch gehalten hatte bisher an Ketten, Klammern, Tauen, Seilen, Stricken, Leitern, Stangen und Haken, riß durch wie Baumwollfaden, schnellte hoch und die ganze Soldateska purzelte jählings über den Haufen und kollerte in die Abgründe oder flog mitsamt ihren Ketten und Leitern und mitsamt der ganzen schönen Verankerung kopfüber lustig in die Luft. Gleich einem Aschenregen quirlte und rieselte es über den Berg und putzte ihn sauber.

Wir lachten. Es war grausam — aber wir lachten: wie diese Sonnenstürmer in ganzen Klümpchen an ihren Stricken und Ketten zwischen Himmel und Erde zappelten und wie tollgewordene Ameisen in Verzweiflung und Todesangst an ihren Leitern auf und ab wuselten. Zu helfen aber war doch nicht; und ...

Ein Teil der Unglücklichen suchte sich durch kühnes Abspringen zu retten. Es sah aus wie schwarze, in in rote Feuer hüpfende Teufelchen!

Arme Schattenmännlein! Doch warum wagtet ihr euch an die Sonne!

Die anderen aber trug sie — lächelnd — höher und höher, bis in der steigenden Glut zuletzt auch die Ketten schmolzen, die ihr noch überhingen und eine um die andere in den Abgrund klirrte, hinter dem Gebirg, und zu Stücken und Staub zersplitterte. — — —

— — — — — — —

Und frei und makellos glomm die Sonne in die Höhe, in schweigender Glorie, groß und feierlich, heilig und herrlich, und loderte den Tag ins Thal und über die Welt und mit dem Tag den Frühling und mit dem Frühling die Erfüllung.

Die Menschen schliefen noch drunten. Gleich scheuen Verbrechern aber flüchteten die letzten Nebel und Schatten sich in ihre Schluchten und Klüfte. Lerchen stiegen aus

den Gründen und jauchzten zum Himmel, und wir standen und jubelten ihnen zu und sangen das Lied des Morgens, das Lied der Sonne und ihres Aufgangs und es war ein Lied der Freude und ein Lied des Siegs. —

— — — — — — —

Leis aber frug ich mich: ob es jedesmal so sei, wenn die Sonne aufgehe?!



Professor Hardtmut

Charakterstudie

„Daß es auch andere Pflichten gäbe,
Außer Arbeit und Mühe,
Hat mir niemand gesagt.“
Tagebuchblätter eines Sonderlings.

„Man hatte ihm seine Gewohnheit genommen und das brach ihn. —“

Nur in der Ferne schwankte ein letzter Garbenwagen hochgetürmt die Fahrstraße hinab.

Die Ernte war vorüber. Die Leute hatten heimgebracht, womit ihnen das Jahr ihre Sorge und Mühe gelohnt. Die einen mehr, die anderen weniger. Und die Felder standen in Stoppeln; wie immer, wenn eine Ernte vorüber, weithin leer und einsam. Sie verliefen sich in langen Linien ins Land. Ein paar vergessene Vogelscheuchen hielten noch auf ihrem Posten und reckten die Arme hinaus, zwecklos, denn sie hatten ihre Schuldigkeit gethan, und ab und zu stieg der Rauch eines verglostenden Krautfeuers empor. Fast senkrecht gerade.

Über dem Höhenzug der Ferne stand die Sonne und überflutete mit breiten, warmen Lichtwellen den schönen Abend.

Wie heimlicher Glockenklang hing es in der Luft.

Eine stille, heitere Freudigkeit atmete über der Landschaft; die Freudigkeit der Ernte, die Freudigkeit erfüllter Pflicht und gethaner Arbeit. Und ganz leise nur, fein und träumerisch, wie fernes Grillenzirpen, zitterte dann und wann ein Hauch von Wehmut durch die frohe Ruhe.

Es war nicht Herbst. Noch nicht. Noch hauchte es wie wogende Ähren über die Stoppeln, aber mit dem Sommer war's doch auch zu Ende. Das Laub färbte sich am Walde, die Vogelbeeren glühten in vollen, roten Trauben, — noch aber schrillte der Schrei der Schwalben durch die klare Luft und die Welt leuchtete voll Sonnenschein; nur das rauschende Lied des Korns war verstummt.

Erntezeit. Und Feierabendfriede. —

Langsam tauchte ein Mann über die Felder auf und kam querwegein über die Stoppeln.

Eine große, hagere Gestalt. Den Schlapphut auf dem Kopf, den Mantel über'm Arm und in der Hand einen Stock. Er ging mit gebogenen Knieen, den Oberkörper etwas vorgebeugt und mit hochgezogenen Schultern, als trüge er eine Last auf dem Rücken. Steinträger, Arbeiter haben diesen Gang; Leute, die viel schleppen müssen. Doch trat er fest und ruhig auf, als ob er gewohnt wäre, über Stoppelfelder zu gehen.

Er blieb dann und wann einen Augenblick stehen und blickte nach der Stadt, zu seiner Rechten, deren Arbeitstreiben wie das murmelnde Verbranden einschlafenden Meeres aus der Thalsenkung herüberkam. Die Abendsonne überwob sie mit rotschimmerndem Lichtstaub. Der Rauch der Schornsteine und Kamine schleierte ein glitzerndes Goldnetz über die Dächer und um die Kirchkuppeln, und die Hausfenster flammten gleich brennenden Spiegeln.

Alltag und Pflicht im Widerglanz scheidenden Lebens.

Er schritt weiter, den gleichen, vorgebeugten, schiebenden Gang; mit dem Stock stapfend.

Vor ihm, auf der Höhe der Felder, doch schon thalab der Stadt zu, lag St. Marie und blitzte mit seinen vergoldeten Kreuzen in die Runde. Ein alter, prächtiger Kirchhof. Große Rotbuchen, Eschen und Trauerweiden ragten darin empor und senkten neben hohem Flieder- und Rosengestrüpp ihre Zweige über das niedrige, epheu- und wildgrasbewachsene Umfassungsgemäuer. Zwischen dem Baumlaub leuchteten granitne Grabobelisken und weiße Marmorengel auf.

Er lenkte, quer über die Stoppeläcker, auf einen schmalen Fußpfad ein, der durch ein Stück Wiese nach der südseitigen Gitterpforte von St. Marie führte.

Das war sein Ziel und sein täglicher Weg, ob die Sonne schien oder ob es regnete, ob die Rosen blühten oder ob Schnee lag: von der Stadt, am Weiher vorbei, über die Felder nach dem Kirchhof und durch diesen zur Stadt zurück.

Der Pförtner im Kapellhaus vorn, am anderen Ende, nach der Chaussee, wußte genau, daß es mit dem Schlag sechs klingeln würde. Er war sicher, daß dann Professor Hardtmut draußen stünde, und zog ohne aufzusehen am Draht, seit . . . fünfzehn oder . . . zwanzig Jahren schon.

Und Hardtmut selbst — es hätte sonst was geschehen müssen, ehe er von seiner Gewohnheit ließ. Sogar an den Hochzeitstagen seiner beiden Mädel wurde er ihr nicht untreu.

„Ja, ja, Mertens! Euer Kirchhof ist der schönste Fleck der ganzen Gegend!"

„Bloß äußerlich, Herr Professor!" lachte Mertens darauf zurück, ihn mit der eigenen, stadtbekannt gewordenen Redensart schlagend, „bloß äußerlich!"

Aber es war doch so. St. Marie war doch der schönste Fleck, der schönste Punkt der Stadt. Nicht, weil seine Frau da lag, er ging höchst selten zu ihrem Grab, auch nicht, weil er in St. Marie selbst schon Grundbesitzer war, sondern weil nirgends . . . so schöner Flieder

wuchs, als hier, weil nirgends ... ja! er wußte es eigentlich selber nicht; es war so seine Gewohnheit geworden mit der Zeit, wie er überhaupt ... weil er nirgends so allein war, weil er nirgends so sehr das Gefühl des Feierabends hatte, das Gefühl, mit seinem Tagewerk fertig zu sein und ein Viertelstündchen ausruhen zu dürfen und dies verdient zu haben. In der Stadt?! ... Etwas hetzte immer weiter! mit einem Gedanken, mit einer Sorge haftete man immer bei seiner Arbeit. Schon das Getriebe der Andern, schon das Wagenfahren auf den Straßen! Und hörte man auch nichts davon, da war es, und gleich vor der Thüre draußen. Hier ... kämpfte nichts, hier war es nur still, hier blühte es nur. Und dann war es immer schon seine Freude gewesen, sich auf Kirchhöfen herumzutreiben. Schon in seinen Kinderjahren.

Er hatte auch hier seinen gewohnten Weg und ging nie anders. Vom Gitter aus links bis zur Mauerecke, dann den äußersten Querweg hin zur jenseitigen Mauer, den zweiten von da zurück zur diesseitigen, den dritten wieder hin, den vierten wieder zurück, und so weiter, bis er den ganzen Kirchhof durch war und an das vordere große Thor kam, durch das er die Fahrstraße entlang zur Stadt zurückkehrte.

„Er stürbe wahrscheinlich, wenn er aus Versehen einmal andersherum gehe!“ setzte Mertens lachend dazu, wenn er jemand von dem alten Sonderling erzählte.

Außerhalb des Thores, ein Stückchen weiter an der Straße, saß ein Steinklopfer; ein Invalid von Siebzig, mit einem Holzbein. Seit Jahren, ob die Sonne schien oder ob es regnete.

„Gu'n Abend, Herr Professor! ... Gut Steinklopfen ist auch ein Verdienst!“

Er sagte das jedesmal.

Hardtmut machte einen Augenblick Halt und reichte ihm eine Cigarre. Er that das auch jedesmal. Dann schritt er weiter, stadtwärts. Er hätte „andersherum“

nach jeder Seite hin näher gehabt, aber er blieb auf dem gewohnten Weg. Es hatte ihm vor einigen Jahren volle vierzehn Tage seinen ganzen Spaziergang verdorben, als er eines Abends die Straße wegen Neupflasterung gesperrt fand, und doch hatte er durch einen Artikel im Tageblatt selbst die Veranlassung dazu gegeben.

Mit dem Schlag halb sieben stand er an der Ecke des Königsplatzes vor einem dreistöckigen, alten Giebelhaus. Es erschien ziemlich einfach, fast dürftig zwischen all den modernen Bauten seiner Umgebung, obwohl es viel freundlicher und traulicher, als diese, über den Platz hinblickte. Blühende Levkoyen, Geranien und Kapuziner nickten von den breiten Gesimsen der Seitenwand und die in der Straßenflucht liegende Hauptfront überrankte bis über den halben Dachstuhl hinauf ein mächtiger Weinbaum, dessen üppiges, schon wieder rot werdendes Laub kaum die Fenster frei ließ.

Zwischen dem Erdgeschoß und dem ersten Stock, auf der Seite nach dem Platz zu, lief ein langes Schild hin mit großen, goldenen Buchstaben, die mit der Zeit freilich ganz schwarz geworden: Konditorei von Herman Lutz. An der Glasthüre des Eingangs unten stand dasselbe.

Hardtmut trat ein.

„Guten Abend Herr Professor!“ begrüßte ihn Lieschen Lutz mit heller Stimme lustig über die stolzen Kuchen-, Torten- und Backwerkhaufen ihres Ladentisches herüber.

Die Konditorei war vielleicht die älteste und eine der besten und gutgehendsten der Stadt und Vater Lutz war längst ein reicher Mann und gehörte zu den angesehensten Leuten in seinem Kreise. Treubleiben und abwarten! es wird schon werden! sagte er.

So schlicht und altväterisch, wie das Haus von außen, war es auch im Innern. Die ganzen Räumlichkeiten bestanden ursprünglich aus drei Zimmern, alle eher klein als groß und ziemlich niedrig. Um etwas

Luft zu schaffen hatte der alte Lutz vor dreißig oder vierzig Jahren, als sein Vater starb und er das Geschäft übernahm, die Zwischenwände herausbrechen und durch Pfeiler ersetzen lassen, wodurch die Konditorei mit einem Schlag zum beliebtesten Kaffeehaus der ganzen Stadt wurde. Das erste diente als Laden, die beiden anderen bildeten mit den üblichen kleinen Marmortischchen die Gastzimmer. Das hintere, durch eine Balustrade von dem Vorderraum getrennt, lag zwei Stufen höher und gab den unentbehrlichen „Rauchsalon“ ab. Die Ausstattung war eine höchst einfache und bescheidene. An den Seitenwänden hingen ein paar alte Stiche mit Szenen aus den Napoleonskriegen, darunter: die Schlacht bei Gravelotte, die Übergabe von Sedan, die Kaiserproklamation zu Versailles, und zwischen zwei Fenstern die stolzeste Erinnerung des kleinen Hauses, sorgfältig unter Glas und Rahmen: die Urschrift eines Freiligrathschen Freiheitsliedes. Ja, Vater Lutz konnte viel erzählen, wenn er einmal anfing. Und neben seiner Kuchen-Kunst war Politik und dergleichen immer sein Steckenpferd gewesen. „Sein Beruf allein macht niemand glücklich!“ antwortete er mit lachender Selbstironie, wenn man ihm hiervon sprach, „der Mensch muß sich immer auch mit etwas beschäftigen, wovon er nichts versteht; ... das erst ist seine Freude!“

Weit ins Auge fallender aber war eine große, prächtige Marmorbüste Bismarcks, die auf einem Postament in der Ecke stand und die Vater Lutz dem alten Hardtmut zu Ehren vor Jahr und Tag an dessen fünfzigstem Geburtstag hatte aufstellen lassen. Der Professor hatte beinahe geweint vor Freude. Er war nach allerlei Wandlungen mit der Zeit ein begeisterter Bismarckschwärmer geworden. „Gott und Bismarck könnt ihr ruhig machen lassen,“ sagte er zu seinen Schülern, „und wenn ihr auch euer Lebtag nie kapiert, warum sie dies und das gerade so gewollt und nicht, wie ihr euch gedacht!“ Ein freisinniger Herr Papa hatte sich

einmal darüber beklagt, aber er hatte ihm ruhig darauf geantwortet:

‚Er könne seinen Jungen ja zu einem andern Professor thun, wenn ihm das nicht passe. Er sei nicht dazu da, den Leuten bloß lateinische Regeln einzupauken, — sondern auch Menschen aus ihnen zu machen, so weit . . . das möglich wäre.‘ —

Er stellte seinen Stock in den Ständer, hängte Mantel und Hut an den Haken, wie immer, stieg die zwei Stufen zum Rauchzimmer hinauf und setzte sich an einen kleinen Tisch in der rechten Ecke.

Das war sein Stammplatz. Seit achtundzwanzig Jahren, wie er einmal ausgerechnet hatte.

Abend für Abend hatte er hier gesessen, und Abend für Abend saß er hier. Es mochte vorkommen, was wollte, Punkt halb sechs — seit den letzten zehn Jahren wenigstens, seit er ein wenig freier war — klappte er seine Arbeit zusammen, machte seinen Spaziergang über die Felder nach St. Marie und durch St. Marie zurück zu seinem Stammtischchen hier am Fenster der kleinen Konditorei. Früher, als es sich noch darum handelte, eine ordentliche Aussteuer für seine beiden Mädel zusammenzukriegen, kam er erst später, oft erst um acht oder gar um neun, aber hier-gewesen-sein mußte er, sonst hätte der Tag in seinem Leben nicht gezählt.

Der Platz war ein Platz wie jeder und hatte nichts besonderes. Die Konditorei war ebenso wie jede andere, der Kaffee allerdings schmeckte ihm nicht einmal zu Haus so gut, als hier. Das sei aber bloß Gewohnheit, behauptete seine Haushälterin. Er that hier nichts weiter; er saß da, war still, las die Zeitungen, die an der Balustrade hingen, eine nach der andern, rauchte eine Cigarre dazu und sann dann und wann einmal durchs Fenster auf den Platz hinaus, auf die Straßen, auf das Menschen-Hin-und-Her, auf das Wagengetriebe, oder er träumte alte Gedanken und Erinnerungen auf.

Der richtige Philister!

Und doch war dieses stille Sitzen und Zeitungslesen hier — ja, es war Gewohnheit, im ödesten Sinn des Wortes, aber es war ihm mehr geworden im Lauf der Jahre, es war mit der Zeit sein Leben geworden. Man hatte ihn darüber ausgelacht früher, man hatte versucht, ihn davon abzubringen, mit allen Mitteln, mit Freundlichkeit und Zwang. Es hatte nichts geholfen. Man hatte die Uhren verstellt, hatte ihn in Gesellschaft geladen; umsonst; er hatte die Uhr in den Füßen. Um sieben brach er auf und nahm seinen Hut. Er mochte sein, wo er wollte. — So hatte man ihn gehen lassen, und da er allein sein wollte, so war er es auch rasch genug.

Das Stündchen hier am Fenster der kleinen Konditorei aber gewann immer größere Macht über ihn. Es war nicht bloß seine Erholung nach des Tages freudlosem Schuldienst. Es wurde nach der Last mühseligen Broterwerbs und trostloser Werktagssorge sein Sonntag, seine heimliche Heimat, der feste Punkt seiner rinnenden Jahre, die Feierabendfreude nach der Steinklopferei seines Lebens.

Tagaus, tagein vom frühen Morgen an im Joch der Pflicht für — andere, atmete er hier auf, vergaß er das hier, lebte er hier sich — wenn auch nur ein Stündchen. Es genügte ihm, er wollte nicht mehr, er hatte nie mehr gehabt. Er war bescheiden und das Leben hatte ihn nie verwöhnt. Es hatte ihm nur das Eine gegeben auf seine alten Tage, als ganzen Erntelohn für all seine Mühe und Sorge. Es hatte ihm nur diese Gewohnheit erfüllt: ein Stündchen im Café zu sitzen, von sieben bis acht, hier am Fenster und Zeitungen zu lesen, eine Cigarre dazu zu rauchen und Ruhe und Stille zu haben und seinen Gedanken zu leben, und das zu sein vielleicht, was er hatte sein wollen, wozu er aber nie gekommen war — vor lauter Alltagsdreckeleien und Augenblickspflichten.

Ja —: sein Leben bestand aus Augenblicken, und

vor lauter Augenblicken war er nicht zum Leben gekommen. Er nannte es seine Schuld, rücksichtslos wie immer gegen sich und rücksichtsvoll gegen andere, bis zur — Dummheit. Er wäre umgekehrt besser gefahren. Er sah das ein, schon lang. Aber er konnte nicht. Es fehlte ihm an Brutalität, wie er selbst sagte. Er war zu wenig hart dazu, und zu gewissenhaft. Zu gewissenhaft und zu treu und pflichtbewußt. Seine Pflicht hatte ihn, anstatt er sie. Er war ihr Sklave, anstatt ihr Herr. Zuerst wenigstens, und später — war es dann zu spät. . . . . . .

Lieschen brachte ihm den Kaffee, und hinter ihr kam Vater Lutz wie immer: Guten-Abend zu sagen, den weißen Konditorschurz um seine behäbige Dicklichkeit und ein grünseidenes, gesticktes Hausmützchen mit silberner Troddel auf dem grauen Kopf.

Wie es gehe? und ob die Sache klar wäre?!

Sie sei's! Jawohl! Er werde sich doch den prächtigen Baum nicht umhauen lassen und ein dummes fünfstöckiges Mietshaus vor die Nase bauen!

Der alte Lutz nickte.

„Zwölfhundert Mark“, meinte er dann, an seiner Mütze rückend, „ist für den kleinen Garten freilich ein bischen viel . . .“

„Allerdings! Doch . . . wenn ich die alte knorrige Linde einmal nicht mehr sähe, — ich weiß nicht . . .“ antwortete Hardtmut.

„Mit Ihrer Rom-Reise wird's nun natürlich nichts!“

„Na, Gott! Ich hab' mich jetzt so lang darauf gefreut, daß ich's am Ende ruhig bleiben lassen kann! . . . Zwölfhundert Mark reißt ein Loch ins Vermögen!“

„Nun ja! Und schließlich giebt's noch mehr Menschen, die nicht nach Rom gekommen sind!“ versetzte Vater Lutz wieder mit bedächtiger Stimme.

„Ich hätte ja nichts dagegen gehabt, wenn die Kerle einen schönen Platz hätten anlegen wollen, als Centrum für ein neues Stadtviertel — es kommt ja

doch so weit — die Linde in der Mitte! Aber bloß, um . . . Alles zuzubauen! Ich danke! Wenn sie's in Rom so machten und all' die alten Triumphbogen und dergleichen abtrügen, kein Mensch ginge mehr hin!"

„Sag' ich ja immer! Nichts ist mehr recht und gut und großartig genug. Alles muß abgerissen werden und ‚der neuen Zeit aus dem Wege gehen'. Man braucht bloß an Berlin zu denken. Bismarck, Schloßfreiheit! und jetzt der Dom wieder! . . . Hat ihnen freilich schwere Mühe gemacht, mit dem alten Kerl fertig zu werden. Stand fest! . . . Wenn nur alles so fest stände, was unsere Jungen heut zusammenbauen!

„Gepurzelt ist er aber doch!" rief der junge Arnold plötzlich lachend vom Kassenpult herüber. „Weg mit dem ollen Gerümpel! Versperrt bloß den Platz!"

„Natürlich, ihr Krafthuber! Euch ist alles im Weg, was nicht eurer Weisheit Stempel trägt!" lachte Hardtmut.

Der alte Lutz aber brummte, gleichmütig seine Daumen umeinander drehend: „Mich soll nur wundern, wo ihr Halt macht und was ihr einmal zu Stand kriegt! Einreißen ist leicht. Ob ihr aber auch was bauen könnt, muß erst noch bewiesen werden! Hab' ich recht, Professor?"

„Oho Vater!" rief jetzt Arnold wieder, kampflustig werdend, „bei Papa Hardtmut kommst du damit an den Unrechten! Der . . . der risse am liebsten selber mit ab! — Bloß olle hohle Linden läßt er nicht abhauen!"

„Halt, Arnold! ein bischen langsam! das Alte hat auch noch sein Recht zu leben; nicht nur die Jugend!" legte sich nun Hardtmut ins Mittel.

„Gewiß. So lang es stand hält. Die Jugend aber hat das Recht: zu stürzen!" rief Arnold wieder, lachend mit der Faust auswerfend, als freue er sich der Kraft seiner Muskeln. Er war ein junger Mensch von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, der fast „unanständig gesund" aussah, wie der Professor sagte, und erst vor ein paar Wochen aus London, Brüssel und Berlin zurückgekommen war, wohin

ihn Vater Lutz und Hardtmut geschickt hatten, damit er was lerne.

„Nun ja! die ganze Weltgeschichte ist ja nichts anderes als ein fortwährender Kampf des Jungen gegen das Alte, ein steter Krieg des Werdenden mit dem Gewordenen. Die Jugend hat dabei natürlich leichtes Spiel mit ihrer Kraft und mit ihrer trotzigen Rücksichtslosigkeit, — aber bedenk: eure Arme werden auch einmal müde werden . . .“

„So lange sie es aber nicht sind —“ unterbrach ihn Arnold, „gilt eben ihr Gesetz! und das heißt: Weg damit, wo was im Weg steht! Oder wissen Sie nicht mehr, was Sie uns für eine Pauke hielten, als wir von der Schule abgingen?! Man habe Schritt zu halten mit der Zeit und vorwärts zu gehen. Man müsse in die Zukunft denken. Die Zukunft allein habe Recht. Und man dürfe vor allem keine Gewohnheit Herr werden lassen. Gewohnheit sei Gedankenlosigkeit und Stehenbleiben und Einfrieren. Und alles Stehenbleiben sei Rückschritt. Das bezöge sich nicht bloß auf den Einzelnen, das bezöge sich auch auf das ganze Volk. Ein Volk aber bestehe nur aus Einzelnen, und deshalb habe jeder zunächst aus sich einen ordentlichen Kerl und einen brauchbaren Menschen zu machen, und nichts Altes, keine Gewohnheit über sich Macht bekommen lassen. Und das übe man am besten schon in ganz alltäglich kleinen Gleichgültigkeiten. Nur wer sich selbst gegenüber frei sei, nur wer sich selbst in der Zucht habe, habe ein Recht, als ‚Ich‘ zu gelten. Und das eben sei das Schöne an aller Jugend, daß sie sich nicht an die Dinge hänge, sondern vorwärtstreibe. . . . Ich weiß es noch ganz genau!“ schloß er, sich die Hände reibend. „Der kleine Müller war dran schuld! Ja, ja! . . . Und dann: wie Sie dem alten Lutz die Hölle heiß machten: ein junger Mensch könne doch nicht immer seiner Mutter am Rockzipfel hängen und . . . Ich müsse hinaus, in die Welt, und was sehen, wenn ich's zu was

bringen solle. Ich müsse Dummheiten machen, um draus zu lernen, keine mehr zu machen; ich müsse Prügel kriegen, um —" Er lachte hell auf. „Ich dank es Ihnen mein Lebtag. In dem Heft hier wäre ich längst — — Gott weiß was! Doch wenn ich mich jetzt freue, daß allorts mit all dem alten Gerümpel aufgeräumt wird, und daß sie hier endlich auch anfangen, ein bischen mehr in Zug zu kommen, so sind das nur ‚die Früchte Ihrer Saat'!"

„Ja, ja!" nickte Hardtmut, der immer seine Freude an dem frischen Gesellen gehabt hatte, mit vergnügtem Lächeln zu Vater Lutz: „So wächst das einem über den Kopf und schlägt einen mit den eigenen Waffen!" und zu Arnold: „Und wenn ich dran denke, wie ich dich als vier Wochen altes Kind auf dem Arm hatte ...... ja, ja! die Zeit vergeht!"

Eine Pause trat ein. Hardtmut schnitt sich sorgfältig eine frische Cigarre ab und wollte eben nach einer Zeitung greifen, als Arnold hinter seinem Kassenpult hervor und zu den beiden an den Tisch kam.

„Wirklich, Papa Hardtmut! Wenn Sie nicht gewesen damals — so wäre ich heute eben ... na! was man so wäre! Bäckergeselle! Konditor!" begann er in herzlichem Tone und legte dem Professor die Hand auf die Schulter. „Deswegen aber müssen Sie mir jetzt noch einmal weiter helfen!"

„Ich? wie so? ... So ein Weg-damit kommt also doch nicht allein durch?! Wo hapert's denn?"

„Ja," meinte Arnold nun ein wenig kleinlaut, aber scherzend, „der alte Knorren steht doch fester, als ... ist doch eigensinniger, als ich gedacht habe!"

„Also doch!" lachte Hardtmut. „Na ja, ein alter Baum hat tiefe Wurzeln und rennt sich nicht so gleich über den Haufen."

„Braucht's gar nicht! braucht's gar nicht! nur Vernunft, nicht bloß Eigensinn; zum Donnerwetter! ... Es ist doch barer Unsinn, sich auf seinen Stuhl zu setzen

und ...“ er lachte lustig auf, „und die Daumen umeinander zu drehen, anstatt — loszulegen und übers Jahr Millionär zu sein!“

„Jawohl, Arnold!“ schalt Vater Lutz mit gutmütiger Ruhe, „man millionärt dir was ...

„Ich werd's schon machen! Sag man bloß ja!“

„Nee, nee, mein Jung! So lang ich Konditor bin, bleibt's, wie's ist in dem Haus und wird nichts umgestürzt!“

Hardtmut wurde aufmerksam. Eine unbehagliche Ahnung überkam ihn.

„Wer? wie so? was? wer will wieder was umstürzen?“

„Ach was, der Arnold will umbauen,“ brummte Vater Lutz mit einem Anflug von Ärger. „Und ... eine große Geschichte dahersetzen, mit Spiegelzimmern und Billardsälen! ... Immer oben hinaus, natürlich! ... Nee, nee! was mir recht war, mein Junge, kann dir auch recht sein. Ich mag eure moderne Großartigkeit nicht; ist ja doch bloß Schwindel! die ganze Gemütlichkeit geht zum Teufel! ... Nee, nee! so lang ich Konditor bin, bleibt's, wie's ist!“

„Was? — du willst ... du willst hier ... abreißen?“ frug nun Hardtmut langsam, jedes Wort betonend.

„Ja! und ein großes, schönes Café .... Es wär ja Sünde, wenn man's nicht thäte! Und jetzt! jetzt! eh' andere was machen. — Es ist mir ja gar nicht des Geschäfts wegen, obgleich ... Donnerwetter! in einem Jahr wär' die ganze Bauerei 'reingebracht. Baumeister Kauffer hat mir die Geschichte berechnet. Fünfzig Tausend Mark, alles in allem. Ist ja viel Geld, aber ... wir haben's ja! Und kommen thut's doch! Und wenn wir's nicht machen, machts ein anderer! und wir können dann zusammenpacken. Von einem Reinfall kann gar keine Rede sein! — — Und Sie, Herr Professor, ... sehen Sie, Sie sind der älteste

und treueste Freund des Hauses, und wenn Sie Papa zureden! ... Sie wissen, wie viel er auf Sie hält ... daß er das einsieht! ... In zwei Jahren, das heißt: es ist mir ja gar nicht drum zu thun, Geld zu machen, ich will nur der erste hier sein, der ..."

„Pleite geht," ergänzte Vater Lutz mit trockenem Humor. „Ja, ja!"

Hardtmut hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte vor sich hin. Man sah ihm nichts weiter an. Aber es hatte ihn wie ein Donnerschlag getroffen in seine Stille. Er hörte kaum auf die Begeisterung, mit der Arnold seinen Plan entwickelte. Er dachte zunächst nur an sich. Wie alte Leute immer; nicht aus Egoismus ... aus Mißtrauen gegen die Jugend um sie her, aus Schmerz: keine Macht über sie zu haben. Und welche Folgen das für ihn mit sich bringe. Sein Café! — sein ... Nein! Vor wenig Stunden erst hatte er sich ... zwölfhundert Mark von der Seele gerungen! und nun —?! Was sollte er, so lange abgerissen und gebaut wurde?! Freute er sich doch den ganzen Tag auf das stille Stündchen hier! Und ... wenn er wiederkäme eines Abends sollten die Zimmer leer sein und Maurer und Handwerker sollten ... Nein! Unmöglich! — Wo sollte er denn hin!? in eine Konditorei, ... wo man ihn nicht kannte, wo er warten mußte, bis der Nächste-beste die Güte hatte, das Zeitungsblatt, das er wollte, ausgelesen zu haben, wo lauter dumme, fremde Gesichter um ihn herum, wo lauter ...! Hier, hier hatte jedes Bild an der Wand, jeder Stuhl, jeder Aschbecher seine Erinnerung, seine heimliche Geschichte! Nein ... es wäre ein Stück seines Lebens, das er verlöre! mehr! mehr! es wäre ...

In wenig Sekunden blitzte das alles an ihm vorüber. Er war sich noch nie so klar geworden, was dieser kleine Fensterplatz für ihn bedeute, als in diesen paar Augenblicken. Und doch! — er kam erst jetzt darauf — und doch: ja! es war ein Gedanke, ein guter

Gedanke sogar! Er hatte kaum zugehört, womit Arnold ihn begründete; er fand es ganz von selber. Er fand sofort ganz von selber: daß die Lage der Konditorei in der That zu einem Kaffeehaus großen Stils geeignet sei, wie keine zweite in der Stadt, daß es Thorheit wäre, dies zu leugnen, und daß es eines Tages doch kommen würde, kommen müsse, ganz zweifellos, daß ... daß ... daß er hier Lebwohl sagen und ... auswandern müsse.

Ein leises Zittern überfröstelte ihn, aber er zwang sich zu äußerer Gleichmütigkeit.

„Na, Gott!“ begann er endlich stockend. „Verdenken kann man's deinem Vater eigentlich nicht, daß er auf seine alten Tage zu einer solchen Umordnung der Dinge nicht ohne weiteres Amen sagt. Du nimmst ihm damit seine ganze Vergangenheit. Sein Haus hier ist doch mehr, als ein bloßes Haus, es ist doch sein Leben!“

„Aber liebster Professor,“ wandte Arnold ein mit halbem Lachen, „Sie müssen doch zugeben, daß man mit so was nicht rechnen darf, wenn —“

„Das kommt darauf an!“ rief Hardtmut unwillkürlich erregt werdend. „Du hast ja Recht! — in gewissem Sinn! aber, dein Vater hat auch Recht! Und etwas Geltung muß man auch dem Alter lassen!“

„Laß ich auch! Ich möchte ja nur, daß er einsieht, daß ... auch was gegen seine Gewohnheit ist, vernünftig sein kann. Er würde dann von selber ja sagen; ich kenn' ihn doch! ... Sie sehen es doch auch ein! ... Und wenn wir im Frühjahr dran gingen, säßen wir über's Jahr gerade so gemütlich wieder hier, wie heute!“

„Nee, Jungchen!“ beteiligte sich jetzt Vater Lutz mit energischem Kopfschütteln wieder am Gespräch. „Nee, Jungchen: Hardtmut ist auf meiner Seite! den bringst du hier auch nicht heraus! Nee, nee! Und der Umzug vorher, und nachher! und die ganze Rumpelei! Ich will Ruhe haben auf meine alten Tage! Und ... was

sollte ... mit unserem Weinbaum draußen werden?! Abhacken! Nee, niemals! Der treibt seit der Völkerschlacht bei Leipzig, seit —"

„Setzt man einfach um, so lang! Ist alles zu machen!" brummte Arnold etwas verdrossen dazwischen.

„Wird kaum gehen!" warf Hardtmut ein. „So alte Bäume lassen sich nicht mehr versetzen!"

Gäste traten ins Lokal. Arnold ging sie zu bedienen. Auch Vater Lutz stand auf, nach seinen Gesellen zu sehen.

Und Hardtmut? Er nahm eine Zeitung vor, eine zweite, eine dritte; aber — die Leitartikel schienen ihm furchtbar langweilig diesmal; und was ging ihn eigentlich der ganze Kohl an, der da zusammengedruckt wurde! Er stand auf. Sein Stündchen war ohnedem fast vorüber.

„Überleg's dir noch einmal!" sagte er im Gehen leise zu Arnold, und noch leiser zu sich:

„Ich glaube freilich, es kommt doch so!"

* * *

Das war ein verdrießlicher Abend. Hardtmut war heimgegangen, wie immer; aufrecht, den Havelock über, die Kniee vorgeschoben, die Schultern hochgezogen, mit dem Stock stapfend. Und zu Haus war es auch, wie immer. Christine hatte den Tisch gedeckt. Aber es wollte ihm nicht schmecken, zum Verdruß seiner Wirtschafterin, einer alten, ehrlichen Haut. Seine Frau hatte sie einst ins Haus genommen; sie hatte nach dem Tode derselben die beiden Mädchen erzogen und hatte so die ganzen letzten dreißig Jahre des Professors mit gelebt. So krumm, wie heute aber, hatte sie ihn seit Ewigkeit nicht gesehen. Was nur los war?!

„Wissen Sie, Herr Professor, morgen geh ich 'rüber in den Garten, und fange an, ein bischen Ordnung zu schaffen. Ein neuer Zaun wäre auch angebracht, der alte hält keinem Fußtritt mehr Stand. Und im Früh-

jahr kommt die Laube 'ran und wird Grünzeug gepflanzt. Und zum sechzigsten Geburtstag, ... Herrgott, wenn das unsere Frau noch erlebt hätte!"

„Ja, ja," nickte Hardtmut zerstreut.

„Mein Gustav sagte übrigens, das wäre ein famoser Kauf von Ihnen; in ein paar Jahren könnten Sie das Dreifache dafür kriegen. Weiß der Himmel! ich wollt, ich wär noch zwanzig Jahre jünger, das sollt was geben! Aber es thut nicht mehr, wie's sollte!"

„Ja, ja!" nickte Hardtmut wieder, und nach einer Pause: „Jung sein wollen und nicht mehr können!" Es klang wie ein Seufzer.

Was nur wieder los war?!

Er ließ sich die Lampe in sein Schreibzimmer stellen. Christine deckte ab und ging; es war heute doch nichts mit ihm. —

Ja, ja! Jung sein wollen und nicht mehr können! Der Jugend Recht geben müssen; die eigenen Gedanken wahr werden sehen und von ihnen ... überstürmt werden, weil ... weil man nicht die Kraft mehr hat, die brutal-physische Kraft: mit ihnen zu gehen, voran, an ihrer Spitze und mit ihnen zu siegen! ... Invalide zu sein!

Ein Gefühl nie gekannter Bitterkeit gällte in ihm auf.

Ja, ja! Arnold wäre nie so geworden, wenn er nicht gewesen! Seine Lehre! Der Alte hätte ihn sicher nicht fortgelassen; wenn er ihn nicht dazu bestimmt: er müsse selbständig werden, auf eigenen Füßen stehen lernen! Überall sich das Beste zu nutze machen und vorwärtsgehen mit der Zeit! Das Alte habe nur ein Recht, so weit es sich zu behaupten vermöge. Und was sich nicht behaupten könne, das falle und mache Platz!

Er hatte so gesprochen damals, vor sechs, sieben Jahren; ... als er noch ... jung war! Und heute! er dachte auch heute noch so, er würde auch heute noch so sprechen; — und doch ... kam er sich mit einem Mal sonderbar alt vor! Die Gartengeschichte drüben vorher und jetzt ... Arnold!

Das alles brachte ihn plötzlich zum Nachsinnen über sich. Er kannte seine Gewohnheitsliebe, gewiß! und gab sie zu. Er war auch beinahe sechzig Jahre, — aber: plötzlich stand die eigene Gedankenwelt gegen ihn auf und . . . er fühlte: es überstürme ihn; er fühlte, er war . . . Invalid.

Er hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt und nach einem Buch gegriffen. Doch er las nicht. Er stützte den grauen Kopf in die magere Hand und sann vor sich hin. Das Fenster stand offen. Es war eine herrliche Nacht. Warm und sternklar. Das Bellen eines Hundes klang zuweilen aus der Ferne oder das Rollen eines Wagens.

Er dachte zurück, an sein Leben.

Es war ein Leben der Pflicht, harter mitleidloser, unbarmherziger Pflicht; von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr.

Er dachte an *seine* Jugend. Ja: er hatte alles gewollt, was Jugend will. Ein glühender Ehrgeiz flammte in seiner Brust und trieb ihn vorwärts, ruhelos; so schüchtern er nach außen hin war. Kein Flug schien ihm zu hoch. Kein Ziel war ihm zu stolz. Ein Kolumbus wollte er werden, in der Welt der Gedanken. Ein Wegfinder zu neuen Idealen. Ein Bahnbrecher, ein Luther neuer Wahrheiten. Voranleuchten wollte er in die Zukunft.

Und seine Stirne brannte, sein Herz loderte und Jubel und Jauchzen stürmte durch seine Seele.

Aber der Alltag trat ihm entgegen. Mit tausend nichtigen Nebensächlichkeiten, mit tausend kleinlichen Lumpereien und Erbärmlichkeiten, mit tausend elenden Forderungen des Augenblicks und Pflichten und Pflichtchen. Und als er diesen Genüge gethan und aufatmen wollte, um an die große Pflicht zu gehen, an die Pflicht gegen seine — Jugend, da war seine Kraft zersplittert und sein Mut gebrochen.

Das alte Lied.

Die alte Märe von jenem Ritter, der da ausgezogen, die Welt von Riesen, Drachen und Lindwürmern zu befreien, und den sie am Wege fanden, das tapfere Schwert verschartet vom Kampf mit Dornen und Gestrüpp, mit blutenden Füßen, und totgequält von den Stacheln schwärmender Fliegen, Bremsen und Wespen .... ihn, der ausgezogen war gegen Riesen und Drachen! —

Ein paar Glockenrufe kamen über die Gärten, halbverträumt, und dann und wann gaukelte der verklingende Akkord eines fernen Liebesliedes ins Zimmer, wie ein sommertrunkener Falter. Sonst war alles still. Nur die Stutzuhr auf der Kommode tickte ihren Takt, wie das heimliche Getrippel kommender und gehender Gedanken, mit ganz leiser, feiner zirpender Stimme. Sie war ja auch nicht mehr jung. Sie hatte wohl ein ganz Jahrhundert Erinnerungen hinter sich, und lebte ... nur noch aus Gewohnheit. Jedes Dran-rühren hätte sie still stehen machen. Sie blickte herüber zu ihm mit lieben freundlichen Augen, wie ein altes Großmütterchen in weißer Haube, wie sein Großmütterchen damals, und er sah, wie sie ihm zunickte und wie sie zu ihm sprach, mit ganz leiser feiner zirpender Stimme: Sei brav und mach deinen Eltern Freude. Man kann nicht immer thun, was man möchte. Ich durfte es auch nicht:

„„Dein Lebensglück, o Menschenkind,
O glaube doch mit nichten,
Daß es erfüllte Wünsche sind,
Es sind erfüllte Pflichten.““

Das war es, ja!

Die Uhr klang es noch heute: ‚Thu' deine Pflicht! thu' deine Pflicht! thu' deine Pflicht!‘

Und er?! — Er dachte an seine Kindheit:

Ein Mensch ohne Pflichtbewußtsein ist ein Lump! sagte sein Vater, ein kleiner Beamter in einem Landstädtchen, mit kleinem Gehalt und großen Sorgen.

Pflicht ist Alles! sagten seine Lehrer.

Die Pflicht ist das Gewissen der Menschheit!

„Versäume keine Pflicht, und übernimm
Nicht eine neue, bis du allen alten
Genug gethan! Was sich mit diesen nicht
Verträgt, das weise von dir!“

stand in seinen Büchern.

Und als sie seinen Vater begruben, da sprach der Pfarrer von dessen unbestechlicher, beispielloser Pflichttreue und von der Gewissenhaftigkeit, mit der er sich durchs Leben gekämpft, worin er Groß und Klein zum Vorbild dienen könne!

Pflicht! Pflicht! ... Das, was der Mensch muß!

Ja, ja! Er hatte kaum die Universität bezogen, und schon trat sie an ihn heran, die Pflicht: für seine Mutter und seine kleinen Geschwister zu sorgen. Er quälte mit mühsamem Stundengeben das Notdürftigste zusammen; und anstatt zur Sonne fliegen zu dürfen, wie er geträumt, anstatt sich Schiffe schaffen zu können, das Wunderland seiner neuen Welt zu entdecken, saß er da bei Lehrbuch und Grammatik, korrigierte Hefte, hörte Vokabeln ab und vergeudete sich an die Faulheit und Dummheit dummer Jungen.

Das war der Anfang und das blieb so und wurde sein ... Beruf.

Dann und wann hatte es ihn gepackt, auch Mensch zu sein, nicht bloß Holzhacker, auch jung zu sein, auch ...! Ein wilder Durst loderte in ihm auf, ein gieriger Heißhunger überfiel ihn: nach all dem Schönen, das die anderen um ihn herum haben durften, nur er nicht, nach all dem lachenden Jugendleichtsinn, mit dem sie genossen — sorglos, glücklich, und sich lebten, während er ...! o ja! er hatte immer für jemand besorgt sein müssen, er hatte immer nur andere zu leben.

Und dann wühlte ihn die Sehnsucht seines Ehrgeizes wieder auf: den Gott in sich zu retten; etwas zu schaffen, das Wert habe, was andere nicht könnten, nicht bloß wie all die Millionen ... Null zu sein. Er fühlte das Zeug dazu in sich. Er fühlte, er könne es, wenn er nur erst den Alltag überwunden hätte und frei

wäre, frei! Und er riß und rüttelte gegen seine Ketten. Doch vergebens. Seine Gewissenhaftigkeit beugte ihm das Haupt.

Wenn er den Alltag überwunden hätte — wenn er hätte frei sein können, ja! — doch er überwand ihn nicht. Er war zu wenig hart dazu, zu wenig rücksichtslos; er war es immer nur gegen sich, statt ......

Er trat ins Amt.

Zwei seiner Geschwister starben, kurz nach einander.

Er weinte; aber —: wenn es schon sein mußte, in Gottes Namen! Doch warum dann nicht ein paar Jahre früher?!

Aber seine Mutter war inzwischen auch älter geworden. Und sie sollte nicht mehr arbeiten jetzt. Sie sollte endlich Ruhe haben; sie hatte genug gethan, weiß der Himmel.

Und so trieb er's weiter, wie er's bisher getrieben, Woche um Woche, Jahr um Jahr, und saß nach des Tages Schuldienst und gab Nachhilfestunden und korrigierte Hefte und hörte Vokabeln ab und paukte dummen Jungen in den Kopf, was sie brauchten, ihre Prüfungen zu bestehen und vorwärts zu kommen in der Welt — anstatt ... anstatt ......

Es ließ sich ja nachholen, tröstete er sich, später; wenn ... noch zitterte es ja in seiner Seele, noch war der Funke nicht erloschen, so viel sich Asche darüber geschüttet, noch fühlte er, daß er zur Sonne komme, wenn er aufflöge. Aber es war seltener so stark, daß er gegen seine Ketten riß. Später, wenn er den Alltag überwunden, wenn er frei geworden! Und er würde ihn überwinden! er würde frei werden! Nur wer gehorchen gelernt, wird befehlen können! Und er hatte gehorchen gelernt! Nur wer sich selbst bezwingen gelernt, bezwingt auch die Welt! Er hatte sich bezwingen gelernt. Er hatte sich auch nicht das Geringste durchgehen lassen.

Ja: sein Wille war stark geworden allmählich im

Joch des Alltags, hart und unerbittlich. Er empfand eine heimliche Freude, ihn zu versuchen. Und sein Wille siegte.

Er war im Kampf gegen seine Pflicht stark geworden, nun wollte er in ihr, mit ihr stark sein.

Er war nicht mehr nur Knecht, er war mit den Jahren auch Herr geworden. Ein leiser Stolz wachte in ihm auf. Er hatte auf so viel verzichten müssen, nun freute es ihn, freiwillig zu verzichten. Er sah sich leiden darunter, aber er hatte seine Pflicht gethan, stets und jeden Augenblick, und niemand konnte ihm auch nur mit einem Worte einen Vorwurf machen, ein Versäumnis vorhalten.

Das war der Stolz des Sklaven.

Er sah sich leiden: der Alltag hatte ihm so viel gebrochen, aber sein Bestes, das, was Kern war in ihm, gegen das hatte er trotz alledem nichts vermocht.

Das war der Stolz des Herrn.

Er hatte ein Sümmchen gespart. Eine Reise damit zu machen — nach Rom!

Der Gedanke daran versöhnte ihn und stimmte ihn froher. Er atmete auf. Er konnte es sich etwas leichter machen und dann und wann einmal was gönnen. Freilich brauchte er es auch. Er war herunter, körperlich und geistig, von seinem ewigen Steinklopfer-Einerlei. Der alte Jugendmut kam über ihn, neue Kraft. Er begann wieder Mensch zu werden, und schaltete eine Stunde Erholung in seinen Tagesplan ein. Am Königsplatz lag eine kleine Konditorei; Hermann Lutz, er hatte es oft genug gelesen, mit allerlei Blättern und Zeitungen. Schriftsteller und berühmte Leute verkehrten daselbst. Er ging einmal hin und ging öfters hin und setzte sich oben ans Fenster, von wo aus er den Platz übersah. Das machte ihm Freude. So ganz still den Menschen draußen zuzusehen. Und obendrein wurde es Frühling.

Und dann; — wie dergleichen kommt:

Sie hatte womöglich noch weniger. Sie war Gouvernante, in einem Haus, in dem er dem Herrn Sohn ein ganz Jahr lang in Güte und Geduld beizubringen sich abgeplagt hatte, was der Herr Kommerzienrat mit einer ordentlichen Tracht Prügel ihm von heute auf morgen beigebracht hätte.

Er begegnete ihr ab und zu, da oder dort, ganz zufällig, mit der Zeit dann weniger zufällig und zuletzt; wie es so geht. In allen Ehren.

‚Eine Person, die mit dem ersten besten, dummen Schulmeister, der ihr in den Weg laufe, ein Verhältnis anfange, könne er nicht länger in seinem Hause haben, das sei er seiner Ehre schuldig!' erklärte ihr der Kommerzienrat eines schönen Tages und entließ sie, Knall und Fall.

Sie lachte ihm ins Gesicht: Er sei ein Lump! und ging. —

Er erwartete sie vergeblich an diesem Tag, auch am nächsten. Eine Woche darauf kam ein Brief: er sei der einzige, den sie zu bitten wage. Sie habe ihre Stellung aufgegeben und möchte in ihre Heimat.

Er nahm, was er hatte. Auf dem Bahnhof sah sie ihm in die Augen, und küßte ihn. Es war der erste Kuß. Er hätte es nicht gewagt.

Dann hatte er die Wahrheit gehört. Und in den Sommerferien fuhr er in Marien's Heimat. Sie dauerte ihn. Er war es ihr doch eigentlich auch schuldig; denn sie hatte seinetwegen doch ...... Und er wollte auch einmal leichtsinnig sein.

Ein paar Wochen später waren sie verheiratet. Eine schöne Zeit begann. Er wollte auch einmal nur genießen, endlich! Auch einmal nur glücklich sein! Und er war es.

Wie ein rauschender Frühling stieg es um ihn auf. Der ganze Ehrgeiz seiner Sonnenträume verblühte sich in duftenden Rosen; die ganze Sehnsucht seiner Seele verklang in süßem Liebeslied. Er jubelte. Er fühlte,

wie das Eis in ihm brach, wie es elastisch wurde, und aufkeimte. Endlich, endlich! Es sang und lachte in ihm. Ja, nun würde es doch noch werden!

Schon aber begann der Alltag wieder seinen Sommer zu verfärben, und schon rauschte es wieder mit Sicheln durch das wogende Korn seines Glücks. Leise, leise; mitten im Sonnenschein.

Kinder kamen; zwei Mädchen. Neue Freuden, neue Wonne, aber auch neue Sorgen, neue Pflichten, — die alten Ketten von einst. Nur übergoldet von dem Sonnenschein seines Siegglaubens.

Da brach der Krieg aus. In lodernden Flammen schlug seine Begeisterung empor. Der alte Ehrgeiz überkam ihn, seine Schwingen zu versuchen, und in seinem Glück fiel ihm der Abschied weniger schwer, als er selbst gedacht! Es ging ja — seiner Jugend entgegen.

Sechs Wochen später lag er mit durchschossener Brust im Lazaret. Und der ganze Ruhm war zum Teufel! In einem elenden Vorpostengeplänkel hatte es ihn über den Haufen genommen.

Natürlich! Wie immer. Wie sein ganzes Leben lang bisher.

Während er geträumt . . .: was sie ohne ihn dann bei Spichern und Gravelotte wahr machten. Und als er aus dem Lazaret kam, standen seine Kameraden längst vor Paris.

Zu Haus aber war seine Frau krank geworden; und indessen er genas und sich auf seine Heimkunft freute . . . war sie gestorben.

Man hatte es ihm verschwiegen, so lang es zu verschweigen war. Man wollte ihn erst gesund werden lassen. Bis er es plötzlich eines Tages wußte, ganz von selbst, und aufsprang und schrie: Warum man ihn anlöge!? er sei Mann's genug . . . . . .

Aber er war doch noch nicht Mann's genug. Es warf ihn aufs neue ein paar Wochen. Und nur ganz langsam wachte er wieder auf, und nur ganz langsam fand er sich zurück.

Wie ein dumpfer, betäubender Traum lag es hinter ihm. Nicht bloß die letzten Monate, alles, die ganzen dreißig, fünfunddreißig Jahre seines Lebens. Wie eine lange drückende Nebelnacht, sternlos, trüb und einsam. Um ihn jedoch leuchtete es auf wie plötzliches Tag-werden-wollen. Er stand vor einer Wende. Er fühlte es. Vor einer Entscheidung. Und je mehr ihm die Kräfte zurückkamen, um so herrischer und trotziger bäumte es sich in ihm auf, . . . endlich das Joch, unter das er sich gebeugt, abzuschütteln, seine Sklavenketten zu zerbrechen, sich frei zu machen, den Riß, den es in sein Leben gethan, bis zum Grund zu reißen und endlich auch Er zu sein und sich gelten zu lassen.

Wie bisher konnte es nicht weiter gehen. Er hatte seine Pflicht gethan, stets und jeden Augenblick. Er hatte dem Alltag sein Recht gegeben. Er hatte es willig gethan, es mußte eben sein, aber er hatte es doch immer als Pflicht empfunden. Es war nie Freude für ihn geworden. Etwas hatte immer dagegen gegrollt, wenn auch nur ganz leise. Er hatte für seine Geschwister gelebt, für seine Mutter, für seine Frau, er war in den Krieg gezogen, für sein Vaterland, jetzt . . . jetzt wollte er einmal sich selber leben, sich und dem, was . . . er noch immer träumte.

Und immer mächtiger wuchs es in ihm auf, immer drängender und stürmischer, wenn er einsam über die Stoppelfelder ging und das Thal vor ihm lag mit lockenden blauen Weiten oder wenn er zu Haus am Fenster stand und die Sonne aufgehen sah und Wanderburschen am Haus vorüberziehen, leicht und lustig, all ihr Hab und Gut im Ranzen auf dem Rücken, lachend und singend — immer siegender überrauschte ihn seine Sehnsucht: mitzugehen, leicht und lustig, einen Abschnitt zu machen in seinem Leben und allem den Rücken zu kehren, was ihn zurückzerren wollte in das verhaßte Joch elenden Alltagsplunders und auszuziehen . . . dem Traum seiner Jugend entgegen. Da aber standen seine Kinder

vor ihm und reckten die Händchen zu ihm und weinten, daß er bei ihnen bleibe.

Und so blieb er. Was konnten sie denn dafür? Und am Ende war es doch auch seine Pflicht, für die armen Würmerchen zu sorgen. Auch hatte er schließlich immer noch Zeit, später, wenn sie größer geworden. Und wie früher fing er eben wieder an, Nachhilfestunden zu geben, Hefte zu korrigieren und Vokabeln abzuhören und dummen Jungen in den Kopf zu pauken, was sie brauchten, um im Leben einmal vorwärts zu kommen. Und abends, wenn er vom Kaffee heimkam, setzte er sich hin und schrieb; kleine Arbeiten für Blätter, fünf und zehn Pfennig die Zeile.

Aber doch anders als früher.

Er empfand es immer weniger als Last. Es machte ihm eine gewisse Freude. Er wollte es ja. Und mit dem Anderen?!

Es war doch nur Illusion und Schwärmerei! redete er sich vor allmählich. In seinem Herzen freilich glaubte er es selber nicht. Aber er that es, er zwang sich dazu, um besser davon loszukommen. Denn davon loskommen mußte er. Und wenn es auch keine Täuschung gewesen, belog er sich weiter, er hätte doch nicht die Kraft gehabt, zu erreichen, was er gewollt hätte. Er wäre doch gescheitert, er wäre doch nie ans Ziel gekommen. Und es wäre vernünftiger gewesen, zufrieden zu sein, in dem, was er gekonnt, als sich an Unerreichbares zu verbluten. Ja, er hätte können glücklich sein, wenn er das, wozu er es gebracht, nicht immer verglichen hätte mit dem, wozu er es bringen gewollt, wenn nicht . . . wenn nicht . . . wenn die Sehnsucht in seiner Brust nicht gewesen: zur Sonne zu fliegen. Wenn er sich damit begnügt hätte, womit sich Tausende begnügen, womit sich Millionen begnügen müssen — und womit er sich schließlich doch auch begnügen mußte. Warum hatte er diese Sehnsucht nicht erstickt und quälte sich ewig mit ihr herum?! . . . So log er sie weg. Und log

es tot, wenn es in ihm auftauchte: er könne was Besseres, als Schulmeister sein. Er log es tot und lachte. Er wollte einmal versuchen, so glücklich zu sein, in seinem Joch. Und er brachte es so weit. Er glaubte nach und nach selbst, was er sich so vorredete, und anstatt des Alltags warf er seine — Jugend hinter sich.

Seine Pflicht hatte gesiegt. Ein Gefühl der Genugthuung überkam ihn, und eine gewisse Schadenfreude ... sich, dem Leben gegenüber, wenn die kleinen Summen in den Sparkassenbüchern seiner beiden Mädel immer größer wurden von Jahr zu Jahr: er hatte es doch gezwungen, die Zukunft seiner Kinder war für's erste gesichert, er hatte gesiegt! Um welchen Preis freilich, das gestand er sich selbst nur in schlaflosen Stunden einsamer Nächte, wenn die Reue zu ihm ans Bett trat als heimliche Rächerin der Sehnsucht, die er in sich totgelogen, und von verfehltem Leben sprach. Und sie — log er nicht weg.

Seine Mädel hatten sich verheiratet und er hatte ihnen eine Aussteuer mitgeben können, wie kein zweiter seinen Kindern. Sie war einfach, aber jedes Stück davon, jeder Stuhl, jeder Tisch hatte seine Geschichte.

Und dann war es eben weiter gegangen. Er war allmählich alt geworden, seine Stirne faltig, sein Haar grau. Er war geworden, was er jetzt war. Er hatte sich abgefunden mit seiner Steinklopferei. Das heißt: ‚bloß äußerlich‘. Das, was er hatte werden wollen — vergessen hatte er es trotzdem nicht, trotz allem nicht. Es war im Geheimen immer noch der heilige Grundquell seines Lebens, aus dem er seine Kraft schöpfte, wenn auch längst verschüttet und übermoost; es rann noch immer in der Tiefe seiner Brust, wenn auch ganz leise nur und wenn auch nur ihm allein noch erkennbar.

Und das war das stille Geheimnis des Abendstündchens am Fenster der kleinen Konditorei.

Da lauschte er ihm, scheu und heimlich, und träumte sich zurück in die Wunderwelt seines Jugend-

glaubens, wie ein Kind im Ofenwinkel über einem Buche kauert oder den Märchen nachsinnt, die Großmutter ihm erzählt, mit klopfendem Herzen und glühenden Wangen, verlegen aufspringend, wenn es dabei ertappt wird.

Zu dem, was er einst gewollt, war er zu müde geworden, nach und nach. Er hätte ein Leben dazu vor sich haben müssen — und er hatte das seine eigentlich . . . hinter sich. Es war zu spät und er hätte auch nicht die Kraft mehr dazu gehabt. Jetzt — in Wahrheit nicht mehr! Mit fünfzig Jahren . . . . . . siegt man nicht mehr! Mit fünfzig Jahren ist man froh, zu Haus bleiben zu können und zu halten, was man hat!

Und nun —? Nun wollten sie ihm auch dies noch nehmen, das Letzte, das seinem Leben einen Inhalt gab. Das stille Stündchen am Fenster der kleinen Konditorei, . . . seinen Sonntag, seine heimliche Heimat, den festen Punkt seiner rinnenden Jahre, die Feierabendfreude nach der Steinklopferei seines Lebens . . . Nein! nein! nein! . . . Und doch mußte er selber Arnold recht geben! —

Ein kühler Windstoß fuhr durchs Fenster. Er fröstelte zusammen, und wie ein erstickter Seufzer murmelte es über seine Lippen:

Aber ich weiß, es kommt doch so!

* * *

Und es kam auch so.

Sie hatten noch oft darüber gestritten und Arnolds Projekt nach allen Seiten hin erwogen und überlegt. Hardtmut hatte alle möglichen Dinge dagegen herausgefunden, Arnold davon abzubringen. Aber umsonst. Im Grund stand er ja doch auf der Seite seines Gegners und mußte Arnold zustimmen, wenn dieser alle Verhandlungen immer und immer wieder damit schloß: daß es barer Unsinn wäre, wenn man den alten Rumpelkasten stehen ließe. Er wisse nichts mit ihm anzufangen. Aber man hätte ihn auch nicht nach London und Berlin

zu schicken brauchen, wenn er hier bloß Zuckerbrezeln backen solle! Und zuletzt nahm er denn auch offen für ihn Partei.

Ebenso zäh als der junge, hielt jedoch auch der alte Lutz an seiner Meinung fest. So lang er Konditor wäre, bleibe es, wie es sei. Bis Arnold endlich erklärte: dann gehe er und fange anderswo was an. Und wenn der Alte ihm kein Geld gäbe, so pumpe er sich's.

Das entschied. —

Man mietete ein paar Häuser weiter in der Straße ein geeignetes Lokal für die Dauer des Umbaues, und im Februar sollte der Auszug beginnen.

Vater Lutz hatte sich mit Humor und Würde in das Unvermeidliche gefunden und auch Hardtmut hatte sich nach und nach mit dem Gedanken an die kommende Neuordnung der Dinge ausgesöhnt. Er sagte sich selber: daß es doch nur eine Frage der Zeit sein würde; und dann: lieber gleich! Ja, er war plötzlich fast mit Begeisterung dabei und Arnold mußte ihm sogar eine Kopie der Pläne des Neubaues anfertigen lassen.

Und trotzdem war es nicht mehr wie früher. Äußerlich merkte ihm niemand etwas an. Im tiefsten Grund seiner Seele aber war es dann und wann, als wolle etwas aufweinen, leis und sacht, wie ein Kind im Schlafe aufweint. Ein wehmütiges Gefühl überklang ihn, immer häufiger, immer schmerzlicher. Eine heimliche Unruhe überfiel ihn, immer öfter, immer stärker. Er vergaß sie, so lange er arbeitete; aber abends — es war längst Winter geworden — wenn er über die Felder ging, trippelte sie mit leisen Kinderschritten im Schnee neben ihm her, auf dem Kirchhof flüsterte sie: ob er es noch erlebe und ihn wieder grün sähe? — und je näher er zur Stadt und zu seiner Konditorei kam, um so quälender wurde sie.

Aber er bezwang sich. Er werde doch mit einer Gewohnheit fertig werden!

Und dann war es auch noch volle vier Wochen! Bald aber es war nur noch drei Wochen, nur noch vierzehn Tage und zuletzt nur noch acht Tage, und endlich wurde es sogar: übermorgen, und morgen.

Vater Lutz hatte ein paar Flaschen Champagner anfahren lassen. Sie wollten Abschied feiern, und es sollte einen lustigen Abschied geben. Aber es schmeckte weder Hardtmut, noch ihm selber recht. Nur Arnold leerte ein Glas nach dem anderen. Das eine auf das Wohl des alten Kastens, der endlich abgebrochen würde, das andere auf den neuen Prachtbau, der übers Jahr dastünde, das dritte auf Papa Hardtmut, das vierte auf Vater Lutz, das fünfte auf Baumeister Kauffer, das sechste auf sich selber — unter immer neuen Reden und mit immer wachsender Begeisterung; während die beiden Alten still und immer stiller auf ihren Stühlen saßen.

Als dann Arnold noch ein Hoch auf das kommende Jahrhundert ausgebracht hatte, meinte Hardtmut, indem er Vater Lutz die Hand drückte: „Na, wir wollen nicht so sein! Er hat ja recht. Wir wollen ihm lieber auch weiterhin den Weg ebnen, anstatt .... Es ist am End' auch unsere Pflicht. Wer es zu was bringen will, kann nicht auf alles Rücksicht nehmen, wenn er auch möchte. Und wir, — je nun! warum sind wir alt! Warum hängen wir unser Herz an dumme Gewohnheiten. Wir wollen lieber mitmachen, so lang's noch thut! Prosit! ... Und wenn's einmal nicht mehr thut," fügte er mit leiserer Stimme dazu, „na! dann ... dann ... na, dann haben wir doch Arnold zu etwas verholfen."

„Prosit! Prosit! Ein Hoch auf die — Jugend, Arnold!"

Beiden aber stand es wie eine Thräne im Auge. —

Am anderen Tag war alles wie sonst. Hardtmut machte seinen Spaziergang wie sonst, nach St. Marie. Der Steinklopfer am Thor begrüßte ihn wie immer: „Gut Steinklopfen ist auch ein Verdienst!" Hardtmut gab ihm seine Cigarre wie immer, und stand ein halb

Stündchen später, wie immer, an der Ecke des Königsplatzes. Aber die Thüre war geschlossen. Auf einem Zettel daran hieß es: Während des Umbaues befinde sich die Konditorei ein paar Häuser weiter, in Nr. 8. Er wußte das lang, aber: hier war alles in wüstem Durcheinander. So ging er weiter suchen, wo er seine Tasse Kaffee trinken könne. Er hatte in der Woche vorher schon einmal eine kleine Rundreise gemacht. Es hatte ihm aber nirgends gefallen. In dem einen Lokal hatte man erst extra Licht machen müssen, in dem anderen hatte man ihm Milch mit Haut gebracht; in einem dritten kam ein Kellner mit Frack und Wischtuch und in einem vierten hatte sich sogar ein fremder Mensch zu ihm an den Tisch gesetzt. Das war furchtbar; er hatte alles stehen und liegen lassen und war davon gegangen.

Ein paar Tage später hatte Vater Lutz seinen Umzug überstanden und war wieder in Ordnung. Man hatte dem Professor ein besonderes Eckchen eingerichtet, genau, wie das alte. Aber es war doch nicht, wie drüben. Nichts war so. Die Bilder an den Wänden hingen anders. Das Zimmer war unbehaglich groß. Er sah auf eine schmale Straße, statt auf den schönen, weiten Königsplatz. Und auf dem Damm draußen prügelten sich gleich ein paar Straßenjungen, so lange er da saß.

Er ging früher heim, als sonst und hätte sich am anderen Tag am liebsten wieder in einem neuen Lokal versucht, wenn er nicht gefürchtet hätte, Vater Lutz nehme es ihm am Ende übel; und so wollte er sich mit Gewalt in die neue Ordnung gewöhnen. Doch es gelang ihm nicht. —

Es war März geworden. Der Schnee war geschmolzen. Ein brausender Tausturm wetterte tagelang über die Stadt. Das machte ihm Freude. Er vergaß sich dabei, und lachte, wie der Sturm alles zusammentrümmerte, was alt und morsch war und keine Frühlingskraft mehr in sich hatte. In seinem Innern freilich sah es trotzdem aus wie auf den Feldern und in

St. Marie. Der weiße Schnee war weg und alles starrte trüb und grau und schwarz in die sonnenlose Luft.

In einer Nacht erwachte Hardtmut plötzlich an einem donnernden Gekrach. Er sprang empor und riß ein Fenster auf; es war draußen irgendwo —: da lag seine Linde drüben am Boden, vom Sturm abgebrochen, wie ein Rohr. Er stand und stand und stand; minutenlang. Dann raffte er sich auf, wie er war, im Nachthemd, lief über den Korridor nach dem Zimmer Christines und pochte: „Christine, die Linde! ... die Linde! ... die Linde!“ bis sie wach wurde. „Die Linde! Die Linde!“ ... Ein kalter Schauer brachte ihn zur Besinnung. Er kehrte zurück, zog sich an und ging dann mit Christine hinüber zu der gestürzten Riesin. Der ganze Zaun war mit zersplittert und ein paar junge Bäumchen geknickt. Sie war fast ganz hohl innen und Christine wunderte sich, wie so der Baum trotzdem noch so schön habe grünen können, vorigen Sommer. Er erklärte es ihr, der Wurzelsaft quölle da nur noch durch die Rinde in die Äste; das sei so! Das Kernholz verwittere und verbröckle mit dem Alter. Solche Bäume hielten es aber trotzdem noch lang aus, wenn .... Sonst sagte er nichts.

Zu Lutz dagegen meinte er am anderen Tag: Sie habe eben keine Frühlingskraft mehr gehabt. Und doch war es ihm tiefer gegangen, als er sich merken ließ; hatte er doch Rom für sie geopfert.

Seine Unruhe wurde immer größer. Als ein paar Gassenjungen an die Fensterscheiben klopften und ihm Gesichter schnitten, aus bloßem Übermut, geriet er eines Abends derart in Aufregung, daß er aufstand und weglief, und eine Stunde planlos in der Stadt herumirrte.

Zu Haus riß er die Fächer seines Schreibtisches auf. Er wollte arbeiten. Er hatte ja Zeit dazu und Muße. Er war ja frei, endlich! Mit einem Mal hatte es ihn wieder gepackt, mit einem Mal war es ihm

wieder in die Seele gefahren, wild und frühlingsdrängend, wie der Sturm draußen über die Gärten donnerte. Ja, er wollte die Sehnsucht seiner Jugend erfüllen, er wollte .... Jetzt! er brauchte endlich ja für niemand mehr zu sorgen. Er konnte treiben, was ihm Freude machte. Mit einmal war es wieder vor ihn getreten, lodernd und flammend, und schlug ihm in die Brust und stob die Asche weg und blies den letzten Funken auf, der da noch glomm —: Er hatte ja die ganzen Nachmittage. Die paar Nachstunden, die er noch so gab, konnte er absagen. Er brauchte nicht einmal mehr ins Cafe zu gehen. Er ging doch nur noch ungern hin, nur des alten Lutz wegen. Er hatte doch nichts mehr dort. Er würde Christine hinschicken morgen, er könne diesmal nicht kommen. Ein stürmischer Jubel zitterte durch das alte Herz: er war ja frei, frei! man hatte ihm nicht einmal seine letzte Gewohnheit mehr gelassen, jetzt ... Er riß seine Manuskripte aus den Fächern. Allerlei wissenschaftliche und literarische Arbeiten, die er im Lauf der Jahre zusammengeschrieben, und ob denen er einst geträumt, das zu werden, wozu er sich berufen geglaubt.

Ja, noch war es Zeit! noch war nicht alles verloren! noch ließ es sich am Ende einholen, etwas wenigstens, denn noch ... noch fühlte er, daß er zur Sonne komme, wenn er aufflöge! noch ... noch ...

Und da lagen sie, die großen Pläne und Entwürfe; mit verblaßter Tinte auf fleckig gewordenem Papier. Er blätterte und blätterte. Alles mögliche. Ganz gute Gedanken dann und wann, neben dem konfusesten Zeug. Wissenschaftliche Sachen und Notizen und Auszüge, und dazwischen wieder Gedichte, Skizzen, Fragmente. Sein ganzes Leben tauchte vor ihm auf aus diesem Blätterhaufen.

Er erinnerte sich noch ganz genau des Einzelnen, wann und wo und wie es zu Stand kam. Durch alles aber klang es wie ein Sehnsuchtsruf, wie ein Aufschrei,

nach Luft und Licht und Sonne, nach Erlösung aus dem Kerker des Alltags, nach Freiheit von den Ketten tausenderlei Pflichten und Pflichtchen und Sorgen und Nörgeleien.

Er starrte wie verloren in diese Testamente seiner Lebensknechtschaft — „Gut Steinklopfen ist auch ein Verdienst" sagte zwar der Holzbein-Sepp in St. Marie; ja! aber ... es lähmt und nimmt die Kraft! ... und wenn man fünfzig Jahre einmal ... Steinklopfer war ...... Und der ganze Jugendaufsturm von vorher zerbröckelte vor dem plötzlichen Gedanken — des Invalid-seins.

Fast mechanisch blätterte er weiter: Die barocksten Einfälle und bizarrsten Dinge. Ein Fragment: Aus dem Tode eines Lebendig-Begrabenen. Er las. Die äußeren Vorgänge fehlten. Er hatte nur ausgemalt, wie dem Mann zu Mut gewesen sein mochte, als der Pfarrer die Grabrede auf ihn sprach, wie man den Sarg dann in die Grube senkte, wie die ersten Schollen auf ihn niederkollerten, und wie er dann da lag, in blauer Finsternis: Wie aus endlosen Weiten nur schlugen noch die Glocken an sein Ohr, wie aus entlegenen Fernen drang das Schluchzen der Seinigen noch zu ihm, das ganze Leben klang nur wie ein murmelnder Traum über sein Grab — und er lag drunten hilflos, eingekerkert, und das Herz voll glühender Sehnsucht nach all dem Schönen draußen, das er nicht mehr haben sollte, nach Weib und Kind, nach Lieb und Freude, nach Schmerz und Qual, o! lieber, zehnmal lieber als ... und er riß und rüttelte gegen die Wände und schrie und betete und schrie nach Luft und Licht und Sonne, nach Erlösung und Freiheit — —

Mit gellem Lachen sprang er empor, schleuderte das Manuskript zu Boden, daß es in seine Blätter zerflog, schlug sich die Hände vor das Gesicht; und weinte ......

‚Aus dem Tode eines Lebendig-Begrabenen! ...... und ... durch eigene Schuld!' — — —

Am anderen Morgen mußte Christine wirklich zur Konditorei. Er habe sich erkältet; — natürlich, neulich, als er so stundenlang auf den Feldern herumgelaufen sei.

Am Tag darauf war Hardtmut trotzdem wieder bei Vater Lutz. Aber einsilbiger und unruhiger als je. Wie eine Spinne saß es ihm am Herz. Er wußte nicht eigentlich, was?! Alles! Sein ganzes verfehltes Leben ... und daß man ihm seine Gewohnheit genommen, daß ... Als Arnold vom Neubau sprach, ergriff er ihn bei der Hand und sagte mit unsicherer Stimme:

„Ich glaub, Arnold, es thut's nicht mehr so lang, bei mir! Mit sechzig Jahren hat man schließlich auch keine rechte Geduld mehr, noch lang auf etwas zu warten. Aber, weißt du ... es freut mich doch, daß ... Ich hätt' in meiner Jugend auch so sein müssen!"

Es war das letzte Mal. — Er wurde immer müder und abgespannter, immer älter und gebrechlicher und gab zuletzt sogar seine Spaziergänge auf. Er blieb zu Haus, in seinem Lehnstuhl, Bücher und Manuskripte vor sich. Zum Arbeiten freilich war er auch zu müd.

Der alte Lutz kam, was los sei?! Christine stand im Haus herum, ratlos, als ob es jeden Augenblick zu Ende gehe. So elend hatte sie ihren Herrn noch nie erlebt. Hardtmut aber lachte sie aus: sie solle es nur erst wieder Frühling werden lassen.

Und es wurde, ja es war schon Frühling. Immer heller leuchtete die Sonne, immer treibender quoll der Saft in die Bäume, immer lauter lärmten die Spatzen in den Gärten und Busch und Strauch schossen in immer grünere Keime. Die Luft troff von würzigem Knospenduft. In langen Zügen trank er ihn in die Brust, als ob er krank gewesen und in ihm gesunden wolle.

Dann und wann freilich kam ihm doch auch selber: ob er noch erlebe, daß es Ostern würde? denn je lauter alles um ihn herum dem Frühling zujubelte, um so wehmütiger und einsamer wurde ihm. — —

Er erlebte es nicht mehr.

Man hatte ihm seine Gewohnheit genommen und das brach ihn.

An einem Samstag Nachmittag trugen sie ihn hinaus nach St. Marie; von seinem Haus aus am Weiher vorbei, über die Felder, den Weg, den er immer gegangen war.

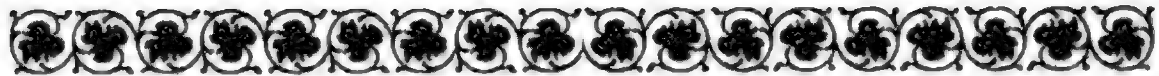
Es war ein langer Zug. Schüler und Freunde; die halbe Stadt. Er hätte sich gewundert, so viel Freunde zu haben! . . .

Nachdem der Pfarrer ihm ein Gebet gewidmet, sprach sein Rektor noch einige Worte und rühmte: wie der Verewigte mit Herz und Seele an seinem Beruf gehangen, wie er in treuer Pflichterfüllung sein Lebensglück gefunden, und wie er dieses seines unbeugsamen Pflichtstolzes wegen Alt und Jung als leuchtendes Vorbild dienen könne!

. . . .

Dann schüttete man das Grab zu.





Hanns von Gumppenberg

Die letzte Ehre — Vom Fenster aus — Wir



Die letzte Ehre

Eine Seelenstudie

Grau und fröstelnd lag die erste Dämmerung des Junimorgens über der kleinen Bahnstation. Die Sonne blinzte schon durch die schläfrigen Nebelschleier, als der Zug hielt und Franz, seine steifen Glieder schüttelnd, auf den menschenleeren Perron herabsprang. Er war auf dieser abgelegenen Strecke der einzige Passagier gewesen: er und der tote Vater, den er zur letzten Ruhestätte geleitete.

Seine erste Aufmerksamkeit galt dem Wagen, welcher außen mit einem großen Kreuze bezeichnet war; derselbe war schon ausgehängt und auf das Seitengeleise geschoben worden. Alles in Ordnung! Franz schritt zu dem melancholisch zwischen ausländischen Ziersträuchern wispernden Brunnen, hielt sein Taschentuch unter die Röhre und wusch sich, den mit ehrenvollen Narben bedeckten Cylinder abnehmend, Augen und Stirn: wie Feuer brannten sie ihm von den Aufregungen der letzten Tage und der zweiten schlaflos durchräderten Nacht. Dann trat er in die Expedition und erkundigte sich.

Ein Telegramm wurde ihm ausgehändigt: „Sende Wagen und Transportfuhrwerk halb sieben — früher wegen des Festes unmöglich. Vetter Max.“ Also auch das in Ordnung.

Was beginnen die anderthalb Stunden lang? Auf dem Perron bleiben, bei dem Leichenwagen, der starr, schwer und finster selbst wie ein großer Sarg auf den Schienen lastete? Er hatte eine Angst bekommen vor diesen schwarzumflorten Gedanken, schon heute Nacht, wie er dahinraste, das Gesicht an die Scheiben gepreßt und den verstiebenden Funken nachstarrend — eine unheimliche Angst vor sich selbst, daß er widerstandslos versinken könnte in diese Weltfremde, dies apathische Nebelgrau, das ihm aus der unaufhörlichen Folge seiner Enttäuschungen nur allzu bekannt war. Wozu auch solche Empfindungen? Was halfen sie? Was sollte ihm der Tod? War er nicht jung, trotz alledem? Sollte, mußte er nicht leben! Leben für sich und seine in Dürftigkeit zurückgelassene Mutter? War das nicht seine Pflicht?

Leben! höhnte er innerlich vor sich hin, während er langsam und müde gegen das noch tief schlummernde Dorf hineinschlenderte. Leben! was ist Leben? Eine irre Flamme, aus Gräbern aufflackernd und über Gräbern wieder erlöschend, lautlos wie diese Morgenstille ringsum. Eine vielleicht furchtbar inhaltsschwere, vielleicht aber auch lächerlich gegenstandslose Frage, deren Lösung und Wert jenseits liegt, sei es im Nichts, sei es in einem Etwas, das wir niemals begreifen können. Leben — wofür? Für Genuß und Selbstbefriedigung? Möglichst viel an sich zu raffen, um nach einer nichtigen, in der Erinnerung zu einem Augenblick zusammenschrumpfenden Spanne möglichst viel wieder verlieren zu können? Oder für andere in aufopfernder Selbstlosigkeit, wie der Tote am Perron, der immer so bescheiden und genügsam gewesen war, kaum jemals ein Wort der Unzufriedenheit sagte, und nun dort rückwärts in seiner Lade so geduldig

still auf das enge Plätzchen in der Mauernische wartete: sich selbst Alles versagend in jahrelanger Mühe andern zu der Verzweiflung zu verhelfen, nur möglichst, möglichst viel verlieren zu müssen — am meisten in ihm selbst und seiner Liebe?? Oder leben für allgemeine Empfindungen, für große Menschheitsziele, wie es ihn, das „verkannte Literatengenie“, einst so sirenenhaft gelockt hatte? mit Hintansetzung aller anderen Interessen für Bestrebungen einzutreten, die vor der furchtbaren Nüchternheit des Grabes zu bunten Kinderträumen verschwimmen? Was hatten Andere davon? Nichts — was er? Not, lähmende Nahrungssorgen, Unfähigkeit, seine Mutter zu unterstützen, ihr nun zu danken, daß sie — daß sie ihm das Leben geschenkt . . . .

So oder so: falsche Münze war's immer, kläglich falsche, mit der das Leben seine Knechte bezahlt.

Ironie seines Schicksals! Während er so dachte, freute es ihn unwillkürlich, wie verwertbar diese Ideen zu einem geistreich pointierten pessimistischen Feuilleton seien: er überschlug schon die ungefähre Ausdehnung desselben und berechnete ganz mechanisch, wie viel es ihm bringen, wie viele Tage er davon „leben“ könne. — Er spuckte aus, in einem wilden Gefühl des Ekels. Aber war's ein Wunder? Monatelang hatte diese Maschine fieberhaft arbeiten müssen: jetzt fungierte sie schon ganz von selbst und walzte jeden auftauchenden Gedanken zu einem druckreifen Manuskript aus . . .

Stimmenklang ließ ihn aufblicken. Er war auf den Marktplatz gekommen, an das Wirtshaus der Kirche gegenüber. Dralle Mägde waren hier schon thätig, Guirlanden aufzubinden und die schmierigen Steine und Dielen des Eingangs mit Gras und Feldblumen zu bestreuen, denn heute war Frohnleichnamsfest und große Prozession.

Franz schritt über die grüne Streu in die frischgescheuerte Wirtsstube und ließ sich eine Tasse Kaffee bringen, die er mechanisch hinunterstürzte. Dann wanderte

er, mit plötzlicher Hast an seine Pflicht sich erinnernd, auf den Bahnhof zurück. Da standen schon die beiden Fuhrwerke, die der reiche Vetter Max abgeordnet hatte, seinen toten und seinen lebendigen Gast nach dem Stammsitz Derer von Thüngen zu tragen: ein eleganter Einspänner und ein massiver, mit zwei mächtigen Ackergäulen bespannter Brückenwagen, ersterer von einem glattrasierten Kutscher in Livree, letzterer, der noch weißstaubige Spuren einer kürzlich beförderten Steinlast aufwies, von zwei „hörigen" Bauern geführt.

Bei Franzens Anblick sprang der Kutscher ab, eilte ihm entgegen und blieb, mit einer tiefen Verbeugung seinen umflorten Hut ziehend, in ehrfurchtsvoller Entfernung stehen. „Ich habe wohl die Ehre, den Herrn Baron" — Franz nickte kurz, während eine sonderbar ungewohnte Empfindung ihn durchzuckte: die Empfindung, „Baron zu sein." War er's denn nicht auch? war er nicht der echtbürtige Sproß eines uralten Geschlechts, das mit Barbarossa gegen die Ungläubigen zog und mit Frundsberg die Mauern Roms erstürmte? Wahrhaftig! in seiner Viertenstockstube, in den grobheitdurchwehten Vorzimmern der Zeitungsredaktionen, im täglichen Kampf ums liebe Brot hatte er ganz vergessen, daß er ein bevorzugter Mensch war, daß er vor andern etwas voraus hatte. Jetzt, da seinem Vater seitens Derer von Thüngen die letzte Ehre geschehen sollte: jetzt bekam der Sohn etwas von der Glorie ab — der Sohn jener Bürgerlichen, deren Ehelichung den Vater seiner adeligen Verwandtschaft entfremdet hatte. Oder leuchtete ihm die Glorie nicht schon jetzt aus der andächtig-devoten Miene des Kutschers entgegen? Und was mochte ihn erst alles im Familienschlosse erwarten, das er nun selbst zum erstenmale betreten sollte? „Der Herr Baron lassen sich entschuldigen, Sie werden den Herrn Baron am Eingang in den Markt erwarten. Wir müssen aber langsam fahren, Herr Baron, weil die Prozession erst heraus sein muß aus dem Markt — eher können der

Herr Baron nicht entgegenkommen mit der Geistlichkeit. Befehlen der Herr Baron, daß die Leute — ausladen?“

Er hatte das letzte Wort in flüsternder Scheu gesprochen und deute auf den Wagen mit dem Kreuze, an dessen Thüre schon die beiden Bauern und zwei Bahnbeamte harrten. Franz nickte energisch. „Gewiß — laden Sie aus!“

Er empfand eine Art wilden Behagens, die Brutalität der Situation sich doppelt zum Bewußtsein zu bringen, welche ihn zwang, die Leiche seines besten Freundes wie einen Waarenballen hierhin und dorthin zu dirigieren: seinen dreifachen Abscheu dann wollte er ausgießen über Alles, was sich für Harmonie und Weltordnung ausgab. Abscheu? hatte er denn ein Recht, sich so aufzuspielen? War dieser Tote, war er selbst, waren alle die von Thüngen, waren alle Menschen der Erde mehr als flüchtig verkittete und wieder zerfallende Sandkrumen im Winde? Und abermals krochen die Gedanken der vergangenen Nacht heran, oder vielmehr die Gedankenlosigkeit, das trostlos starre, niederpressende Nichts mit dem seelenaussaugenden Basiliskenblick und dem traurigen Wahnsinn, etwas aus sich zu machen, sogar fühlende, unsäglich sehnende Menschen, und wieder in sich zurückzuschlingen, ins Nichts . . er schüttelte heftig den Kopf und trat rasch an den Wagen, behülflich zu sein.

Die zwei „Hörigen“, mit ihrem Fuhrwerk herangekommen, hatten den Sarg bereits gefaßt und rückten und zerrten ihn eben heraus, stießen dabei aber aus Unvorsichtigkeit, ehe Franz es verhindern konnte, hastig mit dem Fußende gegen den niedrigen Saum des Wagens, so daß der Sarg in allen Fugen erzitterte.

Franzens Phantasie malte ihm sofort den Vater vor, der da drinnen lag, wie der unsanfte Stoß ihm die Arme emporschnellen und der ernsthafte bärtige Kopf ihm wackeln mußte, recht wie einem Hampelmann — und er mußte lachen. Lachen über die Leiche seines

Vaters?? Wieder erschrak er über sich selbst — wieder suchte er sich abzulenken. „Die Kränze müssen geordnet werden!“ befahl er in energischem Ton, auf die zahlreichen Blumenspenden deutend, welche noch im Bauche des Wagens lagen: „Können Sie das selbst, oder ...“

„Jawohl, Herr Baron!“ riefen die beiden „Hörigen“, sich in militärische Position werfend (sie hatten offenbar gedient): „Das machen wir schon selber!“

Und sie gruppierten die Kränze und Schleifen um die nun auf dem Brückenwagen ruhende Totenlade mit einem Geschick und Geschmack, den man ihnen nicht zugetraut hätte. Endlich waren sie fertig.

Franz bestieg den Einspänner, der Brückenwagen mit seiner düsteren Last fuhr vor, und fort ging es im Schritt, erst durch das immer noch stille Dorf, dann hinaus in den herrlichen Sommermorgen, durch nickende Kornfelder zum Walde, während die Sonne höher und höher emporstieg. Langsam zogen die beiden Fuhrwerke dahin, wie todesmatt, Schritt für Schritt, Franz hinter dem Vater drein, der nun als leblose Stoffmasse auf dem breiten, schmutzigen Wagen da vor ihm lag, roh hin- und hergerüttelt von den Stößen der steinigen Straße. O pfui! was war doch die Welt? Was war sie doch?? und dafür alle die Mühe? Dafür sich selbst unaufhörlich Schweres und Schwerstes abgewinnen?? —

Ein leiser Wind erhob sich über die Kornfelder her, und an Franzens Ohr klang jenes feine Rauschen, jenes verführerisch feierliche Säuseln, dessen geheimnisvoller Zauber seine Kinderseele einst so tief bewegt hatte, als läg' eine heilige Verheißung, eine märchenhaft glückliche Zukunft darin ... „haha! Die Menschen werden und vergehen, die Natur ist immer dieselbe — sie allein lebt! Wir aber sterben von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wir sterben, damit sie leben kann: und dafür narrt sie dann ihre Knechte mit solchen Ammenliedern, — in falsche Träume uns zu lullen, — als wären wir mehr als Futter

und Töpferthon — als wäre sie für uns da, und nicht wir für sie ..."

Ächzend, tiefeinschneidend in weicheren Grund, bogen die Räder des Brückenwagens zum Walde ein. Das gleißnerische Singen des Korns verstummte ... hinter dunklem Laubgitter erlosch die sonnige Landschaft. Mächtige Hochstämme ragten links und rechts, ernst-gebreitete Kronen wiegend; nur ganz ferne huschten noch gelbe Lichter über das kriechende Moos — manchmal der Schrei eines Vogels, sonst Totenstille: öde, düstere Einsamkeit eines Riesentempels der Trauer.

Kein Wort wurde gewechselt zwischen den drei Männern voran und dem „Herrn Baron", der unverwandt auf den langen Zinnsarg vor ihm starrte. Weichere, menschlichere Gefühle durchschütterten ihn: all' dessen gedachte er, was diese Handvoll Erde ihm gewesen war und was er nie mehr würde vergelten können, nie mehr! Und unaufhaltsam stürzten ihm die Thränen aus den wunden Augen: es war ihm zu Mut, als strömte sein ganzes Ich in ihnen dahin, wie versprühter Tau durch das Moos dort in die Erde zu sinken ...

Aber da war der Wald vorbei. Franz zog sein Taschentuch und trocknete sich, beinahe ärgerlich, die Augen. Wieder geflennt — noch einmal das dumme Zeug! Immer noch keine trockene Resignation als einzig richtige und vernünftige Stimmung, wo doch Alles so klar war in seiner Trostlosigkeit, all' das unsinnige Werden und Vergehen? Und mit krampfhaft energischem Ruck sich aufrichtend, ließ er seine Blicke umherschweifen. Über ihm in ungeheurer tiefblauer Wölbung strahlte der Sommerhimmel: hochgeballtes, schneeweißes Gewölk reckte sich daran empor. Weit gebreitet, mit lachenden Wiesen und Feldern dehnte sich die Ebene, freundliche Dörfer grüßten dazwischen verstreut — alles schon Thüngenscher Besitz: und dort rückwärts hinter der bebuschten Bodenwelle, wo die zwei Raben jetzt eben hinüberflogen schwerfälligen Flügelschlags, dort mußte

es wohl liegen, das alte Stammschloß, denn dort hinab lenkte die Landstraße. Wieder wurde in Franz das Bewußtsein des täglich um sein Leben kämpfenden Artikelschreibers wach; er gedachte der mühseligen Beamtenarbeit seines Vaters, und in seinem Dichtergemüt setzte sich ein Verslein zusammen, das klang ungefähr so:

„Sie jagen und ernten in Wald und Flur,
Sie zechen und sie prassen:
Wir beide aber, wir kommen nur,
Um uns begraben zu lassen . . .“

und das freute ihn. Fast wie ein Triumph durchfuhr ihn das Gefühl, nicht wie „sie“ zu sein. Und obendrein empfand er mit Behagen, daß ihm der Vers noch immer aus der Seele floß. Lange hatte er's nicht mehr erproben können, in hunderterlei nichtigen Zeitungsquasseleien — einst freilich . . . ah bah! Dummes Zeug! Er drückte den struppigen Cylinder, der etwas lose geworden, tief in die Stirn — obwohl sie ihm glühte wie im Fieber. Und weiter ging es, Schritt für Schritt dahinschleichend: immer hinter dem toten Vater drein.

Heißer und heißer brannte die Sonne nieder: es ging gegen Mittag. Jetzt wurde ein Dorf erreicht. Da horch! was war das? Orgelklang? und das Surren vieler betender Stimmen . . . Die Prozession kam entgegen: braune Bauerndirnen in weißen Kleidern und Kränzlein im starkgeölten Haar, Ministranten mit bunter Fahne — und auch hier die Straße festlich mit Gras und Blumen bestreut! Unwillkürlich einen Fluch hervorstoßend riß der Bauer, der die Zügel des Leichenwagens führte, seine Gäule herum, daß sie seitwärts längs der Kirchhofsmauer hinunterstolperten, dem lebhaft daherwogenden Zuge ausweichend — der Kutscher mit dem Einspänner folgte; und wie sie in weitem Bogen ohne eigentlichen Weg die Straße wiedergewannen, war alles schon vorüber . . .

Eine halbe Stunde später hatten die beiden Fuhrwerke die ersten vorgeschobenen Häuser des Marktfleckens

Thüngen erreicht. Und da stand auch schon Vetter Max in eleganteſtem Trauerhabit mit tadelloſem Cylinder und Glacées am Wege: hinter ihm in einiger Entfernung nahten Geiſtliche in vollem Ornat. Franz hatte den glücklichen Fideikommisverwalter nur einmal geſehen, fünfzehn Jahre vorher, als der reiche Vetter, in die Welt tretend, ſeinen erſten und letzten kurzen Anſtandsbeſuch in der beſcheidenen Beamtenwohnung machte. Aber er erkannte ihn ſogleich wieder. Der Ausdruck dieſer vornehm-phlegmatiſchen Züge hatte ſich nicht ſonderlich verändert.

Die Wagen hielten, Franz ſprang ab, und Max ſchüttelte ihm herantretend mit graziöſer Bewegung und kurzem, etwas geſchäftsmäßigem Gruße die Hand. Hierauf ſtellte er dem Vetter ebenſo förmlich die inzwiſchen herangekommenen geiſtlichen Herren vor, welche ſich mit einer Miene verbeugten, als hätten ſie irgend einen großmächtigen Potentaten, nicht aber einen armen Artikelſchreiber vor ſich. Franz war es, als hätte er das Gedächtnis verloren, das Gedächtnis von Allem was früher war — als erwache er aus einem tiefen Traum und dies hier ſei ſein eigentliches Leben, in dem er heimiſch ſei . . . es war ganz ſonderbar. Hochaufgerichtet ſtand er, den abgenommenen Cylinder noch immer in der Hand, wie triumphierend in ſeinen von der Mutter geerbten dunkelbraunen Locken, als der reichſtgeſchmückte Geiſtliche rauchfaßſchwingend die Leiche einſegnete. Die hatte er nun faſt vergeſſen. Er fühlte nur, daß auch er etwas in der Welt wäre und bedeute. Und als die Ceremonie zu Ende war, ging er, ſeine geflickten Handſchuhe feſter ziehend, ſtolzerhobenen Hauptes neben dem ariſtokratiſch nachläſſig einherwandelnden Verwandten hinter dem Sarge, in beinahe auffälligem Paradeſchritt.

Alle Glocken hatten in dem Flecken zu läuten begonnen, und eine Schar männlicher und weiblicher Einwohner ſchloß ſich mit lautem Feſtgetöſe dem Zuge an, unaufhörlich ſich vergrößernd: galt es doch, einem

Familienglied der uralten, gnädigsten Schutzherrschaft in den Himmel zu helfen. Franzens verengte Brust dehnte und weitete sich: eine wunderbare Sicherheit und Siegesgewißheit durchdrang ihn, wie einst in den Tagen seiner rosigsten Zukunftsträume — wie ein einziehender Triumphator schritt er über die auch hier in der Eile noch liegen gelassene Feldblumenstreu, während Baron Max wegen dieses unverzeihlichen Fauxpas zwischen den Gebeten hindurch halblaut auf seine Untergebenen einwetterte. Und fort gings, geradewegs zu den offenen Thoren einer Kapelle, wo schon die nötige Anzahl Diener wartete. Den Sarg hurtig übernehmend, ließen sie ihn vor dem Altar niedergleiten und behängten ihn mit dem bereitgehaltenen großen Wappenschild der Familie.

Max, sichtlich erleichtert, zog Franzen eilig mit sich in das gleich nebenan mit dunkelgrauen Mauern sich erhebende Schloß. „Du mußt entschuldigen," sagte er, „daß ich nicht ganz speziell mich dir widmen kann; morgen vielleicht — heute habe ich noch fünf Gäste — Einquartierung von einer Artillerieübung ... sie werden zu Tische da sein. Die Sache kam eben zu rasch ..." Die beiden Männer waren in eine hohe gewölbartige Halle getreten und stiegen eine breite, teppichprunkende Wendeltreppe hinan. Links und rechts hingen langgestreckte Bilder an den getünchten Wänden: steife Hofherren in überladener Tracht hinabgeschwundener Jahrhunderte und mit vornehm schläfrigen, halbgeschlossenen Augen. „Hier ist dein Urgroßvater," erklärte Max im Vorbeieilen, auf einen stattlichen Kavalier in der Tracht der Napoleonszeit zeigend — „und das dort ist dein Ururgroßvater." Franz wandelte wie im Traum. Jetzt betraten die Vettern einen hallenden Korridor und Max schloß ein mit altertümlichem Luxus vollgepfropftes Zimmer auf, das von dem eigentümlichen Geruch lange leerstehender Wohnräume durchduftet war. „Hier habe ich dich einquartiert!" sagte er, „verzeih nur, daß es nicht besser ist — die größeren mußte ich schon an

die Offiziere abgeben, eh' ich wußte, daß du kommst. Hier ist Wasser und alles Nötige —" Er zeigte auf einen verschwenderisch ausgestatteten Waschtisch aus der Zopfzeit. „Du entschuldigst mich ein paar Augenblicke, nicht wahr? In einer halben Stunde darf ich dich wohl bitten, nach dem Speisesaal zu kommen"...

Eine halbe Stunde später, und Franz, welcher sich so elegant wie möglich gemacht hatte, fand sich in dem von schwerer Pracht glänzenden Speisesaal ein. Max stellte ihm erst im Nebensalon seine junge Frau vor, eine fürstliche Erscheinung in rauschendem Seidenkleid, und seine drei Kinder, einen lebhaften Knaben und zwei reizende, blondgelockte Töchterchen; ferner eine auf Besuch auf dem Schlosse weilende Gräfin. Hierauf erschienen, einer nach dem anderen, mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Beklommenheit in Miene, Bewegung und Sprache, die militärischen Gäste: ein Artilleriemajor und einige Leutnants. Als auch hier die Vorstellung beendet und ein paar passende Worte gewechselt waren, nicht ohne Beihilfe der zu diesem Zweck auf dem Tisch ausgebreiteten Photographien italienischer Landschaften, bat die Schloßherrin zu Tische und schwebte auf dem spiegelglatten Parquet robenrauschend voran, wobei Franz seltsamer Weise wieder an das Kornrauschen von heute Morgen denken mußte — an der Thüre wartend, wollte er den Offizieren den Vortritt lassen. Aber diese, ihn mit gleicher Ehrfurcht wie die Schloßherrschaft selbst respektierend, verbaten sich mit tiefen, abwehrenden Knixen diese ungebührende Ehre.

Als Franz nach dem allgemeinen, stumm-flüchtigen Tischgebet, welches er gänzlich gedankenlos mitmachte, sich an die Seite seiner schönen Frau Base niederließ, fühlte er etwas wie einen starken Schwindel — der Cylinder hatte ihn wohl zu lange gedrückt? Es war aber gleich wieder vorbei. Nur das Eine blieb merkwürdig: wohin war doch seine ganze Leichenstimmung versunken? Fühlte er sich nicht zufriedener, glücklicher als jemals?

Zwei gallonierte Diener schlüpften lautlos herein, und servierten mit graziösem Armeschwenken alle Herrlichkeiten der Welt: immer wieder etwas Neues und Besseres. Franz aß viel und trank noch mehr, von Vetter Max in beidem bestärkt, der mit einer Art leisen Mitleids in den schlaffen Zügen ihn fortwährend nötigte. Nebenher wurde er und sein Gegenüber, der Major, von der reizenden Schloßherrin in ein geistreiches Gespräch über Richard Wagner verwickelt, welches sie mit einer Fülle französischer Brocken durchmengte. Wagner — Franzens Lieblings-Komponist! Das Herz ging ihm auf, er sprach von großen Künstlern überhaupt, schließlich von dem Gewaltigsten aller Gewaltigen, von Shakespeare, und machte seinem Enthusiasmus mit so überlauter Fröhlichkeit Luft, als wäre er zu einer Hochzeit gekommen. Vetter Max schaute ihn jetzt öfters verwundert an, ohne den gleichgiltigen Gesamtausdruck seines Gesichtes zu verlieren. Zum Schlusse des Diners erschien französischer Sekt in mächtiger Quantität, und nun erreichte die allgemeine Lustigkeit ihren Höhepunkt: auch den verschüchterten Leutnants war plötzlich die Zunge gelöst. Franz, der auch dem Sekt sehr stark zugesprochen, schwamm selbstvergessen in dieser Vollflut schwelgender Lebensfreude. Jetzt machte der Major, der ein bischen über die Schnur gehauen, im Eifer des Gesprächs eine Bewegung, als wolle er der Frau Baronin scherzend auf die Hand schlagen: da wußte diese, daß es Zeit sei, die Tafel aufzuheben. Ein rasselnder Ruck aller Stühle — gegenseitige, großenteils unsichere Knixe, schüchtern noch nachklingendes Gelächter . . und man trennte sich.

Vetter Max, allein vollkommen ruhig und geschäftsmäßig geblieben, zog seine Uhr. „Bald vier,“ sagte er kurz. „In einer Viertelstunde müssen wir in die Kirche hinüber, zum Totenamt.“

Franz fuhr zusammen. Zum Totenamt! Ach ja.

„Willst du erst noch den Park ein wenig ansehen?“ frug der Vetter.

„Ja — bitte! Gehen wir noch in den Park.“ Und er folgte schwankenden Schrittes, wieder an den steifen, sonderbaren Bildern vorbei, die wie vorwurfsvoll nach ihm schauten. Franz erwiderte ihre zürnende Blicke. „Was wollt ihr?“ dachte er: „ihr seid tot — und ich lebe!“ und das dachte er so laut, daß Max sich wandte, ihn ansah und den Kopf schüttelte. Aber Franz merkte nichts. „Ich lebe, ich, der Freiherr von Thüngen!“ klang es und sang es in ihm: „ich lebe, lebe und trinke Sekt, Sekt, Sekt!“

Sie waren im Hofe angelangt. Max öffnete ein verschnörkeltes Gitterthor, und sie schritten über einen wohlgepflegten Rasenplatz an den Schloßteich. Kugelig dichte Kastanien und Lindenbäume hingen da ihre blätterdichten Zweige über die tiefgrüne, reglose Flut, welche mit großen, weißen, eben aufgeblühten Seerosen dicht bedeckt war: mit der Wappenblume Derer von Thüngen.

„O, wie schön!“ rief Franz, innehaltend und in die schmachtend geöffneten Kelche mit den duftig goldenen Blütengriffeln starrend . . „wie schön!“

Max sah ihn eine Weile von der Seite an, dann suchte er ein Gespräch zu beginnen, über andere Vettern, die ihn regelmäßig besuchten, über dies und das. Aber Franz ließ ihn reden, hörte kaum zu und schaute nur immer in die Kelche der Seerosen. Bis ihn endlich Max mit abermaligem Kopfschütteln unterm Arme faßte und in halb ärgerlichem Tone rief: „Es ist Zeit, Franz — wir müssen in die Kirche.“ Da sah Franz auf, nickte und folgte ihm. Eine fahle Blässe hatte sein Antlitz bedeckt.

In der Kapelle brannten die umflorten Kerzen am Altar und um den Sarg. Als die beiden eintraten, hatte das Amt schon begonnen. Max wies den Vetter in die erste Bank, dem Sarge zunächst, und kniete sich neben ihn. Der Geistliche vorne betete, halbflüsternd, auf lateinisch: „O Gott, erbarme dich deines Knechtes Friedrich —“ so nämlich hatte Franzens Vater geheißen.

In den Ohren des Sohnes tönte der „Knecht“ nach . . mit diesem einen Worte, mit dem gleichzeitigen Eindruck der schwarzen, dumpfen Totenkapelle und des wie Höllenglut an den Wänden hinflackernden Kerzenscheins waren sie plötzlich wieder da, die Gedanken der verflossenen Nacht. „Seines armen Knechtes“ . . ja! Knechte, Knechte alle Menschen — Knechte des herz- und sinnlosen, grausamen Molochs Natur, der sie wieder hinabschlang in den Rachen der Vernichtung, sobald er sattsam mit ihnen gespielt hatte. —

In einem letzten, instinktiven Selbsterhaltungstrieb richtete Franz sich auf . . Menschen!! lebenden Menschen wenn er ins Antlitz sah, Menschen wie er selbst, keinen Toten — dann mußte sie doch schwinden, diese furchtbare Empfindung. Und sein Blick flog ringsum durch die Reihen der Betenden. Aber was war das? Waren das Menschen — oder waren es Tiere?? Diese Ohren — dieser gierige Mund — diese häßlich schnuppernden Nasen . . nein! und die Ohren namentlich — solche Ohren konnte doch unmöglich ein Mensch haben! Pfui! o pfui! das waren ja Tiere, sie alle — Tiere, die sich in Kleidern zu verbergen suchten . . .

Er war aufgesprungen, wie in Fieberglut, und wollte nach dem Ausgang stürzen. Eine kräftige Hand legte sich auf seine Schulter und hielt ihn fest. Er zuckte zusammen, fuhr herum und starrte in das erregte Gesicht seines Vetters.

„Laß mich los!“ schrie Franz: „ein Freiherr willst du sein?? Ein Tier bist du, weiter nichts . . schau nur deine Ohren an!“

. . . .

Er war „übergeschnappt“.

Vom Fenster aus

Er hatte den weichgepolsterten Lehnstuhl, in dem er saß, an das offene Fenster vorgerückt, links und rechts mühsam nachhelfend. Marie, die Wärterin, war auf ein Stündchen fortgegangen, Einkäufe für ihn zu machen. Bis sie wiederkam, mußte er sich Alles allein besorgen. Aber die Maisonne schien gar zu lockend dort vorne herein, und ein leiser Lufthauch brachte den eigentümlich kräftigen Geruch frischer Blüten — er wollte wissen, woher der stamme. Da saß er, und sah auf die Straße hinaus. Richtig! Von den Kastanienbäumen! In voller Purpurpracht schmückten sie schon die Promenade. Er hatte sie nicht mehr gesehen, seit sie die ersten braunharzigen Blattknospen trieben: es war ja wieder so schlecht mit ihm gegangen. Und nun war es beinahe wieder Sommer geworden. Und dann würde es wieder Winter werden, und wieder Frühling — wie lange noch? Vielleicht noch lange — hatte er doch von seinem Vater außer dem Krankheitskeim auch die Lebensfähigkeit geerbt und die Geldmittel obendrein, seine Misere so lange hinauszudehnen, als es möglich war. Sogar eine Reise nach dem Süden hätte er sich noch erlauben können! Aber der Arzt hatte ja die Achseln gezuckt — er könne nicht gutstehen, ob sein Patient die Anstrengung und Aufregung der Übersiedelung aushielte: und da war er geblieben. Warum? Er mußte lachen, und sein Lachen ging in den bösen, atemraubenden Husten über. Woher all' diese Ungereimtheit? Leben zu wollen, möglichst lange, ohne leben zu können? War er denn nicht der Krüppel, der Ausgeschlossene?

Ausgeschlossen, ja, und nicht bloß durch sein körperliches Leiden. Das war vielleicht gar nicht das Schlimmste. Aber er hatte zu allem Unglück noch einen scharfen, zersetzenden Verstand mitbekommen, der Alles in Nichtigkeit auflöste und ihn von Kindheit an, auch als sein Leiden noch schlummerte, zu keiner unbefangenen Freude kommen

ließ. Wäre er auch gesund gewesen, glücklich wäre er doch nie geworden, das wußte er, das hatte er immer deutlicher erkannt, je mehr Nahrung sein Geist aus einer reichen wissenschaftlichen Bildung sog. Wozu also sollte und wollte er leben?

Sonderbar! Gerade jetzt, durch diese bitteren Gedanken hindurch, fühlte er sie ganz deutlich, jene gänzlich unberechtigte, unlogische Sehnsucht: ja es war mehr als Sehnsucht, es war wie eine Zuversicht, als hätte er noch etwas zu hoffen und zu finden, gerade heute, eine Befriedigung, ein Glücksgefühl. Sein Verstand ärgerte sich darüber. Ah bah! Eine läppische Nervenerscheinung, nichts weiter — weil er so lange nicht ins Freie gesehen hatte.

Lustiges Lachen und Schreien zwang ihn, auf das Trottoir da vor sich hinabzuschauen. Die Kinder des Hausherrn waren's, die spielten „Greif" mit den Nachbarskindern. Sinnend glitten die Blicke des Kranken über die gesundheitsstrotzenden jungen Gestalten hin, über die lichtblonden Haarsträhne der Mädchen, wie sie im scherzenden Hin- und Herjagen hochauf flogen. War das nicht eine Art Behagen, was ihn erfüllte — jetzt eben noch deutlicher, als die Älteste, die wilde Klara des Nachbars, den Zuschauer entdeckend mit glühenden Wangen heransprang und übermütig knixend ihm guten Tag zurief? Behagen? Worüber? Was hatte er davon? Und was hatten sie davon, die dummen —

Aber er vollendete nicht: er kam sich selbst mit einem Mal gar nicht so gescheit vor wie sonst. Worin lag denn das Glück? In dem besonderen Bewußtsein des Einzelnen doch, in gar nichts anderem! Wußten diese Kinder jetzt eben von einem anderen wirklichen oder möglichen Glück als dem Spaß, sich gegenseitig zu haschen oder zu entwischen? Waren sie nicht so glücklich, als man in der Welt nur sein konnte? Und er selber? Woher kam denn sein Behagen? Kam es eben nicht daher, daß es ihm selbst während des Zusehens so genau

bewußt wurde, wie glücklich die Rangen sich fühlen mußten?

Wagengerassel ertönte, und eine längere Reihe blanker Equipagen rollte vorüber — eine Hochzeitsgesellschaft, von der Kirche drüben: stattliche junge Männer mit weißen Kravatten und unternehmend aufgedrehten Schnurbärten, mit den geputzten, verheißungsvoll errötenden Brautjungfern schäkernd, diese die ganze Lust des zögernd widerstrebenden Gewährens, jene des allmähligen Siegs in den sorglosen Zügen — ältere Herren kräftig gutmütigen Aussehens, ergrauende Lebenskünstler, Alles bezwingenden Humor um die Mundwinkel und den elektrisierenden Zauber des Schaumweins schon jetzt auf der Zunge — seidenumbauschte Würdetanten, noch innig gerührt von der Ceremonie, in feierlichem Geflüster, wie es der große Tag erforderte, keine himmlische Redeblume vergessend, die sie bei dieser Gelegenheit „ins irdische Leben flechten" könnten — die Väter, die Mütter, das gefeierte Brautpaar selbst, Hand in Hand aneinandergeschmiegt! Und wie der Kranke so hinsah, kroch seine Seele in all' diese Gestalten hinein, in ihr Innerstes, und fühlte und erlebte Alles mit: sie selbst war es, die in den Blondbärten so zurückhaltend vorzudringen und in den niedlichen Lärvchen so sehnsüchtig abzuwehren suchte, sie selbst freute sich in den Onkels auf den Hochzeitswein und die Toaste, in den Tanten auf die Rührungen bis in die Nacht hinein, in den Brautleuten auf das Leben zu zwein — oder war sie's nicht selbst? Es mußte wohl so sein, denn sie fühlte das Alles bis ins Kleinste. . .

Und mehr, immer mehr. In einem Husch saß er an der festlichen, blumenbelasteten Tafel, als Braut, als Bräutigam, als Brauteltern, als sieben Onkels und dreizehn Tanten und fünfundzwanzig Vettern und ebensoviel löckchen- und schleifenschüttelnde Brautjungferbäschen, und lachte, bald hohoho, bald hahaha, bald hihi, und weinte dazwischen mit Genuß, und freute sich, wie er gefeiert würde, und

freute sich über das gute Essen, und freute sich auch ein bischen, daß er noch ein klein wenig hübscher aussah als die Braut, und dachte an seine eigene längst vergangene Mädchenzeit, und dachte, daß das Junggesellenleben doch wohl besser aufzugeben sei, und sprühte gute und schlechte Witze, und kugelte sich selbst darüber, und zitterte vor leidenschaftlicher, glückseligster Erwartung. Und dann die Heimfahrt! Wie er sie über die Schwelle trug, jauchzend, und wie er sich tragen ließ, lachend und scherzend und bangend — und wie er zum erstenmal einsam an der Brust der Liebe lag. . .

Und dann der Morgen! Wie goldig tanzte die Sonne, wie würzig und frisch blies der Sommerwind! Hinaus, hinaus in die weite Welt! Nach Süden, übers Meer, nach Venedig, nach Rom, nach Neapel! Farbenpracht und Traubenglut, alle Begeisterung der Natur und Kunst, unendlicher, schwelgender Reichtum! Und Alles, Alles an ihrem guten Herzen, und Alles an seiner starken, treuen Brust, verschönt durch das sinnige Einverständnis zweier gleichgestimmter Seelen. . .

Der Wagenzug war vorüber — die Bilder verflogen. Aber der wettergebräunte Fuhrmann dort auf seinem Steinwagen: mit was für köstlichem Ausdruck der höchsten Zufriedenheit schmauchte er seine Pfeife! und der Mann im Krankenstuhl schmauchte mit, und mußte gar nicht husten davon . . es war merkwürdig. Und der stämmige Knecht vor dem Restaurant in seinem kleidsamen Sonntagsstaat mit den glänzend gewichsten kolossalen Juchtenstiefeln — mit welcher Wollust zeigte er beim Abladen der Bierfässer seine Muskelkraft! Der Mann am Fenster spannte unwillkürlich die Sehnen der eigenen Arme an. Und die drallen Mägde, wie sie dort nebenan am Thorweg die neuesten Liebes- und Skandalgeschichten bekicherten, die schmucken, wohlgekämmten Köpfe zusammensteckend. Und der fesche Artillerieleutnant dort auf der anderen Seite — wie er fensterparadierend sich in der tadellosen Taille schwenkte! mit

welch' erhebendem Gefühl unendlicher Überlegenheit er dem „Gemeinen" dankte, welcher ihn, seine bewundernde Liebe am Arm, beinahe übersehen hätte — und das Rudel Radfahrer dort, flott wie auf Windesflügeln über den Platz hersausend, und das dreijährige Kind da unter den Bäumen, das mit freudigem Mundaufsperren vom Arm seiner in behaglich wiegendem Schritt mit ihm promenierenden Großmutter nach einer niederhängenden Kastanienpurpurblüte langte — und mehr, immer noch mehr: ein Strom vollen, zufriedenen, glücklichen Lebens die Straße herauf.

Leben! leben! jauchzte es in dem Kranken. All' seine Bitterkeit tauchte unter in dieser erfrischenden Flut. Oder war sie nicht sein als eigenster Besitz, die ganze, tausendfältige Freude des Maitags? trank er sie nicht mit jedem durstigen Blick berauschend in sich selbst hinein, reicher und reiner und vollkommener, als die Einzelnen dort draußen sie empfanden? Was lag an dem armen, kranken, genußunfähigen, kleinmütigen Krüppel da im Stuhl? Das Leben war doch überall, tausendfach ringsum, unbeirrt in siegender Glorie, groß und herrlich und glücklich im Überschwang .. und glücklich im Überschwang war er selbst: er selbst war das Leben...

Mariens Schlüssel knarrte in der Hausthür — er hörte es nicht. Erst als sie eintrat, fuhr er auf.

„So soo, Herr Kronstadt? am Fenster? Das ist recht!" meinte gutmütig die robuste, ihren Schutzbefohlenen gern etwas bemutternde Person. „Wie geht's denn jetzt?"

Mit zufriedenem Lächeln wandte er ihr die müden Augen zu, welche einen eigentümlichen Glanz angenommen hatten.

„Gut, Marie! Man lebt ja doch."

Und dann sah er wieder hinaus auf die Straße.

Wir

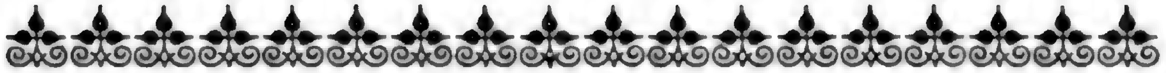
Wir sind nicht zufrieden, wir fühlen uns nicht behaglich in diesem kalten, scharfen Maschinendunst — keiner von uns.

Unsere Zeit ist zwar eine ganz korrekte Mutter. Sie kommt allen ihren Pflichten nach, sie ist mit Eifer und Erfolg bemüht, ihre Kinder zu praktischen, durchaus korrekt funktionierenden Menschen zu erziehen. Man kann ihr gewiß kein Versehen, gewiß keine Nachlässigkeit nachweisen — und doch ist sie keine vollkommene Mutter. Denn: sie kann keine Märchen erzählen.

Und des Abends, wenn die Schularbeiten gemacht sind, hocken wir armen Kleinen hungernden Herzens in der Dämmerstube, und sehnen uns. Aber wir hören nur das mechanische, nüchterne, leere, tote Klappern, Fauchen und Stampfen unzähliger Maschinen ringsum. Und wir starren ins erlöschende Sonnenrot, und unsere unreifen Köpfelchen brüten sich selbst Dieses oder Jenes zusammen: immer heißer und fieberhafter brüten sie, Verworrenheiten und Albernheiten, eine wunderlicher als die andere, und jede ganz eigen und besonders. . .

Es wird aber kein richtiges Märchen daraus. Denn ein richtiges Märchen muß die Mutter vorerzählen.





Max Halbe

Fertig!



Fertig!

Eine Lebensstudie

„Sehen Sie, ich lebe nur noch aus Neugierde! Ich will nur wissen, was noch wird. Und wegen meiner Jungens natürlich auch. Aber sonst ... Sie können mir glauben, wenn ich jetzt umfiele, hier auf der Stelle, und wäre tot ... Mir könnte gar nichts Besseres passieren. Ich will nur Ruhe haben. Vollständige Ruhe! Und die hat man dann. Davon bin ich überzeugt. Ich weiß das sogar. Wirklich! Das glauben Sie mir wohl nicht?"

„O, gewiß, gewiß, Herr Heyn! Ich persönlich ... ich stimme Ihnen vollkommen bei. Ich bin auch überzeugt. Natürlich wissen ...?"

„Ja, ich weiß das. Meine Erfahrungen haben das bewiesen. Aber abgesehen davon ... Ich will nichts mehr denken. Das hält mich noch allein aufrecht, daß man dann nichts mehr denkt. Das wäre ja fürchterlich, noch einmal .... Aber das ist ausgeschlossen. Ja, und dann die Zukunft. Die interessiert mich noch. Schließlich, nichts als Neugierde! Neugierde!"

Er sprach in gewöhnlichem Ton, ohne eine Spur von Thuerei. Seine Stimme klang leise, wie immer, mit einem leichten nervösen Zittern. Bei jedem Schritt, den wir nebeneinander thaten durch die Dunkelheit, griff der Knotenstock in seiner Rechten weit aus und setzte sich mit einem feinen metallischen Aufstoß wieder auf den Kies der Chaussee. So Schritt um Schritt, Schritt um Schritt, eine Weile, während wir schwiegen.

Aber in mir raunte und redete es von der Menschenmisère und von der unendlichen Überflüssigkeit alles Lebens, und die Musik des Stockes und der Klang unserer Schritte auf der Chaussee brachten den Taktschlag, den Schicksalstaktschlag in die Melodie meiner Gedanken. Und ich betrachtete meinen Genossen von der Seite, welchem diese Erkenntnis wahr und wirklich geworden war, ein Selbstverständliches und Notwendiges, das er gerade so hinwarf, aus der Fülle seiner Überzeugung und der gewonnenen Resultate, wie Einer, der das auch noch hunderttausendfach ausdrücken kann, aber sich mit dieser einen Gabe begnügt, aus Überdruß oder Müdigkeit oder weil's ihm schließlich auch gleichgiltig war.

Und ich selbst ... Ich selbst ging hier neben ihm und wünschte noch etwas und wollte noch etwas, und das Leben winkte mir noch, und ich kam mir so eigentümlich grün und jung vor neben diesem Mann, diesem kaum dreißigjährigen Mann, welcher fertig war, so ganz fertig und reif zur Ruhe. Höchstens, daß ihn noch die Neugierde reizte, die Neugierde so ganz im allgemeinen.

Es überschauerte mich wie Hauch aus einer fremden Welt, und ich blickte mich um in der Dunkelheit, nach Menschen gleich mir und meiner Art. Da zogen sie, vor und hinter uns, in Scharen und Pärchen, oder allein. Ungewisse Gestalten im Flackern der spärlichen Laternen, hier und da am Chausseerand. Hinter uns war das Toben des Bocks verbraust, von dem wir heimschritten, unheimliche Karfreitagsgäste. Eine Pferdebahn schwankte an uns vorbei, vollgepfropft bis zum

Dach mit Menschenfleisch. Halloh und Gelächter verhallten in der Nacht. Rufe flogen uns zu. Aber wir hielten uns schweigsam und schritten fürbaß.

Und die Misère des Lebens drückte wieder auf meine Seele, stärker noch als vorher. Zwischen zwei Mühlsteinen verrieb es mich, zwischen dem Taumel und der Verödung, und ich wußte mir keinen Ausweg, wie ich diesen beiden entrann. Waren das wirklich die Angeln, in welchen die Welt sich dahinwälzte, nach Schicksalsschluß?

Da schrie es in mir auf: „Warum tobst du nicht auch wie die da? Warum trankst du nicht wie die alle und sogst den Saft der Stunde? Was willst du überhaupt?! Sinnlos! Zwecklos! Und ich biß die Zähne zusammen und wehrte mich gegen den Wahnsinn, welcher mich angrinste.

So zogen wir vorüber an den ersten Vorstadthäusern und kamen auf die Höhen über den Bahnhofsgeleisen von Westend. Zahllose Laternen flammten unter uns, rote und grüne, blaue und weiße, ein blitzendes Lichtmeer. Lokomotiven schnaubten, Pfiffe schrillten. Auf den stählernen Schienen rollte das Leben. Und in der Ferne, in der ganzen Weite des Nachthimmels vor uns, breitete sich ein rötlicher Dunst und Nebel, welcher die nächtliche Weltstadt kündete, in ihrer heißen Nähe und dem feurigen Atem. Über den unendlichen Häuserzeilen, die wir dort unten ahnten, hingen dick geballte Wolkenmassen, finster verschwommen gegen den feurigen Dunst, wie Rauchknäuel über lohendem Weltbrand.

Da erwachte mein Genosse aus seinem Schweigen, und er erzählte mir von den wechselnden Wegen, auf welche sein Muß ihn geworfen, und von der Unrast, welche ihn gehetzt wie einen Hund, von früher Jugend bis zu diesem Tage. Er erzählte erst stockend und langsam, dann schneller und lebhafter, aber immer mit der gleichen, leisen Stimme, und dem nervösen Zittern, daß man die innere Bewegung merkte, und wie jedes

Wort erkauft war mit seinem Fleisch und bezahlt war mit seinem Blut.

„Sehen Sie, an mir ist herumexperimentiert worden, von Kind an. Erst mein Vater und meine Lehrer und nachher . . . dann hat es das Leben besorgt. Und das hat's am besten verstanden. Sie wissen doch, daß ich Theologe werden sollte?"

„„Sie, Theologe? Nicht möglich! Sie?""

„Ja, ich war in Darmstadt auf dem Gymnasium. Meine Angehörigen wollten so recht was mit mir zu stande bringen. So recht eine Stütze des Staats und der Gesellschaft. Mein Vater war Offizier in holländischen Diensten gewesen."

Ich nickte.

„Ich war damals sehr fromm. Ich nahm mir alle möglichen kleinen Sünden zu Herzen. Ich war fürchterlich gewissenhaft. Betete z. B. peinlich mein Morgen- und Nachtgebet, und was so Geschichten mehr waren. Mit der Hölle hab' ich mich viel abgeplagt. Aber darauf kam's meinen Verwandten nicht an. Sie wollten einfach mit mir renommieren. Ich sollte etwas vorstellen. Vielleicht Hofprediger werden u. s. w. Aber ich kam nicht vorwärts. Das wollte mir absolut nicht in den Kopf, das Griechische und dann dies schreckliche Auswendiglernen! Diese Regeln! Wenn ich daran denke! Ich nahm das alles viel zu schwer. Natürlich gab's alle möglichen Reibereien mit den Lehrern und das Ende vom Lied war, daß ich einem eine Ohrfeige wiedergab. Er hatte mich immer schlecht behandelt. Schließlich ohrfeigte er mich. Ich war damals in Tertia. Ich ließ mir das nicht gefallen, und so kam's denn. Natürlich mußte ich weg. Mit dem Theologen und dem Hofprediger war's vorbei.

Ich hatte einen fürchterlichen Krach mit meinem Vater, — und dann sollte ich Offizier werden. Ich kam in ein Kadettenhaus und sollte mich vorbereiten. Aber damit war's auch nichts. Ich war schon viel zu eigen-

sinnig. Offizier werden wär mir schon recht gewesen. Ich war damals junkerlich bis zum letzten Faden. Das war ja auch ganz natürlich. Immer die Einflüsse von Hause! ... Und dann den ganzen Tag draußen sein und reiten! Reiten, das machte mir Spaß! Aber das Lernen paßte mir nicht mehr. Es war schon zu viel mit mir probiert worden. Na kurz, ich kam da auch nicht weiter. Natürlich war ich nun schon eine halb verbummelte Existenz.

Wär ich da bloß in einen praktischen Beruf hineingekommen! Aber ich lebte ja in einer Atmosphäre! Das alles war ja meinen Verwandten nicht gut genug. Mein Vater wollte noch einen letzten Versuch mit mir machen. Nach seiner Art. So brachte er mich in eine Reitschule in Göttingen. Ich weiß nicht, wie er sich das dachte. Ich sollte nachher in die Carriere als königlicher Stallmeister kommen. Bei irgend einer Gelegenheit sollte ich so einem hohen Tier vorgestellt werden, vielleicht meine Kunst zeigen, und dann würde sich das schon machen. Denn auf das Reiten verstand ich mich.

Ich lag natürlich den ganzen Tag auf dem Pferde. Das war mein Element. Hätte ich mir das träumen lassen, was noch alles aus mir werden sollte! Anschauungen hatte ich damals! Anschauungen! Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Es stellte sich heraus, daß ich nicht königlicher Stallmeister werden konnte. Dazu werden nur Offiziere genommen oder wurden genommen, was weiß ich! Mein Vater hatte das nicht gewußt. Wir hatten uns nie verstanden. Er hatte allerlei Pläne mit mir gehabt. Jetzt war's damit wieder nichts. Er gab mich so halb und halb auf. Nun konnte ich was Praktisches werden.

Ich war damals neunzehn Jahre alt. Wir hatten einen Verwandten, einen Gutsbesitzer in Hessen. Zu dem wurde ich geschickt. Ich mußte seine Leute beaufsichtigen. Na kurz und gut, so etwas wie Inspektor! Ich war also mit einem Mal Landwirt.

Wie mir das vorkam! Nun ganz allein. Der

Mann war ein ganz anständiger Mensch. Aber er hatte absolut keine Zeit, sich mit mir zu befassen. Er hatte noch alle möglichen Ämter und Nebenstellen. Wir sahen uns nur beim Essen. Kaum da. Wir hatten eigentlich gar keine Beziehungen. Ich war also ganz allein mit meiner Wenigkeit. Ich lernte natürlich nichts. Höchstens, was so von selbst kam. Und dann diese Einsamkeit! Meilenweit kein Mensch! Wenigstens nicht, was mir so schien. Die Leute verstanden mich nicht und ich sie nicht. Es waren auch noch zwei Kollegen da. Ein Oberinspektor und ein anderer! Aber mit denen kam ich auch nicht recht aus. Ich war das anders gewöhnt. Ich muß damals ein fürchterlicher Mensch gewesen sein. So war ich also auf mich allein angewiesen. Wie ich damals die Welt ansah! Ich glaub's manchmal selbst nicht mehr.

Natürlich kam ich auf alle möglichen Gedanken. Junger Mensch! Da lernte ich also meine spätere Frau kennen. Sie war Wirtschafterin auf dem Gut. Ich sah sie alle Tage. So ziemlich das einzige weibliche Wesen, das in Betracht kam. Und man war zwanzig Jahre alt! Sie siebzehn. Und die hübsche Nationaltracht! Ich verliebte mich eigentlich in die Tracht . . . Ja, Sie lachen!"

„„O, nein, durchaus nicht, bitte sehr! Ich begreife das vollkommen. Ich kann mir das so gut vorstellen! Ich freu' mich nur, wie Sie das alles so erzählen! So alles in dem gleichen Ton! Als ob das alles gar nichts sei! Und dabei doch wieder . . . . Man könnte die Fäuste ballen! Aber bitte, weiter!""

„Ja, das sagen Sie! Mir war das damals auch gar nichts. Wir verlobten uns einfach. Ich wollte sie schlankweg heiraten. Als ich das nach Hause schrieb, da war der Teufel los. Natürlich setzte ich erst recht meinen Kopf auf. Hätte man mich irgendwie darauf aufmerksam gemacht, wie ich mir das eigentlich dachte! wovon wir leben wollten! wie das werden sollte!

Wer weiß, ob ich mich nicht besonnen hätte! Aber da kennen Sie meinen Vater schlecht. Kein Wort von so etwas! Von vernünftigem Vorstellen! Bloß Flüche und Vorwürfe! Mein Stand und ihr Stand! Enterbung und Verstoßung und solche Scherze mehr! Natürlich hielt ich nun erst recht fest.

Da kam mir der Gedanke mit Amerika. Ich stellte mir das in den glänzendsten Farben vor. Es konnte mir gar nicht fehlen. Meine Frau stimmte mir bei. So zogen wir los. Drüben heiratete ich sie. Und hinter mir warf mein Vater mir seinen fürchterlichsten Fluch nach. Es ist damals ein Dokument aufgesetzt worden, worin ich feierlichst enterbt wurde. Mich ließ das alles kalt. Mit meinem Vater war ich fertig."

„„Und wie stehen Sie heute zu Ihrem Vater?""

„O, ganz gut. Natürlich, ich war nicht untergegangen. Ich brachte sogar noch Geld mit. Was denken Sie sich, das imponierte doch meinem Vater! Solchen Leuten imponiert nur der Erfolg! Er hielt es für seine Pflicht, äußerlich wieder anzuknüpfen, und ich kam ihm entgegen. Aber wir sind uns fremd. Er weiß, was ich von ihm halte. Das sind alles Vorurteile, mit der Vaterliebe und sonst! Ich kenne keine Vaterliebe! Ich kenne nur noch die allgemeine Menschenliebe und vielleicht die Mutterliebe! Vielleicht! Ich bin mir noch nicht klar, ob das nicht auch nur Egoismus ist. Aber alles andere ist Vorurteil!

Vorurteile! Ja, die brachte ich genug mit nach drüben. Das ist der Vorteil, wenn man rauskommt, in ein fremdes Land. Sie glauben gar nicht, wie mir das hier alles verbarrikadiert vorkommt! Jetzt! Mir ist das alles so klar. Ich begreife gar nicht, daß die Leute das nicht einsehen! Aber damals war ich selbst so vollgepfropft mit Vorurteilen. Das mußte ich alles über Bord werfen. Wenn ich zurückdenke, wundre ich mich, daß ich nicht untergegangen bin. Es hat auch ein paarmal nicht viel gefehlt.

Zuerst fingen wir ein Barbiergeschäft an. Denken Sie sich, aufs Geratewohl ein Barbiergeschäft! Mitten in einer kleinen Stadt.

Wir blieben in New York. Englisch konnte ich nicht. Meine Frau natürlich auch nicht. Ich hatte von Hause noch tausend Dollars mitbekommen, als Reisegeld. Mein Vater war ja froh, daß er mich los war! So, als letzte Abfindung! Die gingen natürlich drauf. Nach drei Monaten waren wir fertig. Und dann ging erst das Leben los. So lang waren wir ja Bourgeois gewesen, immer noch Europäer. Aber dann kam's! Dann kam's ..."

Mein Genosse atmete tief auf, während wir schon durch die menschenleeren Straßen von Charlottenburg schritten, und unter unseren Sohlen das Pflaster klirrte, daß die Häuser den Klang zurückwarfen, die dunkeln Häuser mit ihren erloschenen Fenstern gleich stieren Augen. Und mein Nachbar erzählte weiter in seiner gedämpften Art, und schwenkte seinen Stock, und das dumpfe Dröhnen unserer Schritte geleitete uns.

„Ich weiß, was das heißt, Proletarier werden! Ich hab' das kennen gelernt, wie man so allmählich vertiert. Wenn ich abends nach Hause kam, von der Arbeit, in der ersten Zeit legte meine Frau immer eine weiße Decke über den Tisch, das Essen stand auf der Decke, und Teller und Messer und Gabeln dabei. Da waren wir noch bourgeoisistisch angehaucht. Da mußte noch alles nach was aussehen. Sonst fühlten wir uns nicht wohl. Aber nachher kam für die weiße Decke ein Wachstuch, und dann blieb das auch weg. Das Essen stand auf dem bloßen Tisch in einer Schüssel, und ich fuhr mit dem Löffel rein und aß mit einer Gier! Da macht man keine Umstände, wenn man den ganzen Tag auf dem Gerüst gestanden hat. Da wird Einem alles egal. Bloß satt werden! Satt werden! Ich schlang das runter und wenn ich voll war, ging ich ins Nebenzimmer und warf mich aufs Bett. Manchmal brannte ich mir noch eine Pfeife an und las in 'ner deutschen

Zeitung. Aber schließlich auch das nicht mehr! Kaum lag ich, dann schlief ich und gleich durch bis zum Morgen. Und am Morgen ging's von neuem los. Ja, da sah ich erst, was das Leben war! Da lernt' ich's erst von der richtigen Seite kennen. Das muß man durchgemacht haben! Und dann keine Aussicht, daß es mal anders wird! Proletarier bleiben!"

„„Ja, da liegt's,"" warf ich ein. „„Proletarier bleiben! Was waren Sie, wenn ich fragen darf?""

„Ich polierte zuerst. Aber damit war nichts zu verdienen. Das wird schlecht bezahlt. Was blieb mir weiter übrig! Ich verstand ja nichts. Zum Polieren gehört dort nicht viel. Anders als hier. Ich war froh, daß ich dabei ankam. Ich war ja so schrecklich unpraktisch. In jeder Beziehung. Ich fand mich furchtbar schwer in das Leben. Auch mit der Sprache und meinen Kollegen. Das machte mir alles solche Schwierigkeiten, mich da hineinzufinden! Das waren die Früchte meiner Erziehung. Erst allmählich ging mir das auf. Ich mußte das alles erst lernen, eigentlich von der Pike anfangen. Die einfachsten Handgriffe! Dabei kam ich nicht weiter. Ich war zu schwerfällig, das ganze System ekelte mich an. Diese wahnsinnige Konkurrenz! Dies gegenseitige Übertölpeln! Dies Ducken nach oben und Drücken nach unten! Das wurde mir alles viel schwerer als den anderen. Ich empfand alles so schrecklich! . . .

Ich wehrte mich, so lang es ging. Aber ich kam nicht weiter. Bis mir das Wasser am Halse saß. Ich hatte die Wahl, unterzugehen, oder es zu machen, wie die anderen. Mit meinem Lohn als Polierer war nicht zu leben. Meine Frau hatte eine Stelle als Aufwärterin, nachher als Dienstmädchen. Aber das half auch nicht viel. Da war guter Rat teuer. Das Schiff war am Versinken.

Aber ich hatte schon ausgelernt. Ich sah, wie's die anderen machten. Ich war schon geschmeidiger geworden. Ich sagte mir: Jetzt machst du noch einen

Versuch. Wenn der mißglückt, dann giebst du's auf. Aber frech! frech! ... Ich wußte, daß Lackierer besser bezahlt wurden. Es wurde damals viel gebaut. Auf den Neubauten braucht man Lackierer. Wissen Sie, zu den Thüren und Fenstern u. s. w. Ich hatte keine Ahnung, wie man das macht. Aber warum sollte ich das nicht ebenso gut können, wie die anderen. Sie sehen, ich paßte mich schon an. Ich ging einfach zu einem Unternehmer, es war ein Deutscher, ein fürchterlicher Schinder, und fragte, ob ich eine Stelle als Lackierer bekommen könne. Er fragte mich: „Haben Sie schon lackiert?“ „Selbstredend,“ antwortete ich, „sonst stünd' ich nicht hier.“ „Wo?“ fragte er, „da und da,“ sagte ich und wußte natürlich, daß er nicht nachfragen würde. „Wieviel verlangen Sie?“ fragte er. „Unter sieben Dollar die Woche kann ich's nicht machen.“ „Schön,“ sagte er, „sollen Sie haben, aber leisten Sie nichts, werden Sie entlassen.“ „Selbstredend,“ sagte ich und ging. Die Stelle hatte ich also.

Am nächsten Morgen trat ich an. Ich sah so 'n bißchen von der Seite, wie's die anderen machten, und fing an. Erst so, dann so. Das ging ja. Aber neben mir stand einer, der war hingesetzt, aufzupassen. Den kaufte ich mir. Ich horchte ihn erst ein bißchen aus. Er schien zugänglich. Ich gab ihm Schnaps und versprach ihm die Hälfte von meinem Wochenlohn der ersten Woche. Dafür zeigte er mir die Handgriffe. Schwer war das ja nicht. Man mußte es nur wissen. Ich hatte das bald kapiert, und nach vier Wochen lackierte ich, als wenn ich nie was anderes gethan hätte.

Ich blieb da ziemlich lange. Zuerst dachte ich jeden Tag, ich werde rausgeworfen. Der Unternehmer, er hieß Lindner, paßte auf wie'n Luchs. Jeden Abend stellte er sich vor den Ausgang, wenn wir von der Arbeit rauskamen, und entließ die Untauglichen. In Amerika giebt's keine Kündigung. Sie wissen nie, ob Sie nicht morgen auf dem Pflaster sitzen. Das gehört

mit zum System. Vollständige Freiheit zum Verhungern. Es hat ja auch sein Gutes. Wenn's Einem nicht gefällt, geht man. Man ist wenigstens nicht gebunden ... Der stellt sich also vor den Ausgang und zeigt mit dem Finger: „Sie können gehen, und Sie gehen und Sie und Sie." Auf mich zeigte er aber nicht. Da bekam ich Mut. Hollah, dachte ich mir, du mußt doch was leisten, der entläßt dich nicht. Ich wunderte mich über mich selbst. Aber das machte mich sicher. Ich drang schon mehr in das System ein. Ich sah, wie es gemacht wird. Ich fing an, rücksichtslos beiseite zu stoßen, was mir im Wege stand. Ich sagte mir, entweder du trittst oder du wirst getreten ... Es blieb mir nichts anderes übrig. Es that mir innerlich selbst leid, wenn ich so einen armen Kerl beiseite stoßen mußte, der doch dasselbe Recht hatte, wie ich. Aber da gab's keine Kameradschaft. Verdienen! Verdienen! Das ist das System! Daraus resultiert alles, da treibt immer einer den anderen! Leben ist das gar nicht zu nennen! Alles ist auf gegenseitige Übertrumpfung eingerichtet. Jeder sieht im anderen seinen Todfeind, der ihm die Dollars wegschnappt. Einer überhetzt immer den anderen.

Wissen Sie auch, daß ich gedacht habe, ich bin im Begriff verrückt zu werden, oder ich bin's schon.

Aber ich überwand das auch. Und schließlich fand ich Gefallen an dem Treiben. Dann wurde ich immer sicherer. Ich verlangte eine Lohnerhöhung und bekam sie. Ich lernte vor allem meine Verdienste ins richtige Licht setzen. Natürlich ging das nur auf Kosten der anderen. Aber man wird zur Bestie. Und dann lernte ich, niemals so thun, als könnte ich etwas nicht. Ich sah, daß es nur darauf ankam, frech zu sein. Da war ich schon auf dem besten Wege.

Ich ging dann bald von meinem ersten Chef weg und kam zu einem von seinen Konkurrenten. Der hatte mich lange haben wollen. Da machte ich einen Hauptkoup. Es war gemein, herzensgemein, aber es half

mir. Ich mußte irgend was machen, was mich weiter brachte. Wenn die anderen nicht darauf kamen, war das ihre Schuld. Sie hatten vollständige Freiheit. Sie sehen, ich war schon ganz im System drin. Ich war den anderen schon über. Die Thüren wurden gewöhnlich zweimal lackiert. Aber der richtige Glanz kommt erst bei der dritten Lackierung. Bei Tage war dazu keine Zeit. Wir hätten sonst nicht das vollständige Quantum zu stande gebracht. Ich ging also bei Nacht hin und lackierte mein Teil noch ein drittes Mal über. Wir hatten natürlich Mondschein. Wenn sie trocken waren, zeigte ich dem Chef meine Thüren. „Sehen Sie, die sind von mir, und nun vergleichen Sie die mal mit den anderen.“ Der Unterschied war natürlich klar. Das imponierte ihm. Selbstredend hatte niemand eine Ahnung, daß ich nachts hinging.

Das setzte ich eine Zeit fort. Das half mir durch. Ich wurde da Werkführer. Da war ich schon über das Gröbste hinaus. Ich sparte schon Geld.“

„„Und wie ertrug Ihre Frau das Alles?““ fragte ich.

„Meine Frau? Ja, das war noch das Schlimmste. Das Schlimmste hab' ich überhaupt noch gar nicht erzählt. Das kam noch erst. Unser Verhältnis war zuerst ganz erträglich. Natürlich sah ich bald, daß das alles nicht so war, wie ich mir gedacht hatte. In New York sah sich das ganz anders an, als auf dem Gut meines Onkels in Hessen. Meine Frau war wirklich ungebildet, aus einfachen Verhältnissen. Ihre Eltern waren gewöhnliche Bauersleute. Aber die Frauen haben ja so einen Takt. Sie eignete sich das alles ziemlich schnell an, äußerlich. So lange sie gesund war, ging es. Und wir sahen uns auch nicht viel. Die ersten Jahre fanden wir uns ab. Ich bedachte auch immer, daß ich doch eigentlich die Ursache war, und wie schwer ihr das alles werden mußte. Sie hatte sich das wahrscheinlich auch anders vorgestellt.

Wir sollten das erste Kind bekommen. Das war

gerade, als ich mal längere Zeit ohne Arbeit war. Es war absolut nichts zu finden. Es war eine fürchterliche Krisis, besonders auch im Baugeschäft, und wir saßen wohl Tausende auf dem Trocknen. Nun gerade in der Zeit! Es kam nichts und kam nichts. Die paar Spargroschen gingen drauf und ich sollte meine Miete bezahlen. Schließlich wußte ich mir nicht anders zu helfen. Ich ging in ein Abzahlungsgeschäft, machte eine kleine Anzahlung und bekam dafür Möbel. Die verkaufte ich dann wieder, und so hatte ich vorläufig etwas Geld. Bis zur nächsten Abzahlung hoffte ich wieder etwas zu finden. Ja, es blieb mir nichts anderes übrig, wenn wir nicht auf die Straße wollten. Ich bezahlte meine Miete, und so konnten wir wenigstens die Geburt abwarten. Das kostete auch noch Geld. Das Kind wurde totgeboren und meine Frau litt fürchterlich.

Und nun standen wir vor dem Nichts. Wenigstens mit dem Abzahlungsmenschen fand ich mich ab. Er war anständig und stundete mir, bis ich Arbeit hätte. Aber der Wirt warf uns zum Hause raus. Da saßen wir. Meine Frau vermietete sich als Amme in einer jüdischen Familie, es waren Deutsche. Und ich . . . Ich kam bei einem Bekannten unter, einem Restaurateur. Ich wohnte im Keller und schlief so halb auf den kahlen Fliesen. Es war im Winter. Ich fror fürchterlich und hatte nichts oder wenig zu essen. Damals hatte ich den Gedanken, mich aus der Welt zu schaffen. Ich war sehr nahe daran. Ich war's satt und dachte nicht, daß ich nochmals aufkommen würde.

Ich weiß eigentlich selbst nicht, warum ich's nicht gethan habe. Vielleicht habe ich an meine Familie gedacht. Ich nahm mir vor, es noch einmal zu versuchen.

Eines Tages ging ich auf der Straße. Es war ein großer Auflauf. Mitten drinn saß ein Mensch, und zeichnete nach einer Photographie. Alles starrte und gaffte. Man konnte die Porträts gleich mitnehmen.

Ich dachte mir, das kannst du auch. Ich ging und übte mich zwei Tage im Zeichnen. Dann fing ich auch an. Ich hatte bald Zulauf. Nach einiger Zeit hatte ich ein Stück Geld verdient. Davon konnte ich doch wieder menschlich leben. Ich hatte das nicht mehr gedacht. Es war mir auch egal. Ich arbeitete nur noch mechanisch. Aber ich hatte Glück.

Ich bekam meine frühere Stelle als Werkführer. Die Zeiten hatten sich gebessert. Ich kam wieder in das System. Als Werkführer war ich auch schon so 'n kleiner Unternehmer. Die großen Unternehmerfirmen, die oft ganze Stadtviertel bauen, übertragen ihren Werkführern wieder mehrere Häuser. Man bekommt eine Summe ausgesetzt, davon muß man die Löhne und das Material bestreiten. Was man erübrigt, ist der Profit. Die Firma hat wieder ihren eigenen Profit. Nun muß man das rausschinden an den Löhnen und am Material, überhaupt an den Herstellungskosten. Je schneller gearbeitet wird, desto besser. Zeit ist Geld. Natürlich giebt's nur Akkordarbeit. Einer überarbeitet immer den anderen. Vorher war ich selbst ausgenutzt worden. Jetzt nutzte ich meinerseits aus. Wenn man erst so weit ist, hat man Aussichten. Darum drängt sich auch alles nach diesen Stellen. Dabei wird immer verdient.

Ich machte es wie alle anderen. Ich benutzte das System. Ein Arbeiter überhetzte immer den anderen. Jeder bekam sein Haus. Ich ging zu dem einen ins eine Haus und sagte: „Du, dein Kollege im anderen Haus ist schon weiter." „So," sagte er, „schon weiter? Da muß ich mich auch dranhalten," und arbeitete wie wahnsinnig. Dann ging ich zu dem im anderen Haus und sagte: „Du, dein Kollege da wird wohl eher fertig werden. Arbeitet schneller." Natürlich arbeitete der noch wahnsinniger, und so einer immer über den anderen. Da kommt man weiter, d. h. der Unternehmer.

Ich verdiente so nach und nach an 1000 Dollars. Das war mein einziger Gedanke. Geld! Geld! Geld!

Ich lebte nur für die Dollars. Ich war schon so ziemlich Amerikaner. Ich hatte noch manchmal Anwandlungen, aber immer seltener. Ich wußte, daß das eigentlich kein Leben war, daß so langsam alles in mir erstickt wurde. Ich konnte das ganz genau verfolgen. Aber das System hielt mich fest. Ich kam nicht los. Wenn ich nicht wieder alles aufs Spiel setzen wollte, mußte ich mit. Und je mehr ich hatte, desto größer war die Gefahr, daß mit einem Schlage alles wieder verging. Also mußte ich noch um so mehr dahinter sein. Darin liegt die Konsequenz des Systems. Man muß das erfaßt haben. Man endet als Millionär oder als Lump auf der Straße. Vorher wissen kann man es nie. Aber es läßt einen nicht los, das Räderwerk. Bis zum letzten Augenblick ist man nicht sicher. Und mittlerweile erstickt alles in einem. Das hatte ich vor Augen.

Aber ich hatte mich schon damit abgefunden. Ich dachte mir, dein Leben ist doch verpfuscht. Egal ist's doch. Jetzt willst du wenigstens als reicher Mann sterben. Deine Kinder sollen nicht in die Tretmühle gehen.

Es glückte mir auch weiter. Ich trat nachher in ein Geschäft für Mahagonifabrikate ein. Wir beizten billiges Holz und verkauften es für Mahagoniholz. Einmal war die Beize schlecht geraten. Das Holz war hell geblieben. Das war ein großer Schaden. Es handelte sich um einen bedeutenden Posten. Ändern ließ sich es nicht mehr. Da kam ich auf den Gedanken: wir verkaufen das als *weißes* Mahagoniholz. Mein Chef war ganz glückselig über den ingeniösen Einfall. Das Holz ging reißend ab. *Weißes* Mahagoniholz! Denken Sie sich, die Seltenheit! Das Publikum war genasführt und wir hatten den Profit. Das System hatte sich wieder glänzend bewährt. Was konnten *wir* dafür! Warum *war* das Publikum so dumm! Mein Chef bedauerte nur, daß er nicht noch mehr von dem weißen Mahagoniholz hatte.

Dann bekam ich ein Anerbieten als Häuseragent. Ich stand im Solde einer Baufirma und mußte etwaigen

Käufern die Vorzüge der Häuser ins glänzendste Licht setzen. Ich habe auch einer ganzen Anzahl solche Häuser angedreht. Ich wußte die Leute zu nehmen. Das hatte ich gelernt. Man spekuliert auf jede Blöße. Da setzt man ein. Die Menschen sind überhaupt weiter nichts als Zahlen, mit denen man zu rechnen hat. Wer das am besten versteht, hat sie alle im Sack. Darin liegt die ganze Moral des Systems. Darum dreht sich alles. Sie sehen, der Begriff Mensch hat da gar keinen Platz. Aber wozu auch? Wenn man nur verdient!

Ich verdiente auch wirklich. Es ging mir gut. Aber ich hatte keinen Spaß mehr dran. An nichts. Als ich ungefähr zehn Häuser verkauft hatte, machte mir mein Chef den Vorschlag, als Kompagnon einzutreten. An dem Tage, als ich unterschreiben sollte, starb meine Frau."

„„Ihre Frau!"" fragte ich erschreckt, „„und wie war das mittlerweile geworden?!""

„Ja, diese letzten Jahre waren schrecklich. Seit der Geburt hat sie sich nicht wieder erholt. Ich sagte Ihnen doch, daß sie in der jüdischen Familie Amme geworden war. Nach einigen Wochen bekam sie das Fieber. Es hieß, die Milch sei ihr zu Kopf gestiegen. Sie konnte nicht mehr nähren. Das Kind wurde krank. Die Leute warfen mir vor, ich hätte von der Krankheit meiner Frau gewußt. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt. Trotzdem nahmen sie sich ihrer an. Sie hatten sie gern, und schafften sie auf ihre Kosten ins Krankenhaus. Ich konnte ja nichts thun.

Sie lag anderthalb Jahre. Als sie wieder rauskam, war sie vollständig gebrochen. Mit einundzwanzig Jahren. Die Ärzte sagten, sie wird nicht wieder gesund! Es kann morgen zu Ende sein. Es kann auch noch ein paar Jahre dauern. Vorhersagen läßt sich das nicht. Das waren die Folgen der Geburt und der Not gleichzeitig. Sie hatte ein unheilbares Nierenleiden. Sie kränkelte und kränkelte. Natürlich war sie reizbar und verdrießlich, wie alle Kranken. Tolstoi hat recht,

die Liebe ist weiter nichts als Sinnlichkeit. Sinnlichkeit und Egoismus, das sind die Grundlagen, auf denen jedes Zusammenleben beruht. Jeder Teil sucht seinen Vorteil. Fällt das weg, dann wird die Ehe zur Hölle.

Allmählich fing ich an, meine Frau zu hassen. Wenn ich sie ansah, stieg es mir auf. Ich konnte sie nicht essen sehen! Jede Bewegung war mir widerlich, die sie machte! Ich haßte sie, wie meinen Todfeind. Aber ich zeigte ihr das nicht. Ich durfte ihr es nicht zeigen. Sie konnte doch nichts dafür. Das wollte heraus und schrie! Aber ich hielt ihm den Mund zu und bändigte es!

Das dauerte vier Jahre! Allmählich kam ich auf den Standpunkt, da sagt man nichts mehr. Ich hatte gar nicht mehr das Bedürfnis. Ich war ganz abgestorben. Wir lebten so neben einander. Das Einzige waren die Kinder. Es waren trotz allem noch zwei gekommen. Ich hatte abgeschlossen. Ich hatte keinen Wunsch mehr und keine Leidenschaft. Auch die Dollars machten mir nicht mehr Spaß. Da starb meine Frau. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Sie hat nie erfahren, wie mir eigentlich zu Mut gewesen ist. Ich hab ihr das wirklich verheimlicht . . . . . .!"

„„Wie sind Sie eigentlich zurückgekommen?"" fragte ich nach einer Pause.

„Wie gesagt, ich sollte gerade den Kontrakt als Kompagnon unterschreiben. Ich hatte die Wahl, in Amerika zu bleiben oder nach Deutschland zurückzugehen. Blieb ich da, dann riskierte ich, daß eines Tages alles umsonst gewesen war. Man kann da seiner Sache nie ganz sicher sein. Ich mußte dann vollständiger Amerikaner werden. Ich mußte den Kriegszustand in Permanenz erklären. Das wenige, was ich noch vom alten Menschen hatte, ging dann auch drauf. Aber das war mit einem Mal wieder aufgewacht. Und dann wollte ich meine Kinder in Deutschland erziehen lassen.

Ich entschloß mich kurz, brach meine Beziehungen ab und kam zurück. So bin ich hier. Es lebt sich

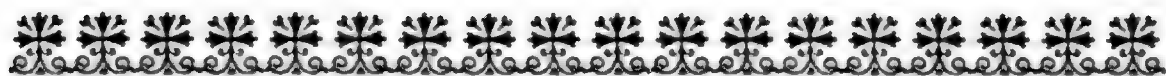
hier besser, trotz aller Vorurteile, die man in Kauf nehmen muß. Mein Vermögen ist nicht groß. Dazu war ich nicht lang genug drüben. Das sollte erst noch kommen! Aber es konnte ebensogut verloren gehen! Für die nächsten Jahre reicht's hin, und für die Erziehung meiner Jungens. Nachher bin ich fertig. Dann hab' ich nichts weiter zu thun."

„„Und erwarten Sie wirklich nichts mehr vom Leben?""

„Nein, das System hat mich ruiniert. Dies verfluchte System, welches die Menschen zu Bestien macht! Ich bin mir jetzt vollständig klar darüber, auch theoretisch. Sie wissen, ich beschäftige mich sehr viel damit. Ich will nur wissen, wie das mit dem System noch wird! Darum interessiert mich die Zukunft. Nennen Sie es Neugierde oder wie Sie wollen! Ich bin dahin gekommen, keinem Menschen mehr was vorzuwerfen! Ich begreife alles. Ich verstehe alles! Ich halte mich nur an das System. Das muß weg! Das möchte ich noch erleben! Sonst ist mir alles egal. Dies niederträchtige System!"...

Und er hielt meine Hand und drückte sie in der seinen und schritt von dannen, gesenkten Kopfes. Ich aber stand und blickte der untersetzten Gestalt nach, lange, lange, in die Dunkelheit, darinnen sie untertauchte, tiefer und tiefer.





Heinrich Hart

Kinder des Lichts



Kinder des Lichts

Zwei Skizzenblätter

Vor meinen Augen zerflattert der Nebel. Eine strahlende Weite thut sich auf. Schwärme von Silberreihern stehen in der Luft, seidig glänzenden Wolken gleich. Langsam schweben sie gen Süd. Und wie ich ihnen nachschaue, fühl' ich die Lust, die Kraft, wie sie emporzusteigen. In raschem Fluge gleit' ich durch klares warmes Blau. Über Felsen dahin, die purpurblühendes Gerank schmiegsam umschlingt. Über tausend Gärten, die ihre Lianenarme mir entgegenbreiten, mit ihren Blumenaugen mir lachend winken. Jeder Garten umrahmt ein weiß schimmerndes Marmorhaus mit Wänden, zart und durchbrochen wie Spitzengeweb. Unter Ulmen ruhen rosenleibige Menschen, ihre Gesichter hell von einem Lächeln, das nie erlischt. Und eine Stimme glaub' ich zu hören: Wohin willst du? Laß dich nieder zu uns, den Kindern des Lichts. Bleibe bei uns im Sonnenland, im Lande der Zukunft, in Avalun! . Mich aber reißt ein Wirbel hinweg, ein eisiger Hauch durchschüttelt mein Blut, graues Gewölk umdrängt mich, verfinstert die Luft, drückt mich zu Boden . . . Was ist

uns — uns ein Licht, das nie erlischt? Uns Kindern der Dämmerung. Und doch — kommt nicht einst der Tag, da wir reif und stark sind, es zu ertragen? Schon heut' in den Stunden der Sehnsucht leuchtet dann und wann ein Strahl in unsre Trübnis herüber. Und schon heut' wandelt dann und wann einer unter uns, dessen Seele kaum noch vom Dunkel weiß, ein Vorbote künftiger Geschlechter. Ohne Irrung ist sein Weg, sicher führt ihn die innere Helle. An ihm vorbei treiben die Staubwirbel des Leids, des Zweifels, des Hasses, ohne ihn zu treffen.

Einen und noch Einen hab' ich gekannt, die über Schuld und Schmerz hinwegglitten, wie über Schnee. Wo wir andern einsinken bis zum Knie, hinterließen sie kaum eine Spur. Ein Jünger des Gekreuzigten, des Erbarmers der Eine, ein Nachkomme hellenischer Götter der Andere. Aber des Einen Herz und des Anderen Nerven und Sinne waren immerfort dem Lichte zugewandt, wie die Blumen des Helianthus. Und wie von Sonnenlicht bestrahlt tauchen ihre Gestalten in meiner Erinnerung auf .....

Vincenz

Achtzehn Jahre alt ... Einen Augenblick seh' ich mich selbst ganz deutlich vor mir — die eckige, ungelenke Knabengestalt und ich höre mich rufen: Nimm mich mit, Vincenz! Damals kannt' ich euch noch nicht, ihr Augen des frühen Todes. Aber schauernd empfand ich es dann und wann, daß ein Mensch mit diesen Augen, die immerdar in sichtlose Ferne spähten, nur hineinragte in die Dinge dieser Welt, nicht aber hineingehörte, wie wir, die aus dichterem Erdstoff Geballten. Er war ein Jahr älter als ich. Wir saßen zusammen in Prima und er gerade in der Bank hinter mir. Wenn ich mich umwandte, sah ich sein derbes, knochiges Gesicht, die Stirn halb verdeckt von dem straffen, hellblonden Haar. Es war nichts Krankhaftes an ihm; nur die Augen glänzten wie aus zartem Nebel hervor und der feine

Mund paßte übel zu der starken Nase und dem kräftigen Kinn. Umgang pflegte er mit keinem von uns und so wußt' ich wenig von ihm. Selten auch mischte er sich in unser Streitgespräch, an dem wir anderen vor Beginn des Unterrichts uns ereiferten. Aber er horchte aufmerksam zu und stets war sein Gesicht hell von einem Lächeln innerer Teilnahme. Eines Morgens, als ich mit drei Mitschülern über Gott und Unsterblichkeit mich heiser stritt, zupfte mich Vincenz plötzlich am Rock. Unwillig dreht' ich mich um, doch sein Auge entwaffnete mich sofort. Er sprach gewöhnlich mit etwas schwerer, unbeholfener Stimme, und als ich fragte: „Was willst du?“ antwortete er fast stotternd: „Du! kann ich wohl mal zu dir kommen, oder kommst du lieber zu mir?“ Ich stieß nur ein Ja, ja natürlich! hervor und wandte mich wieder. An das Versprechen dacht' ich nicht weiter. Abends aber, als ich auf meinem Zimmer hockte, fühlt' ich eine Beklemmung, als ob ich etwas versäumt. Ich wußte nur nicht was. Auf einmal gingen mir ganz in dem Tonfall, wie ich sie gehört, die Worte durch den Sinn: Oder kommst du lieber zu mir? Und ich wiederholte innerlich drei, vier Mal: Ja, ja ich komme. Das Gefühl, das ich dabei empfand, wurde ich die ganze Nacht hindurch nicht los. Es bannte mich so, daß ich am anderen Tage, sobald ich Vincenz sah, auf ihn zustürzte und herausplatzte: Du! ich komme heut' zu dir. Er nickte und strich mir leise über die Schulter. Nachmittags ging ich zu ihm. Er wohnte in einer schmalen Gasse, die zum Dome führte. Durch die niedere Hausthür trat ich unmittelbar in die dämmrig dunkle Küche. Eine arbeitsalte Frau stand am Herde und wusch Geschirr auf. Sie drehte sich halb zu mir und sagte in müdem, schleppendem Ton: „Sie wollen wohl zu Vincenz? Da! . .“ Hinter der Thür, auf die sie wies, war ein Gemurmel wie von vielen Stimmen. Und als ich sie öffnete, blieb ich überrascht stehen. In der kleinen Stube, die von einem welken Sofa, einem Tisch und

einem Stuhl fast ausgefüllt wurde, saß Vincenz zwischen sieben oder acht Kindern. Er auf dem Sofa, die Kleinen neben ihm und auf seinen Knieen. Er las aus einem Buch Verse vor und die Kinder sprachen sie ihm nach. Als er mich sah, setzte er die beiden, die er auf dem Schoß hielt, zu Boden, erhob sich und trat linkisch auf mich zu. Er schien etwas sagen zu wollen, errötete aber und drückte mich, ohne zu reden, auf den Stuhl nieder. Dann wandte er sich zu den Kindern, die sich scheu zusammengedrängt hatten, und rief: „Nu, Kinderkens, lauft mal in die Küche zur Besmoer;*) nachher hol' ich euch wieder 'rein!“ Eifrig stürzten alle der Thür zu und hinaus. Nun erst bot mir Vincenz die Hand und sagte unvermittelt: „Hast du schon die Urania von Tiedge gelesen? Aus dem Gedicht les' ich den Kinderchen vor. Es sind Nachbarkinder. Sie kommen fast jeden Tag zu mir.“ „Ist dir das nicht lästig?“ „O nein, gewiß nicht. Ich hab' ja die Hauptfreude davon. Ach, sie — ach sie sind alle so lieb und verstehen ganz gut, was ich ihnen vorlese. Ich meine, sie fühlen das Schöne und Gute darin. Hast du nicht gemerkt, wie sie alle die Hände falteten?“ „Aber was wolltest du von mir?“ „Von dir — ich? Ja so! Du mußt mir nicht böse sein, daß ich dich — — Ich habe gehört, du liest so viel, und da —, da möcht' ich manchmal mit dir sprechen über —. Es gehen einem so viele Gedanken durch den Kopf beim Lesen. Kennst du das Verlorene Paradies?“ „O ja, das heißt nur strichweise.“ „Ich eigentlich auch nur. Ich lese immer wieder die Schilderung vom Garten Eden; darüber komm' ich fast nie heraus. Da fällt mir das Buch auf den Tisch und ich träume davon, wenn doch die ganze Erde so ein Garten sein möchte und die Menschen alle so wie Adam. Geht es dir nicht auch so?“ Ich lachte. „Mir? Das kann ich nun g'rad nicht sagen. Die Stelle ist ja

*) Großmutter.

herrlich. Aber fast noch besser gefällt mir der Luzifer. Was ist das für ein Kerl!" „O ja, gewiß. Aber mir ist das Stille, Reine, Friedliche lieber. Und da fällt mir ein — möchtest du mir wohl deine Bibel leihen? Auf ein paar Tage. Nicht das alte Testament. Das kenn' ich schon. Es ist meistens so düster —, so viel Feuerrauch darin. Aber das neue —". „Ich denke, ihr Katholiken dürft die Bibel nicht lesen". „Wer sagt das? Ich glaube, du hältst nicht viel von unsrer Kirche. Du mußt sie dir nicht so schlimm vorstellen. Ich möchte meinem Glauben nie untreu werden, aber ich weiß gar nicht alles, was die Kirche lehrt. Ich denke mir, diese Verbote sind nur für die — für diejenigen da, deren Herz krank ist. Wer so recht von Herzen Gott und die Menschen lieb hat, der hat alle Gebote und Verbote in sich selbst." Mit jedem anderen hätt' ich mich nach diesen Worten in ein Gefecht eingelassen. Aber Vincenz Wagemann scheut' ich mich zu widersprechen. Alles, was er sagte, kam fast kindlich heraus, kindlich im Ton. Und doch hatt' ich stets das Empfinden einer Reife bei ihm, die so viel stärker war, als meine gärende Unreife, wie der Tag stärker ist, als das flackernde Licht . . .

* * *

Acht Tage später schritt ich auf einem Waldweg der Heide zu. Als ich zwischen den Bäumen hervor in die weite Lichtung trat, sah ich dicht vor mir auf dem sandigen Heideweg Vincenz Wagemann gemächlich dahinschlendern. Laut rief ich: „He! nimm mich mit, Vincenz!" Mit einem Ruck kehrte er sich um. Als ich aber zu ihm herankam und ihm die Hand bot, starrte er mich erst eine Weile an, wie ein eben Erwachender. Dann plötzlich lachte er auf, packte meine Hand schüttelnd mit beiden Händen und murmelte fast zärtlich: „Du! Du! Das ist hübsch. Willst du ein Stück mit mir? Ich muß nach Roxel zu meinem Öhm." Ich nickte und schweigend schritten wir nebeneinander durch das starre Heidekraut. Die Sonne glitt müde dem

Westen zu. Noch aber war die Luft wie ein warmes Bad. Und von der Erde auf stieg es wie heißer, herbduftiger Atem. Kein Laut ringsum. Nur am Grunde ein leises, verschleiertes, unablässiges Raunen und Surren wie ein Abhall fernen, unterirdischen Gesanges. Sonnentrunkne Stimmung überkam mich. Ich warf mich in das Riet, wühlte den Sand auf, rollte eine Strecke weit hin und hob mich dann auf die Knie und flüsterte: Licht! Licht! ich bete dich an. Mit jähem Griff faßte mich Vincenz am Arm und riß mich in die Höh'. Dabei lachte er mich fröhlich an. Nur seine Augen blickten ernst und bittend. Und bittend klang seine Stimme: „Thu das nicht! Es ist dir ja doch kein Ernst damit. Und beten — ohne Ernst! nein, nicht wahr? Gerade weil das Licht so wunderbar ist. — — Vielleicht lieb ich's ebenso wie du. Ja, manchmal mein ich, Licht und Liebe sind eins. Beide schmiegen sich so warm allen Dingen an, umfangen alle und verklären alle. Manchmal aber mein ich auch, das Licht ist ein Gebet, das die Welt, die unendliche Welt zu Gott emporsendet. Und wir können nichts besseres thun, als dies Gebet aller Gebete mitbeten am Morgen, am Mittag, am Abend — immerzu. Aber es anbeten, ein Gebet anbeten, das — das." — Ich stierte ihn etwas verblüfft an und da wurde er dunkelrot und stammelte nur noch: „— zu lustig." Sein Auge hatte mich recht demütig gestimmt, aber ich schüttelte die Empfindung von mir ab und trällerte ein Spottlied vor mich hin. Er lachte, schlang den Arm um mich und scherzte: „Siehst du, nun hast's du auch mal gemerkt. Meine Mutter sagt immer, dreimal jeden Tag müsse ich predigen, sonst kriegte meine Zunge den Aussatz. Sei nur nicht bös. Du bist viel besser als ich . . ."

Gleich hernach sahen wir die roten Ziegeldächer des Dorfs vor uns. Vincenz bog in einen schattigen Eichenpfad ein, der in ein Bauerngehöft mündete. Schon von fern hörten wir den wirren Lärm ineinanderschreien-

der Stimmen. Als wir auf den Hof traten, sahen wir den Bauer und einen der Knechte wie stoßbereite Bullen sich gegenüberstehn. Beide halb vorgebeugt, die Fäuste geballt, mit weit aufgerissenen Augen, die Gesichter hitzrot. Offenbar quälte es den Knecht, machte ihn rasend, daß er in Worten gegen den Bauer nicht aufkommen konnte. Jeden Satz seines Dienstherrn begleitete er mit einem kreischenden Wat! Wat! oder mit dumpfem Uh! Uh! Zu verstehen war von der Auseinandersetzung wenig; ich merkte nur, daß der Knecht mitten in der Erntezeit auf und davon wollte und der Bauer ihn zurückhielt. Plötzlich reckte der Knecht die Arme weit aus. Eben hatte der andere ihn angeschrien: „Met de Polzei laat ik di trügge halen. Int' Tuchthus häörst de, du Lusekärl, du Bedreiger, du —“ Da mit einem Sprung stürzte der Knecht auf den Polternden, umspannte ihn klammernd mit dem linken Arm, und immerfort murmelnd „in't Tuchthus! ik! ik!“ griff er mit der rechten Hand in die Hosentasche, tappte darin herum und zog dann ein Messer hervor, das er krampfhaft zitternd sich bemühte aufzuklappen. Und unversehens fühlt' ich jetzt selbst einen Stoß. Vincenz sprang vor und mit der ganzen Wucht seines breiten und knochenstarken Leibes schob er sich als Mauerbrecher zwischen die Ineinanderverschlungenen. Und dann, nachdem er den Bauer zur Seite geworfen, umfaßte er mit beiden Armen den Knecht und rang den nur schwach sich Wehrenden zu Boden. Nun erst suchte der Unterlegene mit einer zähen Muskelanspannung sich frei zu machen, doch Vincenz hielt ihn mit dem einen Knie fest und fuhr ihn an: „Schiäm Ji wat, en Kniew te bruken. Dat is kin ehrlik Striten.“ Unruhig schob sich der Liegende hin und her, er suchte nach einer Antwort. Ehe er jedoch den Mund aufthat, lachte ihn Vincenz mit einem Mal freundlich an, streichelte ihn wie ein Kind und raunte ihm mit weicher Stimme zu: „Jans! Jans! Bedenkt Ju erst noch 'n maol, wat Ji doen willt. De Buer is doch

süß kin leigen Käl, kin Menskenschinner. Van Dage is he blos daorüm so wild, wil Ji, sin beste Mann, em up un davon willt. Üm en Annern waörd he sik wull kin Koppterbriäken maken.“ Damit gab er den Liegenden frei. Und der richtete sich denn auch ganz ruhig und gemächlich auf und murmelte beinah verlegen: „Jau! Jau! Här Student, dat iss alls wull waohr, wat Se dao seggt, owwer ik gleiv, et geiht doch nich. Jk kann en Buern sin ewig Schimpen un Schennen nich verdriägen. Leiwer manks een met en Knüppel füör de Blässe, es bütt Schennen alle Dage.“ „Na,“ meinte Vincenz fröhlich, „wenn Ji so denkt, dann könn wi wiß licht bieene kummen.“ Und er ging auf den Bauer zu und wisperte ihm etwas in die Ohren, so daß sich das harte braune Gesicht des Mannes zu einem breiten Schmunzeln verzog. Trotzdem wandt' er sich achselzuckend ab. Vincenz aber legte beide Hände auf seine Schultern, sah ihn mit seinen mondsanften Augen eine Weile fest an und zog ihn ganz allmählich gegen den Knecht hin. Und trat dann flink an meine Seite zurück. Die beiden Gegner stierten sich eine Zeitlang spee und scheel an, endlich aber reichte der Bauer doch dem Knechte die Hand und dieser schlug nach einigem Zögern ein. Kurz darauf feierten wir alle vier die Versöhnung mit einigen alten Klaren. Und spät am Abend erst verließen Vincenz und ich das gastliche Haus . .

Über die Heide hatte der Mond blaue, seidige Schleier gebreitet. Ringsum lag das Land wie ein stiller, klarer Weiher. Nur hier und da warf ein Baum seinen zartgekräuselten Schatten auf den gleißenden Spiegel. Und wie wir zwei nun durch die Einsamkeit dieser Lichtsee hinglitten, lautlos, schemenhaft, da war es mir, als sei alles Leben außer uns erloschen und wir beider die letzten Erdwanderer, aber dem Menschlichen schon entrückt, Lichtseelen ohne Leib und Blut. Zwei letzte Genossen, die nichts mehr haben als sich, die nichts mehr trennen und sondern kann. Und ich hielt mich nicht,

ich fiel Vincenz um den Hals und voll Wehmut und Jauchzen zugleich lachte, schluchzt' ich ihn an: „Vincenz was bist du für ein Kerl! Der rechte — — ein Seelenfänger, wie nur je einer war. Dieses zähe Bauernleder, was hast du das — — ach, Vincenz, du guter Kerl, mich fängst du auch noch!“ Er selbst war sichtlich in gleicher Laune wie ich. Er schwenkte mich in die Höh' und sagte fast flüsternd, aber inbrünstig, innig: „Ja! laß uns Freunde sein! Freunde. Wirkliche Freunde!“ Erst nach einer Weile fügte er mit stillem Lächeln hinzu: „Das mit den Bauern laß unter uns! Du weißt ja, ich will Priester werden. Da muß man jeden — man muß lernen, jeden nach seiner Art zu behandeln. Wenn nur immer — —“ Er redete nicht aus. Wir schraken beide zusammen. Dicht neben uns huschte mit schrillem Gekrächz eine Dommel empor und strich raschelnd über das niedere Röhricht dahin.

* * *

Seit diesem Abend fühlten wir uns brüderlich verbunden. Fast täglich waren wir zusammen. Aber was wir weiterhin noch gemeinsam getrieben und beredet haben, ist mir aus der Erinnerung so gut wie geschwunden. Und nur zu bald lockerte sich auch das enge Band. Nach der Schulzeit gingen unsere Wege auseinander. Vincenz vertiefte sich in die Geheimnisse des Doctor angelicus, erfreute seine Mutter ein paar Tage vor ihrem Tode durch die Feier seiner Primiz und kam über das Weichbild unserer Heimatsstadt nicht hinaus. Ich selbst kehrte erst nach siebenjähriger Abwesenheit in das traute Nest zurück. Durch die grauen Nebel eines Novemberabends schritt ich dem Elternhause zu. Straßen und Häuser schienen in der Nässe zu modern; die Luft war klebrig. Wagen und Menschen glitten an mir vorbei wie schlotternde Schemen. Alle Dinge hatten ihre Form und Festigkeit eingebüßt. Der Himmel hing wie ein durchregnetes Zeltdach, schlaff und verwaschen. Kaum

hatt' ich die Meinen begrüßt, da brachte mir die Schwester eine Tasse glühenden Kamillenthees. Die Mutter schleppte ein Bündel wollener Tücher und Binden herbei und der Vater prüfte besorgt mein Aussehen, als sei ich eben dem Tode entronnen. Schnell ging ich auf den Spiegel zu, denn mich überkam plötzlich die Angst, ich trage irgend ein Merkzeichen der knöchernen Hand sichtlich an der Stirn. Aber ich sah aus wie sonst und etwas unwirsch fragt' ich: „Was habt ihr denn eigentlich? Ich bin doch nicht g'rad aus dem Wasser gezogen." Da erfuhr ich, daß der Typhus die Stadt in ein großes Lazarett verwandelt habe. In jedem dritten Hause liege ein Kranker. Und wenn das Wetter nicht umschlage, werde das große Lazarett bald zum großen Friedhof werden. Erleichtert lacht' ich auf. Was kümmerte mich der Typhus?! Und alsbald ersetzt' ich den Thee durch ein Glas Grog und warf die Wolle in die Ecke. Am anderen Tage aber merkt' ich, daß die Schilderung nicht übertrieben gewesen. Gleich beim ersten Ausgang begegnete ich sechs Leichenzügen, wenn ein Trauergefolge von drei bis vier dicht eingewickelten Mumien ein Zug genannt werden darf. Auch die übrigen Stadtbewohner, soweit sie sich auf der Straße sehen ließen, schlichen trübselig einher wie wandelnde Reklamen eines Sargfabrikanten. Am Abend saß ich im Wirtshaus mit einigen Schulgenossen. Und nicht lange währte es, da klang mir auch schon der Name Wagemann ins Ohr. Einer fragte über den Tisch herüber: „Du, war der Vikar Wagemann nicht in der Prima mit uns?" „Der von der Lambertikirche?" „Ja!" „Wird wohl derselbe sein." „Kinder, ich sag' euch, der hat alle Aussicht auf den Heiligenrang. Himmlischer Geheimrat erster Klasse." „Ja wohl. Hab' schon davon gehört. Der Mann will offenbar Karriere machen. Drängt sich überall ein, bettelt für seine — na, seine Kranken und läßt die Behörden nicht zu Atem kommen. Ein bißchen unverschämt, find ich." „Mag sein. Aber

großartig doch auch. Meine Tanten füttern mich mit Geschichten, wie er den Krankenträger, Wärter, Apotheker, Heilgehülfen, Seelsorger spielt — alles in einer Person. Das meiste klingt stark sentimental, aber imponiert hat's mir doch." „Na! Na! Deine verehrten Tanten sollten dir doch auch die — na, die Kehrseite der Medaille zeigen. Freilich, davon können sie nichts wissen. Der junge Mann hat erst vorgestern dem Regierungspräsidenten — ich weiß das aus bester Quelle. Hat ihm offen ins Gesicht gesagt, die Maßregeln, die man, wie soll ich sagen? — staatlicherseits getroffen, seien absolut — absolut unzureichend. Eigentlich war's noch viel schlimmer. Dein Heiliger soll beinah frech geworden sein. Mich wundert, daß die Vorgesetzten des jungen Mannes dergleichen dulden, ihn nicht besser im Zügel halten. Muß eine merkwürdige Disziplin unter diesen Schwarzröcken herrschen." „Aber, Menschen, redet doch von was anderem! Was geht uns der Pfaff an? Ob er brav oder frech ist, jedenfalls ist er 'n bissel verrückt. Alle Heiligen sind verrückt, das haben sie so an sich. Sonst säßen sie hier und sagten Prost, statt sich draußen den Typhus zu holen. Prost Anton!"

Mit diesem Ergebnis kam das Gespräch zur Ruhe. Ich selbst hatte keine Lust, die Leutchen zu bekehren. Ließ sie reden. Aber ich nahm mir vor, Vincenz gleich am anderen Tage aufzusuchen. Seine Wohnung lag der meinen ziemlich fern. Zum Glück blies der neue Tag mit gellenden Morgenwindstößen den Nebel aus seiner Ruhe auf und trieb ihn nordwärts dem Meere zu. Die Sonne war noch von fahlgrauem Gewölk bedrängt, aber silbrige Blitze kündeten die nahe Befreiung. Und hier und da löste sich bereits das Wolkengewirr in Flocken und Rauchwirbel auf. Mit Behagen schlenderte ich durch die Baumgänge des alten Stadtwalles meinem Ziele zu. Als ich dann in die Straße bog, in der Vincenz hausen sollte, begegnete mir ein junger Priester.

Sofort erkannt' ich in ihm den Freund. Er aber schritt achtlos an mir vorüber. Da faßt' ich von rückwärts seine Hand und zwang ihn so mich anzusehn. Und kaum traf mich sein Auge, da breitete er unwillkürlich die Arme aus, ließ sie jedoch gleich wieder sinken und sagte nur — aufatmenden Tons und die Stimme leicht zitternd: „Endlich — zurück!“ Erst nach einigen Augenblicken fügte er hinzu: „Willkommen — doppelt willkommen!“ Seine Gestalt schien mir schlanker als früher, zumal in dem langen schwarzen Priesterrock. Das Gesicht zeigte nichts mehr von dem derben Rot der Jugend, es war bleich, fahl, weiß geworden. Sehnsüchtiger noch als sonst blickten die Augen. Aber es war trotzdem nichts Schwächliches an ihm. In seinem Lächeln, seiner Haltung lag die alte Kraft und Freudigkeit. Ich erzählte ihm, daß ich zu ihm gewollt und nun ein Stück Weges ihn begleiten würde. So gingen wir zusammen durch einige schmale Straßen, ohne daß ich mich darum kümmerte, wohin es gehe. Alle zehn Schritt grüßte ihn ein Begegnender und überall liefen Kinder herbei, und boten ihm die Hand, die einen schüchtern knicksend, andere mit würdiger Vertraulichkeit. Er schien mir gesprächiger, als in vergangenen Tagen. In eine lebhaftere Unterhaltung aber gerieten wir erst, als ich fragte: „Du hast also das Glück gefunden — in deiner Priesterei?“ „Glück? Ich weiß nicht recht, was du unter Glück dir vorstellst. Ich glaub' aber kaum, daß ich es gefunden habe; gefunden nein, ich hab' es ja noch nie vermißt. Wenn's nicht anmaßend klänge, möcht' ich wahrhaftig sagen, — ich begreif' eigentlich nicht, wie jemand sich unglücklich fühlen kann. Es ist doch so leicht, freudig zu sein, zu bleiben. Ich möcht' wohl wissen, wie das ist, wollte mir jemand dies Empfinden ausreißen. Sicherlich bliebe stets ein Freudenkeim zurück, der über Nacht wieder in die Höhe schösse.“ Anmaßend klang das keineswegs; jedes Wort kam einfach und natürlich heraus und verriet im Ton die Scheu des Sprechers, von sich selbst

zu reden. Ernster als bisher und leiser sagt' ich deshalb: „Ich bin glücklich, daß dich dein Wirken so befriedigt. Aber hat es auch Erfolg bei den“ — —

Er legte die Hände übereinander und schüttelte den Kopf; blickte mich aber ganz ruhig und fröhlich an. „Nein, Heinrich, nicht so — nicht in dem Sinn, wie ich früher geglaubt. Es ist sonderbar, doch ich merk' es jeden Tag — die Religion ist für die Leute nur ein Feldzeichen, unter dem man kämpft gegen die andern, ein Betäubungsmittel, ein Blendwerk, um den Nichtgeblendeten das Plündern zu erleichtern, oder auch nur eine Uniform, die man an- und auszieht, wie's einem bequem. Blutchristen, deren Natur, deren Blut christlich ist, deren ganze Welt der Heiland ist und nur er, die sind selten wie — nun ebenso selten wie Teufel sind. Sieh doch selbst! Es giebt eine Sünde, die von allen die unseligste und unchristlichste ist, denn wo sie sich eingefressen hat, zersetzt sie auch das Edelste allmählich in Eiter und Staub. Ich meine den Hochmut des Menschen gegen den Menschen. Und gerade dieser Hochmut, der das Wissen, das Geld, die Geburt, die Hautfarbe, die Tugend benutzt, um Schranken aufzurichten zwischen Mensch und Mensch, der den Pharisäer vom Zöllner, die Strenge vom Leichtsinn durch eine Kluft scheidet, — der wuchert noch heut, als ob nie ein Heiland auf Erden gewandelt. Gewiß, das Christentum hat sich in der Welt verbreitet, aber wie ein Tropfen Wein in einem Eimer Wasser.“

Ich griff plötzlich nach der Hand des Freundes und preßte sie heftig, jäh erstaunt, ihn derart sprechen zu hören. War das noch Vincenz, der neben mir ging? Nicht das verwunderte mich, daß die Worte seinem Munde entflogen, wie ein Schwarm Tauben, denen keine Mauer, kein Strom das Fortkommen wehrt. Offenbar sprach er so geläufig, weil jene Gedanken ihm etwas Alltägliches waren. Aber der Inhalt der Worte und mehr noch der Reif von Ironie, der sie leicht umhüllte,

berührten mich seltsam aus dem Munde des sonst so Glaubenssicheren. Eine Ironie ohne Verfinsterung, ohne Härte, mild und leuchtend, aber doch Ironie, — Ironie des Herzens, nicht des Verstandes. Ich wollte wissen, wie tief dies Gefühl sich in ihn eingebohrt, und sagte: „Mich wundert's im Grunde nicht, daß auch du den alten Weg verläß'st. Wir haben ja alle in dieser Zeit unseren Tag von Damaskus, nur in anderem Sinne als Paulus. Aber gern erführ' ich das Nähere, wie und wodurch dein Glaube ins Wanken kam." „Mein — ins Wanken — Mein Glaube —." Er lachte vergnügt mich an wie ein Kind und schnipste mit den Fingern. „Wie kommst du darauf? . . . Ich hab' ein paar Erfahrungen gemacht; mir scheint, daß die Leute die Liebe mehr im Munde, als im Herzen führen . . . Und deshalb — deshalb sollt ich! . . Weiß ich, was des Ewigen Absicht ist? Welchem Plan diese Welt von Namenchristen dienen soll? Ich selbst — ich wirke, wie mein Inneres, mein Herz es verlangt. Wozu ich wirke, mit welchem Erfolg, — das ist nicht meine Sache. Ich erwarte nicht, daß irgend eine Mücke mein Thun begreift und mehr als ein Mückengehirn hab' ich doch gewiß dem Unendlichen gegenüber nicht. Soll ich etwa kein Licht mehr anzünden, weil für die Mücken das Licht — nur sengendes Feuer ist? Gedanken mach' ich mir freilich über das Wozu und Warum auch. Das gehört zur Erhaltung des Lebens. Vielleicht ist die Menschheit für den Ewigen nur eine Baumschule, in der er Edelreiser zieht, um sie in andere Welten zu verpflanzen —." „Das heißt," unterbrach ich ihn, „die ganze liebe Mitmenschheit ist nur da, damit sich an ihr die Güte der paar Auserwählten erprobt und bewährt." „Du hast recht. Gleichnisse sind Spielerei. Und doch komm' ich mit dem Denken zu nichts Besserem. Grade jenes Gleichnis hat sich so — so in mir festgesetzt, aber ernst zu nehmen wag' ich es nicht. Fürs Leben bietet es auch nichts. Fürs Leben genügt ja das Lieben. Das

Herz so mit Liebe erfüllen, daß es zuletzt bricht und ein Blutstrom von Liebe“ — — Er blieb plötzlich stehen, rieb leise die Stirn und starrte wie verlegen zur Erde. „Ich schwatze, schwatze und hab' doch so nötig zu thun. In den nächsten Tagen werd' ich wohl etwas mehr Muße haben. Jetzt — — Leb' herzlich wohl für heut'. Ich muß jetzt noch zu — einer Kranken.“ Aber ich ließ ihn nicht los. Ich dachte des Gesprächs im Wirtshaus und mir kam die Lust, den Freund in seiner Thätigkeit zu sehen. So fragt' ich ihn denn, ob ich nicht mit zu der Kranken dürfe. Er starrte mich einen Augenblick an und sagte dann beinahe flüsternd: „Du willst —? Gewiß darfst du, gewiß. 's ist leicht möglich, daß ich deine Hilfe brauche.“

Durch eine schmale Gasse schritten wir dem Witthof zu. Das war die Straße des Elends, von der sich die übrige Stadt wie von einem Pestkrankenherd abgeschlossen hielt. Als Kinder hatten wir manchmal mit zitternder Scheu hineingeblickt, aber keins hatte je gewagt, dies Ghetto der Verkommenen zu betreten. Eine Mauer konnte es nicht wirksamer absperren, als es das Vorurteil that. Fast menschenleer lag heute die breite und doch so düstre Straße, — Trostlosigkeit ihr ganzes Aussehen. Nur eine Frau begegnete uns mit dem narbigen, aufgedunsenen Gesicht der Nahrungsarmut. Und ebenso narbig, schlottrig, verquollen hingen die Giebel und Firste der Häuser. In eins dieser Häuser trat Vincenz ein. Hinter der niederen Hausthür stieg gleich die Treppe hinan, eng, ausgetreten und lichtlos. Nichts Lebendiges schien zwischen diesen Wänden zu herbergen, kein Geräusch deutete darauf hin. Aus dem Ächzen der Treppe nur klang es wie die Seufzerweise hoffnungsloser Not. Auf der obersten Stufe hielt Vincenz unerwartet an, wandte sich und beugte sich zu mir. „Ach,“ raunte er mir zu, „daran hab' ich, nein, daran hab' ich nicht gedacht. Vielleicht kehrst du doch lieber wieder um. Die Kranke ist nämlich —“ Er stockte

und atmete tief auf. „Was ist denn?“ fragt' ich. „Daß sie den Typhus — das kann ich —“ „Still, still —“ flüsterte er, „das ist's nicht. Aber warum soll ich's dir nicht sagen — ja, ich muß es. Das Mädchen ist etwas verrufen. Sie hat sehr leichtsinnig gelebt. Niemand will jetzt mehr mit ihr zu thun haben. Aber ich glaube nicht, daß sie ganz — daß sie eigentlich schlecht ist.“ „Kurz und gut,“ stieß ich hervor, „eine —“ Er legte mir die Hand auf den Mund. Innerlich belustigte mich die Scheu des Freundes, aber ich lachte doch nicht, sondern zuckte nur mit den Schultern und drängte ihn sanft vorwärts. Wir standen jetzt auf einem schmalen, dunklen Gang. Der dumpfe, modrige Dunst, der aus allen Ecken des Hauses drang, wirkte hier fast erstickend. Vincenz tastete sich die Wand entlang und klopfte dann an eine Thür. Kein Herein klang, nur der leise Ruf „He is es!“ Gleich darauf ward die Thür geöffnet, und wir traten in ein Zimmer, dessen Decke dicht über meinem Kopfe hinstrich. Ich überflog es mit einem Blick. Und mich fröstelte vor dieser Kahlheit. Die Wände nackt, schmutziggrau; nur ein kleiner, schwarzgerahmter Spiegel blitzte von der Fensterwand her. In der einen Ecke hockte ein winziger, schwarzer Ofen, krumm und schief. Dicht bei ihm stand das Bett, davor zwei Stühle. Sonst war der ziemlich weite Raum ganz leer.

Vincenz wandte sich an die alte Frau, die uns geöffnet. „Nun Frau Viets, wie steht's?“ fragte er mehr hauchend, als sprechend. „Gans gued,“ erwiderte sie gleichfalls wispernd, „gans gued, Här Vikar, dat hett, nich biäter un nich leiger. Usse Dokter is dao west. He sagg — ja wat sagg he auk noch? Ne, seggen doen dei he so recht nix, he hett met en Kopp schüddelt un dann sagg he: et wäör slimm, slimm, dat et Hus so natt un verfult wäör. Wenn dat nich wäör — —.“ „Ja, ja,“ unterbrach sie Vincenz, und er preßte fast krampfhaft die Hände in einander, „so kann's nicht bleiben.“ Die Alte aber ließ sich nicht stören und fuhr fort: „Un

dann, Här Vikar, dat Leigste is, dat arme Wicht kümmp nich derto te slaopen. Wenn Se nich dao sind, is se ganz unwis un verweert. Owwer wenn Se dao sind, Här Vikar, is se so stilleken es en Kind. Ne, ne, dat kann en Mensken nich gued doen, slaopen mott he un erst recht, wenn he krank is.“ Im Bett regte sich die Kranke. Sie schlug mehrmals wie mechanisch mit den Händen auf die Decke. Vincenz trat schnell zu ihr hin; ich folgte ihm. Er streichelte leicht die Stirn der Kranken. Und sie rührte sich nicht weiter und sah ihn nur mit weit offenen Augen starr an. Diese glänzenden grauen Augen hatten etwas Anziehendes. Sonst aber war das breite Gesicht ohne jeden Liebreiz. Jetzt ergriff Vincenz die rechte Hand des Mädchens, beugte sich nieder und murmelte: „Schlaf, Kind, du mußt schlafen. Schlaf!“ Alsbald verzog sich der Mund der Kranken zu einem stillen Lächeln. Ihre Lider aber zuckten auf und nieder und nach einer Weile schien sie in der That eingeschlafen zu sein. Behutsam machte Vincenz ihre Hand aus der seinen frei, stand, noch eine Zeitlang die Kranke betrachtend, und drehte sich dann und zog mich der Thüre zu. Ich öffnete und ging. Ehe er jedoch mir folgte, flüsterte er noch einige Augenblicke mit der Alten.

Dann schritten wir wieder die Straße hinauf, ohne ein Wort zu sprechen. In Gedanken versunken ging Vincenz neben mir her. Plötzlich umschlang er meine Hand und sprudelte hervor: „In dem Hause darf sie nicht bleiben. Nicht wahr? Du hast ja gehört, was der Doktor sagte . . . Ich werde sie zu mir nehmen, in meine Wohnung.“ Unwillkürlich riß ich mich von ihm los und sah ihn ungläubig an. „Was? Du — ein alleinstehender Mann — dies Mädchen. Du als Priester!“ Er drückte die Linke mehrmals gegen die Brust und sagte fast tonlos: „Eben deshalb — als Priester.“ Dann aber holte er tief Atem und fuhr mit freier Stimme, beinahe scherzend, fort: „Was soll ich thun? Darf ich sie in dieser Fäulnis, diesem Moder verkommen lassen?

Die Krankenhäuser sind überfüllt. Ich wollte sie in Pflege geben — bei Familien, die ich kenne. Überall hat man mich — Und das hülfe ja auch nichts. Ich weiß nicht, was das ist, aber du sahst es ja, sie schläft nur, wenn ich — —“ Er brach ab und blickte mich zuversichtlich an. Ich antwortete nicht, aber ich nickte ihm zu. Was er sagte, fand ich ja ganz richtig und, was er vorhatte, im Grunde nur natürlich für einen Menschen wie ihn. Und die Bosheit, an ihm entdeckte sie sicherlich keine Blöße. Ermunternd schüttelte ich seine Rechte. „Siehst du! Siehst du!“ rief er laut, freudig laut, „nun giebst du mir recht. Vielleicht retten wir sie noch und — nicht nur vom Typhus.“

An der Ecke trennten wir uns. „Ich muß noch zu mehreren Kranken,“ sagte er; „aber da hat's keine Gefahr. So elend, so verlassen, wie die Witthöferin, ist sonst keine.“

* * *

Ich hatte die Bosheit unterschätzt. In den nächsten zehn Tagen hört' ich nichts von Vincenz. Eine Arbeit nahm mich stark in Anspruch und eine Fahrt über Land entführte mich auf kurze Zeit der Stadt. Als ich zurückkam, hört' ich um so mehr. Früh am Morgen schon geriet ich in ein Gespräch mit unserem Hauswirt, einem dürren Gesellen, dessen Haut verschrumpft war wie altes Leder. Und seine Empfindungen hatten sich mit verledert. Dreimal am Tage lief er in die Kirche. War er aber mit Einem zusammen, den er für freisinnig hielt, dann entschuldigte er sich eifrig wegen seiner Gottseligkeit. „Ik weet, 't is alls dumm Tüg, wat de Papen kürt, owwer ik mott se mi apatt warm hollen, ik heww minen ganzen Profit van de Papen.“ Eben jetzt kam er aus der Messe. Um so mehr hielt er es, als er mich sah, für seine Pflicht, über die Pfaffen herzuziehen. Leider hab' ich die böse Gewohnheit, alle Leute drauf los reden zu lassen, um sie ein wenig zu studieren und nebenbei einen Einblick in allerlei All-

täglichkeit zu thun. So ließ ich auch Herrn Kruse klatschen und sein Mundwerk überströmte mich mit einem Schwall von „Dönkes“ über die Geistlichkeit der frommen Stadt. Mit einem Mal kam er auf Vincenz zu sprechen. „Hebbt Se 't all haört? Ik gleiwe, Se kennt je den Vikar van Lamberti, Wagemann hett he. Priädigen kann he aislik nett, owwer sölwst doen, wat he priädigt — Schite, segg Lepper. Kuortens hett he sik eene — ja, ik kann 't nich anners seggen, ne Dirn' to sik int Hus nuommen. Un gans uopen. Is datt wull menskenmüeglich? Se sall bi em gesund wären, segg he. Jau, dat kenn wi. Un dat will en römsk-katholsken Christ sin! Anspiegen sall man em!“

Mit einem Ruck stieß ich den Biedermann von mir und ließ ihn stehen. Beim Frühschoppen aber hatt' ich die gleiche Qual auszustehen. Meine Tafelrunde schien eine Lust daran zu finden, sich mit dem früheren Schulgenossen zu beschäftigen. Als ich eintrat, hatte gerade der Assessor das Wort. „Ich nehme die Sache nicht so leicht. Es ist einfach ein Skandal. Gott sei Dank, haben sich endlich auch die Vorgesetzten 'mal aufgerappelt. Das ging denn doch selbst diesen Brüdern über die Hutschnur. Aus bester Quelle weiß ich, daß man ihm jetzt das Handwerk legen wird. Werden ihn wohl in ein Kloster stecken. Freilich hat sich der Mensch herausreden wollen. Hat sich, glaub' ich, auf — na, auf sein Christentum berufen wollen. Oder auf so was Ähnliches. Ein schönes Christentum — könnte jedem passen — danke dafür.“

Lange hielt ich's in der Gesellschaft nicht aus. Ich sprach meine Ansicht grob und deutlich aus, aber meine Worte fanden keinen Wiederhall. Und so lief ich fort und schlenderte länger als eine Stunde umher. Mein Blut wallte, ich suchte es zu beruhigen. Die kühle Luft that mir wohl. Ohne es eigentlich zu wollen, war ich in die Straße gelangt, in der Vincenz wohnte. Als ich es merkte, schritt ich langsam auf das Haus des Freun-

des zu und trat ein. Auf der Treppe begegnete mir ein älterer Priester. Sein rundes Gesicht war dunkelrot und die Falten auf der Stirn hatte wohl erst der Augenblick eingegraben. Oben auf der Schwelle des Zimmers stand Frau Viets. Sie hatte offenbar dem Pfarrer nachgesehen. Jetzt ließ sie mich mit einem Knicks eintreten und schloß die Thür hinter mir.

Das Zimmer war rings an den Wänden von Büchergestellen umrahmt. Sonst etwas zu sehen, hatt' ich keine Gelegenheit, denn schon kam Vincenz aus einer Nebenstube hervor und auf mich zu. Ich hatte erwartet, ihn bedrückt zu finden und hielt allerlei Tröstung bereit. Aber wie er auf mich zuschritt, in den Bewegungen, im Blick frischer, freudiger denn je, da war es mir, als glänze das Zimmer frühlingsleuchtend auf. Und ich sparte meinen Trost für mich selbst. Beide Hände legte mir Vincenz auf die Schultern und sah mich lustig zwinkernd an. Und in einem Ton, der etwas übermütig klang, rief er: „Wo steckst du denn, du fahrender Poet? Auf Poetenbeistand rechn' ich künftig nicht mehr. Nun, nötig warst du nicht. Sie ist genesen und darf morgen bereits in die freie Luft hinaus. Da — nebenan liegt sie." Ich hob etwas seinen Kopf und blickte ihm spähend in die Augen. „Das freut mich — vor allem deinetwegen. Aber das ist doch jetzt nicht die Hauptsache. Was ist denn das mit dem — andren? Ist's wahr, was man sich erzählt?" Er ließ mich los, gab mit leiser Stimme der Alten irgend einen Auftrag und wandte sich dann wieder mir zu. „Was meinst du?" „Aber, Vincenz, du weißt doch, daß du in Acht und Bann bist. Und es soll noch schlimmer kommen. Man will dich von hier entfernen, dir eine Buße aufzwingen und was weiß ich! Sind das alles nur Redereien oder steckt was dahinter?" Er ging mehrmals durchs Zimmer auf und nieder, ehe er mir antwortete. „Ungefähr so ist's. Sie thun das Ihre, ich thu' das Meine. Allen Guten hab' ich ein Ärgernis gegeben. So sagen sie. Dergleichen ist

ihnen ein Ärgernis. Nicht an und für sich. Nein, weil es in der Welt falsch beurteilt werden kann. In der Welt, die am liebsten das Schlimmste glaubt. Und auf das Urteil dieser Welt kommt es an. Darnach soll man handeln. Wo bleibt aber dann er, der mit den Zöllnern aß? Was bedeutet dann sein Urteil?"

Er sprach stoßweise, kurz abgebrochen, wie einer, der etwas Unbegriffenes sich klar zu machen sucht. Und er sprach mehr zu sich, als zu mir. Gleichwohl stieß ich nicht ohne Erregung hervor: „Weißt du, Vincenz, das ist mir lieb. Daß du nicht zerknirscht bist, daß du zum Kampf gerüstet bist. Du wirst ihnen die Stirn zeigen, du wirst das Joch nicht auf dich nehmen." Er lächelte mir zu, doch schien mir das Lächeln ein wenig gezwungen und unfrei. „Ich werd' es doch auf mich nehmen. Nicht darin hab' ich gesündigt, was der Welt als Schuld gilt. Aber gegen den Gehorsam hab' ich gefehlt. Mein Gelübde verletzt. Das muß ich, muß ich büßen." Er starrte eine Minute lang zu Boden. Dann aber plötzlich richtete er sich straff auf und fuhr fort, die alte Freudigkeit im Ausdruck des Gesichts und mit fast leidenschaftlicher Stimme: „Ach, Liebster, Bester, glaub' mir! Das ist ja alles gleichgiltig, was die Menschen gegen mich vorhaben. Wüßt' ich nur das Eine, wie mein Gott, wie er darüber richtet, was ich gefehlt! . . . Und doch, was hülf' es mir? Würd' ich noch einmal vor die Wahl gestellt, müßt' ich nicht genau so handeln wie jetzt? Selbst gegen Gott, ja, ja selbst gegen ihn müßt' ich doch handeln, wie es hier innen — mein Herz mir sagt. Was wär' ich denn noch, wenn mein Herz und ich — auseinandergingen, wenn mein Herz und ich — zwei würden. Was wär' ich dann noch? Nein, nein, ich nehm' die Strafe auf mich, jede Strafe, aber — bereuen, das, das kann ich nicht."

Durch seinen Körper ging ein Zittern, eine krampfhafte Erschütterung, und mit einemmal stürzte er auf die Knie, umklammerte mich und seine Augen sahen mich wie

ekstatisch, reglos, glänzend an. Sein Mund aber lächelte und er hauchte sanft: „Ach, Liebster, manchmal dünkt mich die Hölle selbst keine Strafe. Sollt' es nicht möglich sein, auch das ewige Feuer durch ein Lächeln der Liebe zu löschen? Wie schön wär' es doch, selbst den Fürsten der Finsternis zum Frieden der Liebe emporzutragen." Kaum hatte er ausgesprochen, da glitten seine Arme von mir ab und er sank ohnmächtig rücklings. Ich sah erst jetzt, wie fahl sein Gesicht war. Zum Glück trat in diesem Augenblick Frau Viets wieder ins Zimmer, denn ich selbst zitterte so heftig, daß ich mich kaum zu bewegen vermochte. Mit Hilfe der Alten aber trug ich den Freund zum Sofa, und als ihn die Frau mit Wasser benetzt, schlug er auch gleich die Augen wieder auf. „Keine Sorge," flüsterte er, „das ist nichts, nichts." Er wollte noch etwas sagen, doch ein heftiger Husten verschüttete seine Stimme. Als er sich wieder erholt, reichte er mir die Hand und murmelte: „Willst du lieb sein, so laß' mich jetzt allein. Ich bedarf — jetzt — des Gebets. Das macht mich wieder frisch." Die Alte aber, die mich hinaus begleitete, wisperte mir zu: „Ach Gott! Ach Gott! Gleiw Se em nich. He is krank — up en Daud."

* * *

Tags darauf empfing ich einen Zettel: „Bester Freund. Ich fühle mich ein wenig unwohl. Aber es thut nichts; ich befinde mich in guter Pflege. Besuch' mich heute nicht, aber bald, bald! Es widerstrebt mir, dich als Kranker zu begrüßen. Du Gesundheitsprotz! Herzlich dein Vincenz." — Die Worte der Alten hatten auf mir wie ein Alp gelastet; diese Zeilen aber erfrischten, beruhigten mich. Und ich tröstete mich selbst mit einem Spott auf alte Weiber, die in jedem Mondblink ein Gespenst sehen. Abends jedoch, als ich in meinem Zimmer vor dem Schreibtisch saß, meldete mir das Hausmädchen, eine Frau wolle zu mir. „Weibsbild," fügte sie halblaut hinzu und zuckte mit den Schultern. Ahnungslos

stand ich auf und bot der Hereintretenden einen Stuhl an. Von ihrem Gesicht sah ich fast nichts, da sie ein schwarzes Tuch breit um den Kopf geschlungen hatte. Sie setzte sich nicht, sagte aber auch kein Wort, und keuchte nur, wie von raschem Gehen matt.

„Nun!“ fragt' ich nach einer Weile. Sie faltete die Hände und stieß heiser hervor: „Bitte, bitte — so spät abends — verzeihen — Bitte, ziehen Sie sich doch gleich an. Der Herr Vikar —“ Mit einem Mal erkannt' ich sie — die Witthöferin. Und von plötzlicher Angst gepackt trat ich auf sie zu: „Was ist's? Was ist's mit dem Vikar?“ „Sie möchten — zu ihm kommen — noch heute. Er möchte Abschied — von Ihnen —“. Bei jedem Wort biß sich das Mädchen in die Lippen, ihre Hände zitterten und mit einem wilden Schluchzen brach sie ab. Ich griff, ohne daß ich wußte, was ich that, nach Mantel und Hut und drängte das Mädchen vor mir her zur Thür. Da faßte sie jäh meine Arme, schüttelte sie und stammelte wie irr: „Abschied! sagt er. Er darf nich — darf nich. Komm — helfen Sie — Er darf nich — nur nicht todt —“ Erst unterwegs ward sie ein wenig ruhiger. Ich sagte ihr, daß unmöglich die Krankheit so schnelle Fortschritte machen könne. Von Sterben könne keine Rede sein. Dankbar strich sie über meine Hand. Und dann erzählte sie mir, daß Vincenz den Abend vorher von neuem zusammengebrochen sei. Aber ins Bett wollte er nicht.

Und so fand ich ihn denn auch, als wir in seine Wohnung traten, halb aufrecht sitzend auf dem Sofa. Ich befühlte seine Stirn, sie war nur mäßig heiß. Aufatmend sagte ich deshalb: „Warum gehst du nicht zu Bett? Du hast zu viel gewacht, dich überarbeitet. Du bedarfst der Ruhe. Sicherlich, weiter ist es nichts.“ Er aber zog mich zu sich herab und raunte mir zu: „Laß nur! Es geht zum Sterben. Eben erst war der Arzt hier. Nichts zu machen.“ Und dann küßte er mich plötzlich auf die Stirn und mit einem Lächeln, das wie ein Jubel war,

flüsterte er: „Nun sag', bin ich nicht ein Glückskind? Nun erspart mir mein Gott das Äußerste. Nicht vor den Menschen soll ich büßen, nur vor ihm." Er hatte noch nicht ausgeredet, als das Mädchen vor ihm niederstürzte, seine Hand umpreßte und weinend stöhnte: „O nein, nein! nicht sterben! nur nicht sterben!" Er hob sich ein wenig in die Höhe und wie kichernd, halb ironisch sagte er: „Aber Kind, ich will ja nicht sterben. Ich will leben, so lang ich lebe. Es hat mich niemand gefragt, ob ich geboren sein wolle, und es fragt mich niemand, ob ich sterben will. Leben, leben — das war meine Sache. Und ich hab's ja auch redlich gethan. Geburt aber und Tod — ach, das ist meine Sache nicht." Ernster fügte er dann hinzu: „Und was hast du denn? Warum soll ich denn nicht ster—"

Mit einem Aufschrei fiel sie ihm ins Wort: „Weil, weil — o Gott, mein Gott, weil ich so — elend bin. Und ich will's nich sein. Ich will nicht für immer von — weit von Ihnen sein. Ich will so werden — wie Sie. Nein nicht so — nur ein bißchen, ein bißchen." Da, mit jähem Ruck richtete sich Vincenz ganz empor, er hob das Mädchen auf, umfaßte es und sah ihr forschend in die Augen. Sein Gesicht war wie verklärt, und klar und feierlich klang seine Stimme: „Klärchen! Klärchen! Du bist ja schon, was du sein willst. Halt dich nur dabei! Halt' dich! O Jesus! Jesus! War mir das vergönnt, eine, eine Seele frei zu machen, vom Staube frei, stark zum Aufflug, — o dann ist's genug. Dann, ja dann ist's gewiß, daß die Liebe der Atem ist, der Welt Atem und Licht. Wir fühlen sie nur nicht immer und überall. Unsere Herzen sind mit — Spinnweben umzogen. Aber dann und wann fällt ein Lichtstrahl durch die Verspinnung, und — jetzt seh' ich ihn, blitzend, golden. Kinder, jetzt laßt mich sterben. Wie wunderbar muß es sein, da — da, wo kein Netz mehr um die Herzen ist, jeder den andren durchschaut wie Glas, keiner mehr dem andren mißtraut, gram ist — —"

Ein entsetzlicher Hustenanfall unterbrach ihn. Und lange Zeit lag er dann mit geschlossenen Augen da. In qualvollem Warten beugten wir beide, Klara und ich, uns über ihn. Endlich öffnete er die Augen wieder und er versuchte zu lächeln. Aber das Sprechen schien ihm zu schwer zu werden, er winkte nur mit der Hand nach den Stühlen hin. Wir setzten uns denn auch und bis tief in die Nacht hinein blieb ich bei ihm. Sein Mund schien verstummt, immer wieder jedoch drückte er uns beiden die Hand und lächelte uns an ...... Zwei Tage später war er todt.

* * *

Richard

Die Schlucht ging zu Ende. Und so plötzlich trat ich aus der Finsternis in sanfte Helle, daß es mir war, als glitte die Nacht wie ein Mantel von meinen Schultern. Und ich fühlte mich leicht und frei wie eins mit der Luft, die mich umfing. Voller Frührot war die Luft. Alle Dinge ringsum, den Fels, die Fichten, den Wassersturz umwand sie mit Rosenschleiern. Im Osten wallte der Himmel wie eine See von geschmolzenem Erz. Und aus der See stieg empor eine märchenhafte Lichtstadt von goldschimmernden Palästen. Minutenlang stand ich berückt, trunkenen Auges, regungslos. Endlich wandt' ich mich, um nach dem Weg zu spähen, der aus der Bergmulde in die Niederung führen sollte. Da — auf der Kuppe des Felsens erblickt' ich zwei Menschen, einen Mann, ein Weib, den Rücken mir zugewandt. Sich eng umschlungen haltend starrten sie in das Strahlengeblitz des siegenden Lichts. Mein Schritt aber in dem lockeren Steingeröll scheuchte sie aus ihrer Versunkenheit auf. Sie lugten herab zu mir, ich grüßte empor und ging fürbaß.

Da hört' ich hinter mir ein frisches Halt! Halt! Und als ich den Kopf drehte, sah ich den Mann in raschen Sätzen die Höhe herniedereilen. Langsam folgte ihm die

Frau. Der Eilende winkte wiederholt und so ging ich ihm verwundert entgegen. Als er jedoch vor mir stand, keuchend, wortlos, erkannt' ich ihn. Und freudig stieß ich hervor: „Richard! Du!" Vor zwei Jahren hatten wir uns in St. Goar gefunden. Gemeinsam wanderten wir den Rhein entlang gen Worms. Und die Glut, die vom Himmel, aus grünen Römern, aus schwarzen Augen strahlte, schmolz unsere Seelen ineinander. Dann fuhr er weiter nach Süden, ich kehrte heim nach Berlin und hörte nichts mehr von ihm.

Jetzt endlich sah ich ihn wieder. Und er nahm meinen Arm und führte mich seiner Genossin zu. „Hier mein Poet, von dem ich dir erzählt — hier Frau Sita, meine Liebste." Ich blickte die beiden an mit einer Empfindung, als starre ich noch in die Morgenglut. Ein schöneres Menschenpaar war mir auf all meinen Wegen nicht begegnet. Er — straff, braun, die Stirn von dem lockigen, dunkelblonden Haar wie von lustigen Schlänglein umringelt, die graublauen Augen leuchtend von Lebensbrunst und Schalkhaftigkeit. Sie — biegsam schlank, das schwarze Haar wie von blauem Duft überhaucht, in den großen dunklen Augen den Glanz heißen Verlangens und schwärmenden Träumens. Ein leichtes resedenes Kleid umschmiegte sie wie zartes Gewölk. Sie streckte mir die Hand entgegen, aber ich merkt' es kaum. Da schüttelte mich Richard und rief lachend: „Mensch, was machst du für ein Gesicht! Es ist dir wohl fürchterlich, daß wir dich ertappt haben. Aber das hilft dir nichts. Wir lassen dich nicht los. Du bist unser Gast." Erstaunt fragt' ich: „Bist du denn hier daheim?" „Und wie, und wie daheim! Seit einem Jahr schon sind wir Menschen der Höhe, der Stille, der Einsamkeit. Darum vorwärts nach Bimini! Ein Sonnenaufgangswanderer wie du verdient göttliche Rast."

Ich zauderte nicht lange, schloß mich an und durchquerte mit den beiden den dämmrigen Fichtenwald, dessen Grund wie ein niederer Urwald war von tau-

nassen Blumen und Ranken, von Farren und Gräsern. Mit ein paar Worten erzählt' ich von meiner Reise, die mich bis hierher geführt. Und ich verhehlte nicht, daß mir der Titel Sonnenaufgangswanderer schlecht anstehe, denn allzu oft locke mich die Frühsonne nicht aus den Decken. „Wem sagst du das!" schluchzte Richard mit schauspielerischem Stöhnen. „Vor einigen Monden noch stritten wir uns, meine Liebste und ich, nicht ohne Erbitterung über die Frage, ob die Sonne überhaupt täglich neu geboren werde. Seit ein paar Tagen aber treiben wir Licht- und Wolkenstudien. Und morgens wie abends vergnügen wir uns ehrfürchtiglich an den brennenden Wundern, die Freund Sol auf's Firmament spachtelt. Ach! er versteht's, der Kunstjubelgreis! So ärmlich im Grunde sein Farbenorchester ist. Aber das flötet in Gelb, das jauchzt in Gold, das girrt in Orange! Und die Bläue schalmeit, das Rot stößt ins Horn, und das Lila schluchzt schämig auf der Oboe und lockt dann sehnsuchtslüstern, wollustzitternd mit der Klarinette. Und darüber hinweg rast das bakchische Tamtam des Karmoisin, wie eine Weltuntergangsfuge grollt es aus dem Violett und schon bricht die Götterdämmerung herein: mit schrillem Wehlaut erlischt das Konzert im fahlbraunen Aismoll."

Der Freund war stehen geblieben und den Kopf emporgeworfen strich und malte er mit beiden Händen durch die Luft. Dann atmete er tief auf und rief halb spöttisch, halb feierlich: „Ja, so ist's! Das schildern, das bloß schildern wollen, heißt schon auf's Pfuschen sich verlegen. Nachmachen wollen ist einfach Wahnsinn. Wenn ich Maler wär', ich ließ 's Malen sein." Frau Sita bückte sich, brach eine Lichtnelke und steckte sie dem Freunde ins Knopfloch. Dabei wandte sie ihr Gesicht mir zu und sagte lächelnd: „Das zielt auf mich. Auf meine Staffelei, die nur noch mit Morgen- und Abendroten prunkt. Zum Besingen sind sie freilich nicht. Aber die Sonne hat's leicht, genial zu sein. Ihr

Werk ist sie selbst. In ihren Farben verblutet sie sich selbst. Sie braucht keinen Pinsel als Vermittler.“ Frau Sita sprach fließend, aber mit fremdartigem Tonfall. Richard umfaßte die Zarte und wirbelte sie übermütig ein paarmal herum. Dann küßte er ihr die Hand und sagte: „Recht, Liebste! Im Blutigen ist euch Malern die Sonne über. Dafür habt ihr das prae im Geistigen. Eure Kraft ist Einseitigkeit, die ihre ist Allseitigkeit. Die Kunst führt, die Natur erfüllt. Mit allen Sinnen zugleich eine Stimmung auskosten, sie hören, sehen, schmecken, riechen, das kann ich nur in der Natur. Nur, wenn sie ihn malt, ist der Lichtaufgang noch mehr als ein Farbengeflamm' —, ein Duft, ein Flöten- und Cymbelnklang, rinnender Wein, Andacht, Liebesbrunst. Aber deine Kunst hat auch ihre Vorzüge. Nur weiß ich sie jetzt nicht, denn hier draußen läßt die Natur, die Tyrannin, nichts neben sich gelten.“ Plötzlich drehte er sich zu mir und rief mir zu: „Bitte, schließ' mal die Augen! Ich will dich führen.“

Gehorsam macht' ich mich blind und er leitete mich an der Hand vorwärts. Nur eine Weile. Dann hieß es „Augen los!“ Und in fröhlicher Überraschung schrie ich hell auf. Wir waren aus dem Walde hinausgetreten. Vor uns erhob sich ein mit Busch- und Strauchwerk übergrünter Hügel. Ein Quell plätscherte singend zu Thal. Am Fuß des Hügels, durch einen Garten von ihm geschieden, streckte sich in langer Front ein einstöckiges Holzhaus. Die weißgestrichenen Wände blinkten nur hier und da durch blühendes Geschling von Ranken und Reben. Rings um das Haus zog sich eine Hecke von wilden Rosen. So erquickend licht und frisch war der Anblick, daß ich kein Wort fand, mein Empfinden auszudrücken und nur etwas Banales stammelte von Märchenzauber und Feenheim. „Ja! Ja!“ rief Richard, er selbst freudig erregt. Hier ist in Wahrheit Märchenland. Hier fließt der Jungbrunnen, den draußen die Ponce de Leons vergeblich suchen. Uns ist Bimini keine Fabel mehr. Seit ich hier hause,

leb' ich erst. Früher hatt' ich nur Lebensahnungen. Und Sita geht es wie mir . . „Ich verstand das und fühlt' es ihnen nach, als wir durch die Heckenpforte, zwischen bunt glühenden Beeten hindurch dem Hause zuschritten. Mit tiefen Atemzügen sog ich den Duft, die würzige Luft in mich ein.

Frau Sita ließ uns allein, als wir in Richards Zimmer getreten waren. Die Wände waren dunkelrot gemalt. Nirgends Luxus, doch überall Kunst. Über dem Schreibtisch leuchtete die Kopie einer Landschaft Giorgiones. Gegenüber starrte von der Wand die Medusa Rondanini; darunter schimmerte Böcklins Insel der Seligen. Richard entriß mich meiner Versunkenheit. „Die Kunst thut's nicht allein. Sieh her, wir haben auch noch für andere Dinge Zeit und Eifer." Er öffnete eine Thür und zeigte mir seine Werkstatt, ein weites Zimmer, von Retorten und kleinen Maschinen, von Apparaten und allerlei Handwerkszeug fast ausgefüllt. „Wenn wir das nicht hätten," erklärte der Freund, „würden wir doch wohl zuweilen schon an der Zwei-Einsamkeit erkrankt sein. Abwechslung aber, Allseitigkeit in Genuß und genußvoller Thätigkeit hält uns fröhlich und frisch, daß wir beständig Maiensonne in Haus und Herz behalten. Heut' Askese und morgen Rausch, heute Schweiß und morgen far niente; eine Stunde studieren, erfinden, schnitzeln, ackern, und eine Stunde küssen, plaudern, schwärmen, spielen — das ist unsere Losung. Freilich, Meister in der Allseitigkeit sind wir noch nicht. Nach und nach aber wollen wir's dahin bringen, daß wir keinen Dritten mehr gebrauchen. Höchstens als Freund, nicht als Bedürfnis. Gehen muß das. War nicht früher einmal ein jeder sein eigener Schuster, Schneider, Bäcker und Kornlieferant? Da konnte man ein Kerl sein, jeder ein Herrscher, ein Einzelmensch. Vorausgesetzt, daß man geistig dazu fähig war, sich seiner Individualität bewußt war. Das fehlte allerdings. Jetzt haben wir den Geist, das Bewußtsein, und doch sind wir jetzt einer Sklave

des andern und alle Sklaven der Arbeitsteilung. Das Mittel, uns frei zu machen, wüßt' ich freilich schon. Die Maschine. Bin ich erst von einer Sklavenschar von Maschinen umringt, dann bin ich eine Welt für mich und die ganze andere Welt" —

In diesem Augenblick trat Frau Sita ein und lud uns zum Frühstück. Auf der Veranda war der Tisch gedeckt. Und das saftige Behagen, das durch das ganze Haus verbreitet lag, ging auch von diesem Tische aus. In krystallenen Schalen lockendes Obst, Äpfel, frische Feigen, Bananen. Auf zierlichen Tellern Brot von allerlei Art, blütengelbe Butter, Eier und Käse. Geschliffene Flaschen mit Fruchtsäften, Milch und Honig bildeten den farbenfrohen Hof rings um einen Aufsatz, der mit Wald- und Gartenblumen prunkte. Frau Sita wies mir einen Platz an und sagte: „Gästen gegenüber bedarf ich der Entschuldigung. Mit Fleischernem sind wir nicht versehen. Das kommt nie" — „Nicht nötig! Nicht nötig!" fuhr Richard dazwischen. „Diesmal brauchen wir uns gegen sanftes Gespött nicht zu rüsten. Unser Freund ist selbst kein Leichenvertilger. Ich erinnere mich noch, wie er in Bingen am Gasthofstisch einer ältlichen Maid die Mahlzeit verdarb. Sie hatte gerad in der Zeitung von den köstlichen Mahlzeiten der Niam-Niam gelesen. Und nach jedem Löffel Suppe sprühte sie mit Entrüstung über die vertierten Kannibalen um sich. Endlich ward es unsrem Freunde der Glut zu viel. Und er bemerkte in zartestem Ton: Ich verstehe nicht, mein Fräulein, was Sie gegen die braven Menschenfresser derart in Grimm setzt. So ein Niam-Niam ißt seine Feinde, und wir, — dabei deutete der Schlingel auf die Brathühner, die den Tisch zierten, — wir Kinder der Kultur essen unsre Freunde. Ich geb' zu, daß ein Feind schwerer im Magen liegt, als ein Freund, aber zu sittlicher Entrüstung reicht denn doch der Unterschied nicht aus ... War's nicht so mein Junge?"

Ich nickte schämig lächelnd und griff zu und schmauste.

Zu dem Frühstück erschienen auch die Hausgehilfen, ein junges Mädchen und ein Gärtner. Sie saßen zwanglos mit am Tisch und beteiligten sich auch am Gespräch durch diese und jene Frage. Mir selbst schwirrten noch immer die Worte im Kopf von dem Einzelnen und der Arbeitsteilung. Und ich enthielt mich nicht, etwas ironisch zu bemerken: „Lieber Kerl, du brauchst nur au dem Tisch hier Umschau zu halten, und du wirst finden, daß es doch für de.: Einzelnen sehr schwer sein wird, dies alles, diese Schalen samt Inhalt selbst herzustellen. Noch schlimmer aber, wenn du einmal vom Fleck weg und in die Welt hinaus willst. Eine Eisenbahn, ein Schiff ohne Arbeitsteilung zusammenzuhämmern, das ist auch für dich mit deinem ganzen Sklavenheer ein Unding.“ Richard war sofort mit der Erwiderung bei der Hand. „Das sieht nach einem Einwand aus, ist aber gar keiner. Erstens hab' ich nicht gemeint, daß ich heute schon ohne einen Dritten fertig werden kann. Dazu bin ich noch nicht weit genug weder als Wissender, noch als Könner. Zweitens erfordert es mein Behagen durchaus nicht, daß ich gerade das, was hier auf dem Tische prangt, stets zur Verfügung habe. Ähnlich Hübsches aber für Aug' und Magen getrau ich mir denn doch in nicht zu ferner Zukunft selbst zu erzeugen und zu erpflanzen. Und drittens wird auch für Schiff und Bahn ein Ersatz zu finden sein. Die Lokomotive, dies Untier, ist das Verkehrsmittel der Kapitalzeit, der sozialen Massenbewegung. In den Tagen, wo das selbstherrschende Individuum den menschlichen Typus bilden wird, wird es sicherlich auch ein individuelles Verkehrsmittel besitzen, Flügel oder sonst ein Flugwerkzeug.“ Ich erklärte mich für geschlagen und gab dem Freunde Recht.

Nach dem Frühstück forderte er mich auf, mit ihm in den Garten zu gehen. Und ich erfreute mich an der Fülle und Mannigfaltigkeit, die auf kleinem Raum vereinigt war. Zwischen Obstbäumen breiteten sich Gemüsebeete hin, die von saftigem Gewächs glänzten. Beeren-

sträucher umrahmten die Beete und Zierpflanzen bildeten lauschige Ecken. Fast erregt drückte ich Richard die Hand und sagte: „Du Sonniger! Was ich ersehne, du hast es bereits. Da quälen wir draußen uns mit der sozialen Frage herum, die doch auch nur bezweckt, aus jedem ein Selbst für sich zu machen. Und hier ist die einfache Lösung der Frage.“ „Lösung und einfach! Ja für mich!“ erwiderte er lächelnd. Seine Augen aber blickten ernst, in die Ferne hinaus. „Um das zu sein, was ich bin, dazu gehört Geld, von den Vätern zusammengerafft. Und es gehört wohl auch dazu, um unbescheiden zu reden, ein Maß von Einsicht, von Einsicht, die den Lebensgenuß nicht nach geleerten Sektgläsern mißt. Das Geld mag sich dann und wann ein Dutzendmensch im harten Kampf erringen, aber je härter er kämpft, desto weiter entfernt er sich von der Weisheit. Für die Masse giebt es nur einen Weg zur Individualität, den Massenkrieg gegen die Zustände, die unter Tausenden einen Einzelnen wie mich begünstigen. Nur durch rücksichtslosen Krieg wird sie sich die wirtschaftliche Unabhängigkeit erringen, die mir bereits in der Wiege beschert war. Die Unabhängigkeit ist das erste, die Weisheit das zweite, die vollendete Individualität das letzte. Und ein absoluter Einzelner ist heut noch gar nicht möglich. So lange nicht alle frei sind, schwebt auch meine eigene Freiheit in der Luft. Samen im Winde. Subjektiv ist sie vollkommen, objektiv aber bedingt und beschränkt.“

In diesem Augenblick trat der Gärtner zu uns heran. Richard gab ihm einige Anweisungen und griff dann selbst zur Schaufel, um ein Beet, das neubepflanzt werden sollte, umzuackern. Eine Zeitlang schien er nur mit Händen und Füßen thätig zu sein. Nach einer Weile aber richtete er mehrmals seine Augen auf mich und sah mich seltsam forschend an. Und plötzlich warf er seine Schaufel hin, schlang seinen Arm in den meinen und ging mit mir durch den Garten auf und ab. Offenbar wollt' er sprechen, fand aber nicht gleich den rechten

Eingang. Endlich stieß er halblaut hervor, doch ohne jede Erregung: „Dir kann ich's erzählen. Ja ich will's. Nicht um dich zu unterhalten. Bild' dir nichts ein. Aus krassem Egoismus. Dergleichen Dinge muß ich erzählen, einfach, um sie zu vergessen. Ich hab' das erprobt. Und wie man lernen muß, so muß man auch vergessen können, wenn man wahrhaft leben will. Aber was schwatz' ich? Statt zu erzählen! Hör' zu! Ich will's kurz machen: Sita, — ich hab' mir Sita durch einen Mord erobert, einen Mord." Unwillkürlich riß ich mich von ihm los und sah ihn fragend an. Natürlich scherzte er. Und da er laut auflachte, mein verdutztes Gesicht streichelnd, so lacht' ich mit ihm und brummte: „Ein Mord! Sehr wahrscheinlich. Vielleicht hast du sie im Mittagssonnenschein von einer Fliege befreit. Und zum Dank —" „Nein, Herr Poet. Eine Fliege war's nicht. Übrigens mach' ich keinen Unterschied zwischen Leben und Leben. Auch nur eine Fliege ermordet zu haben, würde mich quälen, wenn es sinn- und zwecklos geschehen wäre. Aber hier handelt es sich um ein Wesen wie du und ich. Ich hab' einen Menschen getötet. Und es quält mich durchaus nicht. Nein, Qual, oder Reue, oder Gewissensbisse oder was sonst die Leute aus Angst und Feigheit sich zusammengebraut haben, — von all dem weiß ich nichts. Die Sache hatte eben Zweck und Sinn, sie war eine Notwendigkeit — für mich. Nur wie ein Windschatten streift manchmal die Erinnerung über meine Gedanken hin, über mein Denken, nicht mein Empfinden. Und selbst die will ich heut los werden. Was soll ich mit ihr? Ich weiß nichts mit ihr anzufangen . . . Wie es dazu kam? Ja, viel Seltsames war nicht dabei.

Du weißt, als wir uns damals vor zwei Jahren in Worms trennten, fuhr ich in die Schweiz hinein. Acht Tage blieb ich in Zürich. Im Gasthof lernt' ich einen Signor Nesso kennen, einen Tessiner. Er hing sich an mich an, weil ich sein Italienisch verstand, und war nicht abzuschütteln. Ein Kerl von Pappe. Äußerlich

glatt, innerlich struppig. Voll Bosheit, aber nicht eigentlich gemein. Um schurkisch zu sein, dazu war er viel zu oberflächlich. Ohne Geist, ohne Empfindung. Er hatte für nichts Sinn, als für Klatsch, Sport und guten Wein. Aber sein Klatsch unterhielt mich. Ich fühlte mich damals etwas leer, unbefriedigt, gesellschaftsbedürftig. Eines Abends bewahrt' ich den Signor vor einer Tracht Prügel. Bauernknechte, die er durch einige seiner frechen Bemerkungen vor den Kopf gestoßen, hatten ihn schon unter den Fäusten. Zum Dank lud er mich ein, mit ihm auf seine Besitzung zu fahren. In der Stimmung, die mich beherrschte, willigte ich gern ein. Und so fuhren wir los, durch den Gotthard hin. In Lugano setzten wir uns zu Pferd und erreichten nach einigen Stunden das Gut. Sehr hübsch, aber sehr verwahrlost. Tabakpflanzungen, Weingärten, Park, Wald, es fehlte an nichts, nur an Aufsicht. Am Abend führte mich Nesso zu seiner Frau . . . Sita stand vor mir. Und als ich spät in der Nacht von ihr auf mein Zimmer ging, da schrie und schluchzte und lacht' ich vor toller Herzenserregung. Was wir an dem Abend geredet, gespielt, gelesen haben, davon weiß ich und wußt' ich auch damals nichts. Aber ich wußte, daß sie es war, die ich stets gesucht, geträumt und im Traum umschlungen hatte. In allen Empfindungen, allen Sehnsuchten, allen Gedanken waren wir eins. Und ihre Augen, ihre zitternde Hand hatten es mir gesagt, daß auch über sie das Einsgefühl wie ein Wirbelsturm hereingebrochen war. Ich hab' es nie begriffen, daß Liebe zwei Gegensätze verbinden soll. Nein, eins sein wie Hall und Widerhall, das ist das Glück. Ich hab' es geahnt und heute weiß ich's. Aber was kümmern dich meine Empfindungen! Kurz und gut, schon am Tage drauf bekannten wir uns, was in uns blühte und glühte. Und unter wilden Küssen stöhnt ich in einem fort: „Ich lass' dich ihm nicht. Lass' dich ihm nicht. Du bist mein, einzig mein für immer, für immer.“

Inzwischen ging Nesso auf die Jagd. Ahnungslos. Er hatte gar kein Gefühl dafür, daß er ein lebendiges Gut besaß, des stehlens, des raubens wert. Sie war ihm gleichgiltiger als das Huhn, nach dem er schoß. Ja, manchmal zuckte es aus seinen Worten und Mienen wie Haß, kalter, leidenschaftsloser Haß. Und zwar immer dann, wenn ihm ihre Überlegenheit — nicht bewußt, aber doch merkbar wurde. Natürlich war das nicht von Anfang an so gewesen. Er hatte sie zu lieben geglaubt, oder sich doch in sie vergafft, so lang' er sie nicht kannte. Aber sie waren noch nicht acht Tage verheiratet, da hatte sich schon wie über Nacht die unsichtbare Mauer zwischen ihnen aufgebaut. Und sein Haß machte mich keck. Ohne Umschweife forderte ich eines Morgens von ihm, Sita freizugeben. Er verliere mit ihr nur eine Last, einen Alb, eine Wolke in der heitren Luft seines Daseins. Er hörte mich ruhig an, schnalzte einige Mal und lächelte höhnisch. Dann bog er sich vor, lauernden Gesichts, und flüsterte: „Gut! Gut! Signor Riccardo. Euer Wunsch ist mir Befehl! Selbstverständlich! Nur eins noch! Sie — Sie — liebt Euch? Nicht wahr? Sie hat's Euch gesagt — ist's so? Sie steckt hinter Euch — sie will fort? Sprecht, gesteht's!" Ich starrte ihn etwas spöttisch an und zuckte mit den Achseln. Da — mit einem Ruck erhob er sich, klatschte in die Hände und kreischte: „Täubchen! Täubchen! Jetzt hab ich dich! So wollt' ich's. Fest an der Kette — an der Kette! Flieg doch, Teufelin! Zu! Zu!" Und plötzlich sprang er seitwärts, griff nach einem Revolver, der auf dem Tisch lag, zielte auf mich und rief mit theatralischem Pathos: „Eins! Zwei! Drei! Signor. Treff' ich Sie nach zehn Minuten noch in meinem Hause, dann schieß' ich Sie über den Haufen wie einen — einen lahmen Hengst!"

Ich drehte ihm kurzweg den Rücken und ging. In einem nahgelegenen Bauernhof fand ich Unterkunft. Kaum war das abgemacht, eilt' ich nach Lugano, mietete

zwei Pferde und ritt wieder dem Gute zu. Der trübe Herbsttag stimmte mich nichts weniger als wehmütig und weich. Ich fühlte eine kalte Entschlossenheit in mir, auch vor dem Äußersten nicht zurückzuschrecken. Und trotzig lacht' ich in den frostigen Wind hinein, der mir entgegenschlug. Einen Revolver hatte ich zu mir gesteckt. Trat er noch einmal zwischen sie und mich — dann hinweg mit ihm! Sein Leben oder das meine. Eine andere Wahl sah ich nicht mehr. Ohne dies Weib konnt' ich nicht mehr sein. Die Stunden, die ich von ihr getrennt war, waren mir wie eine unendliche Leere, in der ich mir selbst wie ein Nichts, ohne Gefühl, ohne Bewußtsein, vorkam. Und deshalb durft' ich auch nicht zaudern. Ich wußte, daß er des Abends auf die Jagd ging. Ehe er zurückkam und Sita vermißte, würd' ich mit ihr in Lugano sein.

Als ich das Gut vor mir sah, stieg ich ab und band die Pferde in der Nähe des Parkes an einen Baum. Dann schritt ich dem Park zu. Aber, o Gott, das Thor war geschlossen! Die Mauer fast unübersteiglich. Und hinter der Mauer hört' ich Schritte; ich merkte, daß Nesso auf der Wacht war. Zu weiterem Überlegen kam ich nicht. Der Sturm toste immer wütender und eisiger, er warf solche Regenmassen zu Boden, vor sich her, daß ich in wenigen Minuten zerpeitscht, zerschunden, überschwemmt war. Es blieb mir nichts übrig, als auf den Bauernhof zurückzukehren. Dort stellt ich auch die Pferde ein.

Die Nacht, die ich durchwachte, war entsetzlich, todeswahnsinnsschaurig. Sehnsucht nach ihr, wilde Angst um sie, ein immerwährendes Aufbäumen gegen den Mordgedanken, und wenn dies Äußerste nicht — was dann? Nein, töten konnt' ich nicht, ich, der ich zitterte vor Pein, als mir einst ein Fisch an die Angel geriet und vor mir zappelte. Was nutzte mir auch ein Mord? Aber wenn das nicht — was half mir sonst? Sinnlos rannt' ich im Zimmer auf und ab. Mein Kopf war lahm, taub, irr. Ich

ballte die Fäuste gegen den pfauchenden Sturm. Das Fenstergeklirr klang mir wie ein Gesang von Rasenden, hohnvoll kreischend. Als ich zufällig in den Spiegel blickte, war ich mir wie ein Fremder, ein Toter. Gegen Morgen endlich fiel ich halb ohnmächtig aufs Bett und schlief bis in den Mittag hinein.

Als ich erwachte, dacht' ich an die Nacht zurück wie an eine ferne, traumgewordene Vergangenheit. Vom Himmel blitzte die Sonne und ich selbst fühlte mich licht und frei, als ob der Kampf schon siegreich beendet sei. Ich lächelte über meine Mordlust. Wie konnt' ich nur an meinem Glück verzweifeln! Es mußte ja alles gut werden. Zwischen ihm und mir gab's für das Schicksal keine Wahl. Er hinab, ich empor, er in die Nacht, ich ins Licht. Das war unsere Bestimmung, — so mußte es kommen. Über das Wie zerbrach ich mir nicht den Kopf. Das war nicht meine Sache. Es würde sich finden, von selbst, wie sich stets mein Glück gefunden hatte, ohne mein Zuthun.

Nur ein Empfinden brannte in mir, die Sehnsucht nach ihr, ich mußte sie sehen, sie sprechen. Und so macht' ich mich fertig wie zu einem Besuch, aß und trank mit viel Behagen und trat dann auf die Landstraße hinaus.

Vielleicht konnt' ich auf einem Umweg an das Haus gelangen. Durch den Wald. Die Pfade waren mir nicht unbekannt, da ich Nesso ein paarmal auf seinen Jagdstreifereien begleitet hatte. Der Bewegung halber, nicht um zu schießen. Eine Strecke lang fand ich mich denn auch im Walde zurecht. Aber bald irrt' ich vom rechten Wege ab. Mehrere Gewässer waren breit angeschwollen, ich mußte sie mühsam umgehen. Dadurch geriet ich in die Berge und erst nach stundenlangem Schweifen kam ich wieder an eine Stelle, die mir bekannt schien.

Dieses sumpfige Bruch hatt' ich schon einmal gesehen. Gewiß! Hier war es, wo Nesso seinen An-

stand hatte auf Wildenten. Sollt' ich ihn erwarten? Es dämmerte schon, das Grau des Abends senkte sich tiefer und tiefer. Möglicherweise kam er — er, er. Und dann. — Ja, dann. — Was sollt ich mit ihm! Ihn sucht' ich ja heute nicht. Um so besser für mich, wenn er das Haus verlassen hatte.

Und so schritt ich vorwärts, wieder dem Walde zu. Eh' ich ihn erreichte, stieß ich auf den hölzernen Steg, der über einen Gießbach führte. Der Bach, sonst so zahm, gurgelte und schäumte und schnaubte im Gestein, wie ein reißend Tier, das über seiner Beute liegt. Vorsichtig erklomm ich den Steg und tastete mich am Geländer hin. Mit einemmal blieb ich wie gelähmt stehn. Die Brücke schwankte gleich einem Seil im Wind. Jeden Augenblick konnte sie zusammenbrechen. Erst nach einer Weile wagt' ich mich wieder vorwärts. Aber von neuem hielt ich taumelnd an, — ein Brett löste sich unter meinen Füßen und platschte ins Wasser. Fast verlor ich das Gleichgewicht. Und da ich sah, daß der Steg zu Ende ging, so besann ich mich nicht lange und sprang mit jäher Kraftanstrengung aufs Land hinüber. Der Stoß erschütterte das Holzwerk derart, daß mehrere Balken dem Brette nachfolgten. Ich schüttelte mich, es überlief mich ein Frosthauch. Und ich mußte mehrmals tief Atem holen, eh' ich weiter gehen konnte.

Die Holzschneise, die ich jetzt entlang schritt, war mir bekannt; sie lief geradewegs dem Parke zu. Eine Viertelstunde lang durchmaß ich schon den fahldunklen Wald, da hört' ich Schritte — mir entgegen. Unwillkürlich trat ich zur Seite ins Gebüsch. Und wirklich — er war's. Ich sah ihn nicht, aber er rief seinen Hund an, der mich witternd stehen geblieben war. Der Hund folgte dem Ruf und bald war das Paar meinem Hörkreis entschwunden. Ich lachte hell auf und trat auf den Weg zurück.

Da — plötzlich durchzuckte es mich: wenn er die Brücke beschritt, ahnungslos, dann war er verloren.

Und einen Augenblick trieb es mich, ihm nachzueilen, ihn zu warnen. Aber nur einen Augenblick. Dann wurde der Trieb von einem Wirbel von Empfindungen übertäubt. Nur zu! — ich glaube, ich knirscht' es laut vor mich hin — nur zu! Das ist die Entscheidung. Nun sind wir beide in des Schicksals Hand. Jetzt tritt die eherne Notwendigkeit, jetzt tritt sie einmal aus ihrem Dunkel heraus, offen auf den Plan, — die Notwendigkeit alles Geschehens. Mag sie das Schwert erheben — für mich — gegen mich! Was geht mich das Leben dieses Mannes an! Ein Felsblock mir im Wege! Weiter nichts. Ich kann ihn nicht beseitigen. Aber ich juble, wenn ihn der Anprall einer stärkeren Kraft zertrümmert. Und ich reckte mich hoch auf, wie triumphierend.

Nur eine Angst quälte mich: wenn die Brücke zusammengestürzt war, eh' er sie betrat! Wenn sie ihn noch trug! Wenn er rechtzeitig gemerkt, wie morsch sie war! Mit allen Sinnen horchte, starrt' ich in die Nacht hinein. Mein Empfinden preßte sich zusammen wie in ein Gebet — ein Gebet um Vernichtung. Das war Mord — ich empfand es. Aber ein Mord, der keinen Ankläger fand, nicht einmal in mir selbst. Er oder ich! Seine Dumpfheit oder meine Seligkeit! Tötet, tötet ihn, ewige Mächte!

Plötzlich schrak ich auf. War das nicht ein Ruf — wimmerndes Hundegebell? Nein, nein! Ich täuschte mich. Kein Laut war zu vernehmen. Die Spannung aber in mir hatte sich gelöst. Und ich schritt weiter, ohne zurückzusehn. Ich summte eine Melodie vor mich hin, die mir unversehens in den Sinn kam. Ich suchte die Worte dazu, fand sie aber nicht gleich. Wie war es doch? Ach, richtig! Das war's: „Edward, wie ist dein Schwert so rot! Edward." Aber das Rot hatte nichts Schreckhaftes für mich. Ich sah es vor mir glänzen — lichter und lichter, den Himmel umspannen wie ein schimmerndes Hochzeitskleid. Ich ging zu ihr . . .

Am anderen Tage erfuhr ich, daß Nessos Leiche unweit Lugano ans Land getrieben sei. Eine Stimme in mir klang: Gut so! . . Weiter empfand ich nichts“. . .

Richard schwieg. Stumm sah ich ihn an. Und wahrlich, dieses Lächeln, diese Augen verrieten nichts von Schuldgefühl. Und in dem Augenblick durchzuckte mich der Gedanke: Das Seltsame ist eigentlich, daß er in dem Vorgang einen Mord sieht. Für sein Empfinden ist es freilich auch einer. Der Philister würde in der Sache nichts sonderlich Erregendes finden, höchstens in dem Ehebruch, der aber für Richard nichts bedeutet . . Ich wollte den Gedanken aussprechen, — aber da faßte er meine Hand und sagte: „Komm! Die Geschichte ist abgemacht. Dein Urteil brauch' ich nicht. Das ist ja das Zeichen wahrer Menschlichkeit, daß ein jeder von uns alle Entscheidung in sich selber trägt, in sich selber sein Gesetz, sein Gericht — Kritik und Anerkennung, Schande und Ehre nur von sich selbst nimmt.“ Aber das eine fragt' ich doch noch: „Weiß *sie* darum?“ „Erzählt wie dir hab' ich's ihr nicht. Angedeutet gewiß. Sie bedarf keiner Schonung. Sie ist stark. Stark, wie ich.“ Schweigend gingen wir dem Hause zu. Beim Mittagessen war Richard ausgelassen heiter. Mehrfach scherzte er über den Tod, den Spaßmacher, der das Leben athetisch bedrohe und es nur immer herrlicher neu schaffe. Nur den Rost in uns kratzt er fort, das Leben in uns bleibt. Leben wir lächelnd, als wäre er nicht, denn die Furcht fördert den Rost! Und die Operation wird dadurch schwieriger. Meldet er sich dereinst, so laßt uns ihn begrüßen, wie den Arzt, ein wenig zitternd vor dem Skalpell, aber voll Sehnsucht nach der Heilung!

Den Nachmittag verbrachten wir mit Ballspiel. Am Abend aber saßen wir zu drei in der Laube. Über uns breitete ein Nußbaum sein Laubgefieder. Immer beredter machte uns der Wein. Wir sprachen über die Frage, was das höchste Glück sei. Und jeder fand vier und fünf Antworten. Einssein in Liebe, Einssein mit

der Natur, pantheistisches Allgefühl, unbedingte Unabhängigkeit, Freiheit von der Alltäglichkeit, von den Vorurteilen der Masse, dem Druck des Unwissens, mystischer Rausch, Askese — das alles schwirrte fröhlich durcheinander. Wie verzaubert aber verstummten wir mit einemmal zugleich.

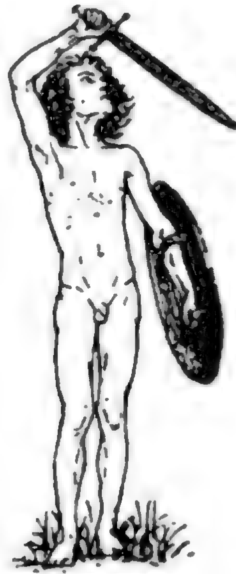
Durch die Blätter und Zweige nieder rann Mondesglanz. Weißglimmende Lichtblüten streute er auf Tisch und Boden. Die Gläser blinkten und glitzerten, als sprühe der Wein in Funken empor. Sitas Antlitz verklärte sich in dem Glanz zu mystischer Schönheit. Träumend starrte ich sie an.

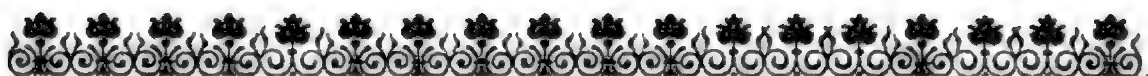
Da sprang Richard auf und flüsterte: „Sita! das ist eine Stunde zum Singen. Ich hole die Laute.“ Sie nickte. Bald war er zurück und sie nahm die Laute und präludierte. Eine heiße, wildfahrige, sinnliche Weise, tarantellagleich, die aber fast unvermittelt in eine mildere, jubelnd feierliche Melodie überging. Weich und doch klangvoll klang es dann von den Lippen der schönen Frau:

Wie von goldnen, wie von goldnen Harfensaiten
Klingt mein Lied zu dir.
Deine Flügel, deine Flügel sollst du breiten,
Schwing' dich auf mit mir.
Laß dich tragen, laß dich tragen
In das maiengrüne Land,
Wo in weißen Blütenhagen
Goldne Liebestempel ragen,
Myrthenlaubumspannt.
Deine Wunden, deine Schmerzen
Lischen wie ein Hauch,
Knospend sprießen dir im Herzen
Seligkeiten auf.
Menschen siehst du feiernd wallen
In den lichtdurchgrünten Hallen,
Die wie Götter sind.
Liebend werden sie umfangen
Dich, der Sonne Kind.
Alle Sehnsucht ist vergangen —
Alles ist erfüllt;
Nur ein einziges Verlangen
Fühlt sich nie gestillt.
Laß dich locken in das maien —
In das maiengrüne Land,
Der du jenen Schönen, Freien
Brüderlich verwandt.
Komm, mit jenen Schönen, Freien
An dem ew'gen Quell zu ruhn —
Laß dich tragen in das Maien —
Maienland von Avalun.

Wie ein süßer Duft verann das Lied in den Lüften, lichtgleich entschwebten die Töne fern und ferner. Nach einer Weile hob Richard das Glas und rief: „Stoßt an, ihr Schönen, Freien, daß die Menschheit, daß unsere

Brüder alle den Weg finden ins Maienland! Nur wenn alle frei geworden der Schönheit leben und der Freude, erst dann ist die Erde das Reich des Lichts. So lang noch einer unter dem Joche stöhnt, zittert seine Qual in uns nach, und wir andern sind noch nicht ganz Kinder des Lichts. Aber kommen wird der Tag. Dessen sind wir Zeugen und Boten, wir, wir. Er wird kommen. Ihm dieses Glas! Avalun! Aval!"





Julius Hart

Das Hünengrab



Das Hünengrab

Ein Leben in Träumen

Hart am Abhang führte der schmale Weg hin, mitten durch das weißrauchige strahlende Licht der Julisonne, leuchtend und funkelnd im Glanz des Sommers. Vorüber an grünen Weizen- und Roggenfeldern, die sich hier und da gelb zu färben anfingen, feucht und saftig von Fruchtbarkeit schimmernd. Blumen und Farben überall, Farben wie auf der Palette, dick aufgesetzt, wirr durcheinandergestrichen: dort nichts als ein großer blauer Flecken am Wege, eine Wildnis von Cichorienblumen, und gleich daneben eine wuchernde weite Fülle goldgelben und süßduftenden Honigkrauts.

Gleich neben dem Wege stürzte der Boden steil und tief in die See hinab, hier und dort eine Schlucht bildend, eine Lithe, wie die Fischer auf der Insel sagen. Die Küste sieht aus wie eine Torte, aus der das Messer an einzelnen Stellen ein Stück geschnitten hat. Über die Kante starrt das Auge in die öde stille Schlucht, die mit bräunlichgrünem Gras bewachsenen Abhänge hinunter, aus denen ein weicher süßer Duft hervorquillt, — der Duft des Honigkrauts, das auch dort unten goldgelb

hervorschimmert. Vereinzelt hängt Struth und Gestrüpp an den so nackt und leer aussehenden Wänden, die um ihrer Nacktheit willen noch steiler und tiefer zu sein scheinen. Unten noch ein schmaler Streifen Landes, gelber Dünensand, dicht bedeckt und übersät mit Granitsteinen und Felsblöcken, — ein wilder rauher Pfad, den selten einer geht und der gleich wie ein Stück verlassenen Kirchhofes daliegt, voll von eingesunkenen und umgestürzten, zerborstenen und zerbrochenen Grabsteinen. Nur auf den Steinen, die am weitesten vorgerückt, bespritzt und umspült von den Wellen, in der See liegen, ein zuckendes Hin und Her, sich regende und bewegende, weiße und dunkle Flecken: Möven, welche dort eine kurze Rast gefunden. Ein vereinzelter Mövenschrei tönt von unten herauf. Dort flattert einer der grauen Seevögel wild unruhig über dem ewig wandernden Wasser, sinkt hernieder, stürzt und ist wie in den Wellen verschwunden.

Kühl und frisch atmet es aus der Schlucht empor, — kühler Dunst und Geruch der See. Ein unaufhörliches Gemurmel und Gebrause dort unten, ein Hin- und Herfluten ewig und unabänderlich, das bewegliche Unbewegte. Sinken und Steigen der Wellen, einförmig und immer dasselbe Einerlei, einförmig wie mein Dasein ist, und doch so voll von Unruhe, von Hasten und Treiben. Vorn Wellensturz, Welle neben Welle, Woge über Woge, in der Ferne aber spiegelnde Glätte, sanfte Fläche und Ruhe, bis sich in der letzten Weite alles in Duft und flimmernden Nebel verliert, in violettbläulichem dichtem Dunst. Auch das Meer funkelt und glänzt im Licht des Sommertags, durchleuchtet von Glut und Feuer, und wie ganz verwandelt in fließendes Erz. Da liegt es wie ein in Wind und Sonnenschein wogendes Feld, grünlich schimmernd in allen Abtönungen, tiefschwarzgrün dort hinten, düster über unendlichen Abgründen, allmählich sich aufhellend zu eichengrünem und smaragdenem Glanz und nahe am Ufer, wo die Meereswiesen, nur wenig unter der Flut vergraben, hell hervorleuchten,

große Flecken hellsten giftigen Grüns. Und dort wieder braune und schwarzgraue Linien, Streifen und Bänder, drüben tiefe Bläue und nach Norden zu ein zarter silbergrauer Hauch, wie matter Tau über die Wellen ausgebreitet.

* * *

Hart am Abgrund, weit über die See hinwegschauend, liegt das Hünengrab. Starr und düster ragen zwei mächtige Steinblöcke aus dem gewölbten Hügel hervor, höher als ein Mann ist, der eine breit und rund, der andere wie eine phrygische Mütze fast, beide bedeckt mit grünlich-grauen Flechten, verwaschen und gries, vom Alter verwittert. Es sind die Thorsäulen des Grabes, die an seinem Eingange Wache halten, gleich zwei rauhhaarigen, hundertjährigen, narbenbedeckten Kampfrecken, welche zusammengekauert, das Haupt zum Knie herab, stumm dasitzen. Achtundzwanzig Steine umfriedigen den heiligen Bezirk des Todes, eiförmig den Hügel einschließend, die einen bis an den obersten Rand in der Erde versunken, die anderen noch mit halbem Leibe hervorragend, fast überwuchert von Gras und Blumen.

Zwischen den Totensteinen und im Innenraum des Grabes nichts als lachendes Gras und Blume neben Blume, der ganze Hügel ein einziges Blütenbeet. Alle Blumen des Feldes durcheinander. Thymian wächst dort und Honigkraut, blaßbläuliche und mattrötliche Skabiosen, auf langen Stengeln sich wiegend, stehen inmitten stachlichter Disteln, Scharfgarbe und Hahnenfuß durchflechten bunt das grüne Gras. Leben, goldenes Leben überall, Blühen und Werden. Aus den Lüften klingt ein frohes übermütiges Lachen und von der Erde hallt es zurück. Es ist das Lachen des Sonnenlichtes, das in alle Eckchen und Winkelchen, Ritzen und Spalten hineingekrochen ist, wie ein Regen in Millionen Tropfen an den Halmen und Blättern hängt und hinabfließt, da oben am Himmel

aber und in den Lüften als ein unerschöpfliches, uferloses Meer sich ausdehnt. Unter seinen Küssen erschauert das Laub und Gras und seine Farben verklären sich, wie ein Menschenantlitz in großer, großer Liebesfreude sich aufhellt. Überall wird Hochzeit gefeiert; Sonnenstäubchen tanzen und schweben auf und nieder, und der Staub der Blüten fliegt von Kelch zu Kelch. Käfer in grün- und braunschillernden Metallpanzern laufen wie berauscht durcheinander, als hätten sie schon zu viel vom Sommerwein getrunken, und durch all das leise Gesumm klingen laut und lärmend die schnarrenden Stimmen der Grillen, welche an diesem Festtage sich besonders wichtig fühlen. Vogelstimmen von allen Seiten, — ein unsichtbares Orchester, das in der Luft, im Gras und in den Gesträuchen überall verteilt ist. Nur dann und wann sieht irgendwo ein Köpfchen hervor, raschelt ein Flügelpaar und einer der kleinen Sänger fliegt über die Kornfelder dahin wie ein flüchtiger Schatten. Aber das Gezwitscher, Pfeifen und Tirilieren hört nie auf und mit der Sonne lacht alles um die Wette, lacht ohne Aufhören, kichert in sich hinein.

Sommerstimmung und Herbststimmung. Sonnenstimmung — Windstimmung. Vom Meere herüber kommt der Wind, der hier nie einschlummert, kühl, frisch und fast herbe. Ein ewiges leises Brausen in den Lüften und ein dumpfes Rohren unten an der Erde in den Grasflächen, im ewig bewegten, rauschenden Laub. So viel Leben ringsum, und auch so viel Einsamkeit und tote Ruhe. Grabeskühle, Grabesschweigen. Die alten Hünensteine steigen schwarz und leer in die Luft empor und starren augenlos und verlassen über Felder und Äcker und über das weite verlassene Meer. Nichts regt sich auf seinen schillernden Gewässern. Drüben nur liegt regungslos ein verankertes Feuerschiff, das drei nackte, leere Masten in das Sonnenlicht hineinstreckt. Tag und Nacht liegt es so, tot und ausgestorben, wie ein Stück Vergangenheit. Auch die alten Hünensteine sind nichts

als Vergangenheit und Erstarrung, bergesalte Wesen, die in sich hineinstieren, dumpf und seelenlos.

Aus dem verwitterten Gefels, dem grüngrauen Moos tönts aber, wenn der Wind dagegen bläst, wie unordentliches Gemurmel, wie der letzte Hall fern-fernabziehender Musik. Und wer mit Dichters Geisterohren zu lauschen vermag, der erkennt dumpf-dumpfpochende Leichenmusik, einförmig hohle Klänge eines altgermanischen Leichenmarsches. Nur die Pauke dröhnt — dumpf — dumpf! Ein Schlag — und dann ein Schweigen — und wieder ein Schlag, wie der Gang und Schritt eines steinernen Rolands. Am Abhang des Meeres entlang kommen, sonst ganz stumm und lautlos, gesenkten Hauptes, die Männer im dunklen Abend herangeschritten. Auf der Bahre tragen sie Beowulf, den alten Sonnenkämpen, den greisen Drachentöter, der nun selber mit zerschundenem Haupt und zerfleischten Gliedern, das greise Haar blutfarbig, daliegt, dem Drachen zum Opfer gefallen. Sein leeres totes Auge stiert in den brandroten Abendhimmel, in das blutige Licht der mütterlichen Sonne und um den wilden Mund liegt erstarrt das letzte Siegerlachen. Hier auf der Höhe, am Rande der See, wo die Stürme nie schweigen, wo der Blick weit, weit über die Wellen hinschweift, wollen sie ihm den Grabhügel aufwerfen und die Steine setzen, achtundzwanzig Steine rings im Kreis und zwei Riesenblöcke als Hüter am Eingang, — hier auf der Höhe des Meeres, wie es seine alte germanische Sehnsucht war, wie er es ihnen sterbend befohlen hatte:

Heißt die Kampfberühmten einen Hügel bauen,
Nach dem Strande blickend an der Brandung Klippe!
Zum Gedächtnis soll der meinem Degenvolke
Hoch sich erheben auf Hronesnäß,
Daß es die Seefahrer seitdem heißen
Den Berg des Beowulf, die die brandenden Kiele
Über der Fluten Genebel fernhin treiben ....

Langsam und schwer kommen die Männer beim dumpfen Schlag der Pauke herangeschritten und machen

schweigend Halt. Nur die Pauke tönt immer zu . . . immer zu. Der, welcher den lodernden Feuerbrand trägt, giebt den anderen einen stummen Wink und sie bauen den Holzstoß auf, den sie mit glänzenden Helmen behängen, mit narbenreichen, zerhauenen Waffen, Schilden und Panzern, an deren einem noch das frische Blut klebt und langsam gerinnend träg heruntertropft. Nacht ist schon herabgesunken und fahl blinkt nur hier und da der bleigraue Wellenschimmer draußen auf dem Meer aus der endlosen Finsternis hervor. Da erhebt sich rings ein dumpfes Weinen und Klagen im Kreise der Männer und aus dem Brausen der Winde und der Wasser tönt es fast noch dumpfer und wilder. Auf den Holzstoß legen sie den langausgestreckten Riesenleib des Drachentöters und werfen die Fackel ins aufgehäufte welke Laub und Struppwerk; mächtiger heult der Seewind, jäh schießen und züngeln Flammen an allen Seiten empor und zuletzt schlägt ein großes einziges Brandfeuer in die Luft hinein, düsterrot sie färbend und weithin über das mächtige Meer hinweg leuchtend.

* * *

Am Hünengrabe ruhten wir beide aus. Schon seit frühem Morgen waren wir gewandert, immerfort der Sonne entgegen und immerfort mitten durch das helle warme Licht des Sommertages. Bald waren wir gelaufen, mit rotglühendem Gesicht und hatten miteinander Fangen gespielt wie die Kinder, und dann wieder gingen wir eine Strecke, eng aneinander gepreßt, Arm in Arm und fielen uns plötzlich um den Hals und küßten uns. Leise hörte ich sie dabei lachen und in meinem Herzen klang es wieder wie das silbrige Schwirren aneinander tönender Weingläser. Mitten durch das Korn waren wir gesprungen, berauscht von unserem Glück und unserer Liebe, vom Lichte und vom frischen Duft der Ähren und waren in die Kniee gesunken, durchschauert von Strömen süßer, heiliger Andacht und schwuren uns,

während die Halme über unseren Häuptern wogten, alte Eide zu.

Nun lagen wir ruhig nebeneiander, übersungen von leisen Vogelstimmen, überflogen von bunten Schmetterlingen, braunen Distelfaltern und gelben Citronenvögeln, einer von des anderen Armen umschlungen und genossen still unsere Nähe, den Glanz der Sommerwelt, den Duft des Grases und der Erde und das Rauschen des nahen Meeres. Und ich sann darüber nach, wie das alles so plötzlich gekommen war, diese ganze große Liebe, dieses mächtige, leidenschaftliche Empfinden, dieses unsagbare, tiefe Glück. Vorgestern noch in meiner Seele Haß, Gleichgiltigkeit, Erbitterung, Frohheit, wieder eine Leidenschaft abgethan zu haben, und jetzt war sie mein Weib. Mein Weib, — mir, ich fühlte es für alle Zeit. Meine letzte Liebe, die ich tiefer und gewaltiger als meine erste empfand. Hochzeit hatten wir gefeiert, wir beide ganz allein, und kein Gast war zugegen gewesen, nicht Vater noch Mutter, nicht Bruder noch Freund. Niemand hatte uns seinen Segen gegeben, als wir selber uns ganz allein. Wir bedurften keines anderen Segens als nur unserer Liebe. Hier, an der Brust der Erde und der Brust meines Weibes, in der Stille der Einsamkeit und im Angesichte des Meeres, umrauscht von den Atemströmen der Sonne, fühlte ich die süße Lust, ganz frei zu sein, frei von allem Zwang. Zerbrochen hatte ich die Fesseln der Gesetze, die ich mir nicht selber geschrieben hatte, die Fesseln einer Moral, deren ich nicht mehr bedurfte. Philistersitte und Werkeltagsmeinung hatte ich mit Füßen getreten und Staat und Gesellschaft jubelnd verneint. Und ich war glücklich, — ein Erlöster, ein Freier.

Wie rasch war das alles gekommen! Gestern Morgen in der Frühe — da stand sie plötzlich vor mir. „Du bei mir?“ hatte ich ihr nicht ohne Erbitterung entgegengerufen. In der Nacht glaubte ich alles niedergekämpft zu haben, was ich an Schmerzen in der letzten

Zeit empfunden hatte und verspürte zuletzt fast ein Frohgefühl, wieder frei zu sein von einer Liebe, die seit Wochen mich mit so unendlichen Qualen verzehrte. Da weckte ihr Anblick alle Schmerzen wieder von neuem auf, und ich starrte sie zornig an: „Morgen ist deine Hochzeit. Der bravste und dümmste aller Philister führt dich heim . . Staat und Kirche geben ihren Segen und versichern dich, daß du den besten ihrer Söhne mitbekommen hast . . Was willst du noch von mir? — Und dann fühlte ich mich plötzlich von ihren Armen umschlungen, sie saß auf meinem Schoße und küßte mich unter Lachen und Thränen: „Ich habe dich nur lieb, dich ganz allein. Laß uns fort von hier . . weit fort . . nimm mich mit dir, laß mich mit dir fortlaufen, immer weiter — immer weiter.“ Ein Rausch kam da über mich, eine trunkene Stimmung voller Glück und Frohheit, alles fiel ab, was mich bis dahin gezwungen und gefesselt hatte, und goldene Freiheit dehnte sich vor mir aus, weit — unendlich weit.

Ein paar wilde Flüchtlinge irrten wir seit gestern durch die Welt, hatten alles hinter uns im Stich gelassen und wollten uns ein neues Leben zurechtzimmern. Thränen, Spott, Verwünschungen, Flüche, Zorn . . wir wußten, daß das alles uns hinterdrein folgte, aber in dieser ganzen Zeit hatten wir uns nur geküßt, fast immer nur gelacht und gejubelt, und so waren wir wohl im Recht gewesen. Nur einmal hatte ich in ihrem Auge eine Thräne gesehen. Wir saßen am Quai und warteten auf die Abfahrt des Schiffes. Fröhlich stießen wir mit den Gläsern an, als ich plötzlich bemerkte, wie ihre Hand leise zitterte und ein Schatten von Verlegenheit über ihr Gesicht hinflog. Sie wandte ihr Gesicht ab, und es war, als wenn sie sich zu verbergen suchte. An einem der nächstliegenden Tische hatten sich andere Reisende niedergelassen, die fortwährend zu uns herüberblickten und miteinander zischelten und tuschelten, wobei die Gesichter zweier Frauen ein immer entrüsteteres

Aussehen annahmen, während die Männer spöttisch-cynisch lächelten. Echte und rechte Philistergesichter. „Da sitzen ein Paar, die dich kennen, Hänschen,“ sagte ich zu ihr und drückte fest ihre Hand, wobei sie nur leise und scheu mit dem Kopfe nickte. Gleich darauf stand eine der Frauen auf, welche am entrüstetsten ausgesehen, und kam auf unseren Tisch zu. Ihr Gesicht hatte sich im Nu verwandelt und strahlte von dem gütigsten und wohlwollendsten Lächeln. „Wie kommen denn Sie hierher, liebes Fräulein?“ sagte sie so arglos, wie nur möglich, und mein armes, dummes Hänschen flog ganz verwirrt in die Höhe, während eine brennende Röte sein Gesicht bis an die Haarwurzeln färbte. Dann stotterte es verlegen ein paar Worte und lief auf einmal, mit tiefgesenktem Kopfe, fort, dem Schiffe zu.

Nun war sie mein Weib, und neben ihr lag ich hier unter den Hünensteinen, zwischen Blumen und Gras. Wie ein Liebespaar kamen wir uns vor, das Vater und Mutter verlassen und von Hause geflohen ist. Vater und Mutter und Heim hatten wir verlassen, das väterliche Haus, das die Jahrtausende errichtet und an dem seit Jahrhunderttausenden alle Völker gebaut haben, das väterliche Haus der Gesetze, Sitten und uralter Gewohnheiten. Mit glänzenden Augen hatte sie mir, wie oft, gelauscht, wenn ich ihr erzählte, wie eng und dumpf die Winkel im Vaterhause geworden sind, wie morsch das Gebälk, in dem der Totenwurm seit langem haust, wie die Wände zerbröckelt Einsturz drohen, wie durch die engen Fensterlöcher so wenig Licht fällt, wie die Gespenster umgehen im alten Vaterhause. Ein neues Haus wollen wir bauen, und fröhliche Genossen sind überall an der Arbeit, den Grund zu legen. Mit glänzenden Augen hatte sie meinen Reden gelauscht und sie in ihr Herz hineingeschrieben. Zu einem Grabe war uns das alte Haus geworden, aus dessen dumpfer Luft wir entfliehen mußten, und es war doch das Vaterhaus, umwoben von tausend süßen Erinnerungen, in dem wir aufgewachsen

waren, das uns so lange als das Heiligste und Hehrste erschienen und das wir einmal liebgewonnen hatten, trotz all seiner dunklen Winkel und dumpfen Grüfte.

Alte Verse, weinende Worte tauchten von neuem in meinem Geiste auf, die in diesen beiden Tagen immer wieder in meiner Seele ertönten und die ich nicht los zu werden vermochte. Leise klang aus meinem Innern herauf die schluchzende, wehmütige Weise jenes süßen Volksliedes von dem armen Knaben und armen Mägdelein, die heimlich fortliefen von Hause, hin und her gewandert sind, weder Glück noch Stern hatten, verdorben sind, gestorben:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret . . .“

Aber ich schüttelte die Trauer ab und blickte lachend in die goldene Tageswelt hinein, küßte mein holdes Liebchen und wußte, daß wir nicht sterben und verderben würden. O, ich fühlte in dieser Stunde so viel Kraft in mir, als hätte ich die ganze Sonne mit ihrer Kraft in mich getrunken.

Sanft beugte ich mich zu meinem Mädchen herüber und nahm ihren Kopf zwischen beide Hände.

„Hänschen“, stammelte ich dann auf einmal: „Eine Thräne in deinem Auge? Du weinst?“ und heftig hatte sie auf einmal meinen Hals umklammert, preßte krampfhaft ihr Gesicht an meine Brust und schluchzte leise vor sich hin.

„Hänschen, was ist dir so plötzlich? Was fehlt dir?“

Sie hob ihr thränenüberströmtes Gesichtchen zu mir empor und sah mich, während sie meinen Hals umklammert hielt, mit einem jammernden, hilfeflehenden Ausdruck an.

„Verachtest du mich?“ stieß sie leise hervor, — „verachtest du mich?“

„Ich dich verachten?“ lachte ich fröhlich auf, „dich, die ich anbete, wie eine Heilige, — du meine liebe, liebe

Beatrice, meine Führerin durch das Paradies, — dich, mein allerdümmstes, herzigstes Närrchen."

Aber der Schatten wich nicht von ihrem Gesichte.

„Nein, du darfst mich nicht verachten, — du nicht, nur du nicht", fuhr sie angstvoll fort. „Wenn mich auch alle schimpfen und lästern, daß ich nur deine Geliebte bin, wenn mich die Leute auch von sich stoßen, daß ich mit dir so gegangen bin, — nein, du darfst mich nimmer, nimmer verachten. Mir ist ja so bang zu Mute, so traurig . . Könnten wir doch immer so allein und einsam sein und brauchten nie — nie wieder unter die Menschen zurück. O, ich fürchte sie so sehr, die Menschen . ."

„Fürchten?" lachte ich noch einmal und drückte sie innig an mich . . „Ich fürchte sie gar nicht, ich fürchte nichts und niemanden. Weine nicht, mein Hänschen, — bei mir bist du sicher, ich schütze dich! Mit meinem letzten Atemzuge schütze ich dich . . Und glaube nicht, daß ich so schwach bin . . Ich fühle etwas in mir vom Geist dessen, der hier unter den Steinen liegt. Beowulfs Schatten umweht mich, sein Blut ist auch in mir . . Sonnenkämpfer — Drachentöter, das wollt' ich immer sein . . O, ich fürchte die Drachen nicht, sicher führ' ich dich heim durch ihre Mäuler . ."

Und mit leuchtenden Augen sah sie mich an und drückte meine Hand an ihr Herz:

„Nein, du wirst mich nie verlassen, — niemals, niemals! Ich weiß es sicher! Du wirst mir immer zur Seite stehen und mich schützen. Bei dir brauche ich nichts zu fürchten . . Und jetzt bin ich ja so ruhig, — ach, so ruhig . ."

* * *

Müde vom langen Wege war sie eingeschlafen, eingewiegt vom Summen der Bienen und dem leisen Gesang der Lerchen, der wie ein melodisches Atmen aus den fernen, goldenen Lüften herniederkam. Ihr

Kopf lag an meinem Schoße und sie hatte den einen Arm unter ihr Haupt gelegt. Mit stillem Entzücken sah ich sie so lieblich und voller Anmut liegen und versenkte mich ganz in den Reiz dieses Bildes, genoß mit ruhiger Andacht die feinen sanftgeschwungenen Linien ihres Körpers und das in ruhigem Atmen stille Senken und Heben der Brust, und die leisen — leisen Bewegungen der Adern. Ein heiterer Schein des tiefsten Friedens und seliger Zufriedenheit lag über ihrem holden Kinderangesicht golden ausgebreitet und Träume von einem ewigen und unendlichen Glücke schienen ihre entschlafene Seele glänzend zu umschweben.

Nur einmal beugte ich mich zu ihr herab und küßte sie sacht auf die Stirn. Dann lehnte ich meinen Kopf an den Hünenstein und starrte in den blauen Äther hinein, in langsam ziehendes, leuchtendes, schneeweißes Gewölk, fast gedankenlos und nur von einem großen, einzigen, mächtigen Empfinden durchdrungen, daß ich in diesem Augenblicke das vollkommenste Glück genieße. Bunte Phantasien umgaukelten meinen Geist und all die Träume, das Verlangen und die Hoffnungen, die vieltausendjährigen Hoffnungen der Menschheit hatten nun endlich ihre Erfüllung gefunden. Erfüllt war die große Sehnsucht meines eigenen Lebens. Jahrelang war ich durch das graue Meer gefahren, durch tiefe Nebel und wilde Stürme, über die Wasserschlünde und Abgründe dahin, die sich so oft strudelnd und brandend aufgethan hatten, um mich in letzte, grauenhafteste Nacht hinabzureißen, — immer nur das Auge glühend nach Osten gerichtet, immer nur den einen festen Willen in mir, jenes Land zu entdecken, von dem alte Märchen aus der Urzeit uns erzählen, und das sie alle gesucht haben, welche das Leid der Erde und aller Menschheit am tiefsten in sich getrunken. Nun saß ich auf der heiligen Erde von Atlantis und um mich rauschten die Lüfte der Insel der Seligen. In sonnenglänzender, stiller Einsamkeit waren wir beide allein, ganz allein, — alle

Welt hinweggesunken, und wir beide waren glücklich. Keinen Wunsch und kein Begehren hatte ich, als immer nur so ruhig liegen, wie in diesem Augenblick, hineinstarren in die Wolken, ihr Haupt in meinem Schoß, und die sanften und doch so glühenden Empfindungen, welche meinen Leib und meinen Geist durchrannen, schweigend zu genießen.

Das Sonnenlicht auf dem Meere bildete eine breite, blitzende, aus Perlen und Diamanten erbaute Straße, die gerade auf den Ort zuführte, wo wir unser Liebeslager gefunden hatten und dort drüben in der Ferne aus weißem Duft und Glanz hervorkam. Es war wie der Pfad des Glückes, der mich zu dieser paradiesischen Küste hingetragen hatte. Keine Palmen über meinem Haupte, keine Rosen zu meinen Füßen, aber in meinem Herzen wuchsen Palmen und Rosen und ihr Wiederschein färbte ringsum Erde und Luft. Der Friede und die Liebe, welche in meinem Herzen wohnten, strömten aus diesen engen Kammern hervor und breiteten sich wie ein Meer von Licht über die ganze Welt aus und erfüllten sie mit dem tausendfachen Geruch und Duft der Sommerblüten. Alle Menschheit umschloß ich mit meiner Liebe, und die feierlichen Klänge erhabener Hymnenworte tönten aus meiner Seele hervor. Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Große Völkerzüge sah ich vorüberwallen, in bunten Trachten und niemand von den Tausenden, die vorüberzogen, glich irgend einem anderen. Aber sie alle waren vereint wie Brüder und Schwestern, und jeder verstand sich und verstand den anderen, fühlte für sich und fühlte mit jedem, jeder ein Diener und doch jeder ein Herr. Frohe Grüße tauschte ich mit allen aus und wie ein Lachen klang es durch alle Lüfte und Himmel dahin. Die Sonne und die Erde waren mir Schwestern und aus der Luft saugte ich Erquickung, wie aus dem Atem meiner Geliebten, zärtlich schmiegten sich die Blumen an mich, und ich drückte innig die Blüten an mein Herz.

Der Glanz, der über meiner Seele lag und aus meinen Augen wie ein Feuer hervorbrach, derselbe Glanz war es, der droben die Sonne erfüllte und von dort durch die Weltenräume ausströmte; ausgestreut sah ich ihn durch das grüne Gras und hervorleuchten aus den Blumen als Farbe, rot, blau, weiß und gelb, und hervorquellen als Duft und Honigsaft. Aus dem Honig aber tranken Bienen und Schmetterlinge von neuem den Glanz der Sonne, den hellen Schein der Liebe, und von den schillernden Flügeln der Falter stäubte das eine alleinzige Licht, das alle Weltenräume durchwärmt und zum Leben erweckt, über die Blumen von neuem dahin. Tief, tief fühlte ich mich durchschauert und ergriffen von dem mächtigen großen Empfinden der Alleinheit alles Erschaffenen und Lebendigen. Freiheit, jubelte es in meiner Seele, Freiheit wurzelnd und erblühend aus der Liebe, — Liebe wurzelnd und erblühend aus dem Wissen und Fühlen der Alleinheit.

* * *

Leer und einsam war es um uns und ferne alte Vergangenheit träumte über dem Hünengrabe. Wie müde sank mein Haupt auf die Brust herab und ich lauschte in die Erde hinein, aus der ein fernes dumpfes Tönen hervorkam, ein Klingen und Singen von Hörnern und Trompeten, während ein kalter Hauch über mein Gesicht hinlief und allerhand Schattenhaftes hastig an mir vorüberschoß. „Beowulf," sagte ich leise vor mich und wiederholte noch einmal Beowulf. Etwas Rotglänzendes schwebte dabei vor meinen Augen, wie der blutübergossene Glanz einer Rüstung, aber ich suchte vergebens feste Formen, die Umrisse einer Gestalt festzuhalten. Und doch rann es wie ein heiliger Schauer der Ehrfurcht durch meine Seele, des Gefühls der Nähe erhabener Geister. Wie aus entlegenen Weiten tönte das Rauschen des Meeres, der leise Gesang der Brandungswogen in meine Seele hinein und weckte den Hall

von dumpfgemurmelten Worten auf und gleich einem einförmigen Kirchengesange klang es durch die stille Glut des Sommertages „Beowulf ist nahe — Beowulf — Beowulf — Beowulf ist nahe.“ Und aus dem Grabe hervor, durch saftdunkle Erde, durch Gras und Kraut tönte es heimlich — tief feierlich: „Beowulf ist nahe.“

Zwischen Himmel und Erde stand ein goldener Schein, der aus der Sonne hervorfloß und seine Schleppe über das Grab ausgebreitet hatte. Gold und Silber blitzte über mich, der Feuerglanz eines Panzers, die Glut eines Schwertes, das durch die Wolken ausgestreckt war. Ein Schild war über mich gehalten, und ich lag wie auf den Knieen meines Vaters und lächelte leise vor mich hin und flüsterte, von Andachtsschauern durchdrungen: Beowulf.

„Beowulf! . .“

Die Glut, die von ihm ausstrahlte, umhüllte und erfüllte mein Herz, daß es wie eine neue Sonne der himmlischen entgegenstrahlte.

„Sonnenkämpfer,“ lallte ich mit schwerer Zunge. „Drachentöter! Ich bin wie du — bin dein Kind — bin Beowulf. Heimat des Lichtes — Land der Ruhe und des Glückes . . . Führe mich hin zu ihm, Beowulf . . . Lehre mich die Drachen töten . . Schütze mein armes Kind vor den Drachen. . .“

„Schütze mein Kind vor Beowulf!“ lallte ich auf einmal, als hätten meine Gedanken allen Zusammenhang verloren, als stellte ich plötzlich nur noch Wortklänge zusammen, die zufällig in mir wach geworden. Ein jäher Schreck durchfuhr meine Glieder und ich starrte in die Höhe. Feuer regnete von oben auf mich hernieder, ein erstickender heißer Dunst in allen Lüften, Flammen und brennende Asche, durch finsteren Qualm und schwarzen Rauch herniederprasselnd, stürzten über mein Haupt und gerade über mir gähnte weitgeöffnet das mit roter Glut angefüllte Maul eines Drachen . . . Beowulfs Haupt, von goldblonden Locken umwallt,

war hinweggesunken, zum feuerspeienden Drachenhaupte umgewandelt, und mit wildem Schrei fuhr ich in die Höhe:

„Schütz' mich vor Beowulf. . .“

* * *

Inmitten des Grabes stand ich, vor den niederregnenden Flammen unter die Erde geflohen.

Ein paar Spangen aus Bronce lagen zu meinen Füßen, die ich bei Seite stieß, die rostzerfressene Spitze einer Lanze mit Runenzeichen bedeckt, zerbrochene Urnen. Ein tiefes und dunkles Schweigen ringsum, eine dumpfe Luft voller Verwesung, feucht und schwül. An den engen Wänden tappte ich mich herab, den Nacken vorgebeugt, und schwer und mühsam atmend. Wer kann leben in diesem erstickenden Dunst von Gräbern, stöhnte ich mühsam hervor und preßte beide Hände gegen meine heiße schmerzende Stirn, welche wie von eisernen Klammern umschnürt und zusammengedrückt wurde. In der Werkstatt der Würmer! Verächtlich stieß ich hart mit dem Fuße gegen eine Urne, die noch unversehrt zu Häupten des Grabes erhöht auf einem Steine dastand, hart stieß ich dagegen, daß sie umstürzte und zerbrach. Eine graue Staubwolke stieg aus ihr hervor und ein Häuflein Asche fiel über den Boden.

„Beowulfs Asche,“ sagte ich hohnlachend. „Zu Asche und Staub ist der Sonnenkämpfer geworden. Wer wird dich jetzt noch fürchten, armer Drachentöter? Wo sind deine Schwerter und Speere, wo dein starker Schild und deine glänzende Brünne — wo dein frohes Lachen und dein heller Ruf — dein lautes Siegesgeschrei? Verklungen ist deine Stimme und erloschen dein Licht. Und kämst du heute noch einmal zur Erde zurück, du armer Schelm, mit all deinen Waffen und all deinen Panzern, — all deine Kraft, du Drachentöter, vermöchte nichts gegen eine einzige Kugel aus dem Lauf unserer Gewehre. Sonne von gestern, die Nacht hat dich ver-

schlungen, Leben, du bist zum Tode geworden. Wer soll dich noch fürchten, Beowulf, dich und dein Grab? Nichts bist du als Asche und nichts hast du zurückgelassen als Würmer. . ."

Nichts als Würmer.

Ich starrte auf die Erde und auf die Reste, die übrig geblieben waren von dem, der einst so herrlich im Licht der Sonne geleuchtet hatte, dem Frühlingsgott, der die Winter- und Eisriesen bezwungen. Nun war er selber ein Grabwesen geworden und nichts als modernde Vergangenheit. Fort aus den Gräbern, empor zum Licht! Der schwüle feuchte Verwesungshauch des Grabes aber fiel wie ein schwerer Nebel auf mein Gehirn und all meine Sinne, und ein Taumel überkam mich, eine Art Rausch und Schlafsucht, als sollte ich mich hinwerfen und liegen bleiben, hier zwischen der Asche der Toten und ewig vom Grab gefangen gehalten. In den Ecken und Winkeln des düsteren Ortes war ein beständiges Schleichen und Bewegen, ein Hin- und Herhuschen von umrißlosen Schatten und Gestalten und ein höhnisches Flüstern und Wispern. . . Nur ein letztes dumpfes Verlangen nach grüner Erde, nach Licht und buntem Leben glühte noch in meiner Seele und ich sah wie aus weiter Ferne einen hellen Streifen von Glanz und Farbe und hörte aus unendlichen Höhen das süße Tirilieren einer Lerche, einer einzigen Lerche; wie ein weicher, sanfter Frühlingshauch, wie der Atem eines Veilchens berührte mich der ferne, lockende Ton und wieder überfiel mich das Grausen vor der dumpfen Enge dieses Grabes und eine Stimme rief in mir: Fliehe vor Beowulf, fliehe den toten Drachentöter . . . Seine Asche ist Gift, sein Grab ist die Hölle . . Fürchte die Gräber . .

Aber umsonst tastete ich nach einem Ausweg, lief und lief, in Schweiß gebadet, unendlich sich hinziehende, enge, modererfüllte Höhlen und Gänge hinunter. Grab neben Grab, Höhle neben Höhle. Mit leeren Augen starrten von allen Seiten tote Gestalten mich an. —

assyrische Könige, die Hände flach auf die Schenkel gelegt, in starre, glänzende Purpur- und Seidengewänder gehüllt, nur das Gesicht, welk und zusammengeschrumpft, wie zerknittertes, gebräuntes Pergament, — Mumien ägyptischer Pharaonen, von morschen, zerfressenen Bändern umschnürt — und übereinandergetürmte Schädelberge, — ein an ein Kreuz genageltes Skelett, das grinsend in die Höhe stierte. Die ganze Welt ein Kirchhof — Hünengrab neben Hünengrab . . Und zwischen den Gräbern zogen Prozessionen von Menschen, hohle, dumpfe Totenweisen singend; vor jedem Toten lagen in den Staub gestreckte Gestalten, zitternd, das Gesicht entstellt von Angst und Entsetzen, welche die Knochen und Asche anbeteten, von heiligen Ehrfurchtsschauern durchdrungen. Priester schwangen ihre Weihrauchskessel vor den Skeletten auf und nieder und verhüllten die Düsteren mit grauen Dampfwolken, daß der scharfe, süße Rauch die Verwesungsdünste wegfraß und nur hier und da noch ein Stück des Gerippes, einen Schädel, das ausgestreckte Skelett einer Hand sehen ließ. Über alles mächtig ragten die Toten über die Welt dahin, und zu ihren Füßen lagen die Lebendigen, anbetend in Sklavenfurcht.

* * *

Am Himmel stand auf einmal die Scheibe des Vollmondes, die trüb und dunstig in der graudämmerigen einförmigen Luft hing. Die wolkenlose Nacht war nur halb erhellt von ihrem fahlen bleiernen Schein, und alles wie in dunkelgespenstische Nebel aufgelöst. Kein Stern am Himmel und auch der Mond hatte nichts Leuchtendes und Glänzendes an sich. Die glatte See blinkte wie ein kahles und ödes Eisfeld in letzter Dämmerungsstunde und von einem zarten dunstigen und trüben Silbergrau lag sie umschleiert da. Nur dann und wann und hier und da blitzte für einen Augenblick lang eine Welle hellerleuchtend auf, während doch sonst das Mondlicht alle Kraft verloren zu haben schien und nirgendwo sich wiederspiegelte.

Hinter einem Gebüsch lag ich zusammengekauert und starrte zu den Hünensteinen hinüber, die, wie ringsum die Erde, mit Rauhreif überzogen zu sein schienen und fahlgrau schimmerten. Und ich glaubte das Gras im Winde sich bewegen zu sehen, doch ich selber zitterte mehr wie das Gras, erfüllt von einer tiefen Angst vor einem Furchtbaren, von dem ich wußte, daß es bald aus der Nacht hervorsteigen würde. Mit beiden Händen umschloß und drückte ich krampfhaft das kleine hölzerne Kreuz, das an einem Strick hing, den ich um meine Hüfte so fest geschlungen hatte, daß er tief in das Fleisch einschnitt. Inbrünstig, wild preßte ich's an meine Lippen und näßte es mit meinen Thränen und stammelte jammernde hilfeflehende Worte in mich hinein.

„Ach rette mein Kind, — rette, rette mein armes Kind ... Hilf mir in dieser Not, mein lieber, lieber Heiland Jesu Christe. Hunde sind's, heidnische Hunde, verfluchte Wendenhunde, die mein Kind mir töten wollen, mein armes liebes Hänschen mir töten wollen ... Zerbrich ihnen die Köpfe, zerstampfe sie mit deinen Auerochsenfüßen ... Sie haben dir ins Gesicht gespieen, die Satanskinder und sie müssen alle von der Erde vertilgt werden, die Hunde, die Wendenhunde. Ach, rette mein armes Ännchen ... Rette mein Kind ...“

Aber die Furcht ließ nicht von mir los und zitternd stierte ich in die öde Nacht hinaus, und bei jedem verlorenen Laut, der das tiefe, tiefe Schweigen unterbrach, schauderte ich jäh erschreckt zusammen. Einmal kam vom Meere herüber ein knarrender Ton, wie von einem Segel, das leise und behutsam aufgezogen wird oder wie von einem Ruder, das zwischen Sand und Steinen langsam hinknirscht. Wären wir doch erst unten am Strand, den Abhang hinunter, gerollt, gestürzt, hingefallen, aufgesprungen, über uns am Klippenhang das Wutgeheul der Heiden, ... ich mein Ännchen festgepackt an mich pressend und dann ins Schiff hinein ... Rasch — rasch Hettel — rasch — rasch Godefrid!

„Christus, Sohn des Allmächtigen, König der Glorie, Walter über alles, hilf deinem Degenvolke, wenn das Kampfholz dröhnt, Schild anstößt an Speerschaft, Schwertglanz leuchtet im Opferfeuer der heidnischen Hunde . . .“ betete ich mit fest zusammengepreßten Lippen und drückte das kurze Sachsenschwert an meine Brust und lachte in mich hinein, wie ich's in dieser Nacht gebrauchen wollte, obwohl ich nur ein armer schwacher Geschorener war. Ich wollte lachen, aber es war nur ein schluchzender Laut, den ich aus gequälter Brust hervorstieß.

Stier sah ich meine Schwertgenossen an, die mit mir in der Nacht heimlich über das grauende Meer auf dem Seedrachen herangeschlichen waren und nun neben mir lagen, ganz schwarz die Helme und die Brünnen, die Schilde und Degen, so lautlos stumm dalagen, als wären es Schatten aus dem Reiche der Hel und als wenn sie längst gestorben wären. Ich empfand fast ein Grausen inmitten dieser schweigenden Gesellen, und ich sehnte mich darnach, einen Laut, einen Atemzug von ihnen zu vernehmen, nur das leise Klirren einer Waffe. Ich wollte zu ihnen reden, allerhand Worte, die mir klar vor der Seele standen und die ich in meinem Innern fortwährend wiederholte: „Wacht auf, meine Krieger . . . Erhebt eure Hände, gedenkt eurer Kraft . . . Seid mutige Helden . . . Tötet mir all die Heidenkinder und macht sie mir hauptlos . . . Erstickt sie im Todesrauch . . .“ aber ich brachte die Worte nicht bis an die Lippen, rang krampfhaft mit ihnen und lallte, wie ein Taubstummer, röchelte wirre Silben hervor, die niemand verstehen konnte. Sie schienen auch davon nichts zu hören, meine stummen Ritter. Lang ausgestreckt, die Beine fest zusammengeschlossen, die Arme steif und fest an den Leib gepreßt, lagen sie im Grase da, sonst ganz bewegungslos, nur daß sie fortwährend und alle ganz gleichförmig den Kopf hoben und senkten, als wenn sie in einem fort Ja nickten. Ein Hauch der Verwesung wehte von ihnen herüber, und während ich, von tiefer

Angst erfüllt, auf sie hinblickte, stieg plötzlich ein furchtbarer Gedanke in mir auf, der mir in diesem Augenblick, da ich allein in der Nacht dastand und in der nächsten Stunde das Entsetzlichste auf mich niederbrechen sehen mußte, alles Blut zum Herzen trieb. Wenn diese meine Ritter, die mit mir auf dem Seedrachen heimlich über die dunkle See herangeschwommen waren, um mein armes gefangenes Kind hier am Hünenstein aus der Hand der Heiden zu erretten, wenn es nicht Ritter waren von Fleisch und Blut, mir zu Hilfe gesandt von Wiglaf, dem Wägmunding, dem Frommen, dem Heiligen, sondern nur Holzsoldaten aus einer Spielschachtel, womit Kinder spielen?! . Qualvoll stöhnte ich auf und starrte mit entsetzten Blicken auf die schattenhaft an der Erde hingestreckten stummen Gefährten, die gespensterhaft waren, wie diese ganze Nacht und ich fühlte mich allein, als Mensch ganz allein unter lauter seelenlosen, irren, wahnsinnigen Schatten, mit denen ich diesen furchtbaren Kampf gegen die alten, blutigen, finsteren Heidengötzen, gegen eine hunderttausendjährige Vergangenheit auskämpfen sollte — allein, ganz allein in Öde und in Finsternis.

Fern — fern durch die Nacht kamen langgezogene gellende Töne herüber, die verwehten heulenden Schreie ihrer heiligen Hörner, mit denen diese falschen Heidenhunde zum Thing rufen und zum Opfer und wenn sie in teuflischer Nachäffung unserer heiligen Religion in Prozessionen umherziehen und ihre Götzenbilder umhertragen. Dumpf zog der Schall durch die verschleierte Nacht hin, mir aber war's, als stieße dort drüben in der unsichtbaren Ferne mein armes gefangenes Kind, mein armes, armes Hänschen einen langen klagenden Schrei aus, einen bangen Schrei wilder Verzweiflung und bitterer Todesfurcht, und als strecke sie jammernd zu mir die gefalteten, blassen, zarten Händchen herüber, über Felder und Wälder herüber: ich fühlte diese Hände plötzlich an meinen Knieen, an meinem Leibe tasten und

wie sie mein Mönchsgewand mir zerrissen in krampfhafter Furcht und Qual und ich sah ihre Augen vor mir, sah ihr bleiches Gesicht, ihren verzerrten Mund, hörte sie leise weinen und flehen: „Rette mich — rette mich — rette mich.“

Wild aufspringend stieß ich mit dem Fuße gegen den einen dieser seelenlosen Klötze, die stumm und teilnamlos im Grase umherlagen, mit runden hölzernen Scheibchen unter den Füßen, wie ich jetzt deutlich im fahlblinkenden Mondschein wahrnahm, gerade wie Holzsoldaten aus einer Spielschachtel. Halb im Zorn, halb von Grausen erfaßt trat ich über sie hin und schrie mit unterdrückter heiserer Stimme auf sie ein: „Wacht auf meine Krieger ... Erhebt eure Rotumaras ... Werft die Holzscheibchen unter euren hohlen Kohlensohlen auf eure Rückenkrücken. Ratageila mia zuru boikatalo abru ziganno ...“ schrie ich sie an mit Worten, die wie glühendes Feuer aus meinem Munde hervordrangen und mich selber mit Angst und heiligem Schauder erfüllten. Ich hatte ein fernes, dumpfes, ahnendes Empfinden, als wären es allerhand sinnlose närrische Laute, die ich mühsam hervorstieß, aber noch mehr fühlte ich mich von ihnen unsagbar ergriffen und hingerissen. Eine unendliche Wehmut wurde in meiner Seele wach und ich spürte Riesenkräfte in meinen Gliedern. Ich wußte, daß jene Worte, so voll tiefer Begeisterung, voll so erhabenen Schwunges, die ganze Welt mit ihrem Leid und ihrer Freude umspannend, nicht aus meinem armen Geiste hervorgeflossen sein konnten, sondern daß Gott aus mir sprach, wie Feuer aus dürrem Dornenstrauch. Er hatte mich in dieser Nacht zu einem Propheten geweiht und glühende ekstatische Wollustschauer durchrieselten meinen Leib; plötzlich drehte ich mich pfeilschnell um mich selber, magische Zeichen und Beschwörungen über meine schlafenden Gefährten hin machend und flog dann auf einmal über sie hin, stieß sie durcheinander, schlug ihre Köpfe zusammen und trat ihnen

gegen den Bauch, indem ich fortwährend wie ein Rad von oben nach unten mich drehte, den Kopf bald oben, bald unten, die Füße jetzt gegen den Himmel und im nächsten Augenblick gegen die Erde gestreckt, tief ergriffen von der Heiligkeit meines Thuns, voll verzehrender Inbrunst und ganz hingegeben der prophetischen Sendung, zu der ich in dieser Nacht berufen worden war.

Und als hätte ich sie aus ihrem Schlafe damit aufgeweckt, hob sich auf einmal eine dieser dunklen Gestalten langsam und feierlich von der Erde empor, schwarz und dunstig wie ein Rauch emporsteigend. Nur das Gesicht war hell und deutlich sichtbar, von einer bleigrauen trüben Farbe, wie ringsum die Nacht — entstellt aber von dem wildesten Entsetzen, von einer Angst, die jeden Zug und jede Linie verzerrt hatte. Die Haare hatten sich gesträubt, die Stirn war von wirren tiefen Furchen durchzogen, die Augen weit und wild aufgerissen, wie aus den Höhlen hervorgekrochen. Aus dem halb geöffneten Mund, dessen untere Lippe bis an die Zähne krampfhaft zurückgezogen war, drangen allerhand gurgelnde und stöhnende Laute. Immer näher kam's leise auf mich zugetastet und zugekrochen, bis es mir ganz nahe war und ich den Atem seines Mundes dicht an meinem Gesicht verspürte, der nach verwesenden Leichnamen roch, so daß ich von dem ekelhaften Geruch schwindelig wurde und einen Brechreiz verspürte. Vergebens rang es in seiner tiefen grenzenlosen Angst nach Worten und zeigte mit zitternden schlotternden Fingern nach unten hin, auf seine Füße oder auf die Erde — ich konnte nicht verstehen, was es wollte, — während es dabei merkwürdig schlaff und schlobbrig in einem fort zusammenknickte, zusammenknickte und sich dann nur mühsam wieder aufrichtete. Wie ein deliriumkranker Säufer suchte es vergebens mit den Händen irgend etwas zu fassen, und tastete immer nur wirr in der Luft umher, bis es ihm endlich gelang, den schwarzen Rauch, der wie ein langes über die Erde schleppendes Gewand

herumhing, zu ergreifen und auseinanderzuschlagen. Sein angstzerrissenes Gesicht nahm zugleich einen Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes an und aus seinen Augen drangen jammervolle Thränen hervor. Sich gegen mich vorbeugend, stieß er unter stöhnendem Schluchzen und dann plötzlich fast schreiend hervor, während er mit der Hand nach unten hin zeigte ... „Da .. da .. oh ... Kittbeine .. Ich habe Kittbeine ..“ Im selben Augenblicke fühlte auch ich mich von fassungslosem Entsetzen ergriffen und brach in die Knie zusammen vor diesem grauenvollen Anblick, der mir das Fürchterlichste auf der ganzen Erde zu sein schien. Ich sah seine Beine; bleiiggrau, eine formlose wurstartige weiche Masse, welche den oberen Leib nicht zu tragen vermochte und fortwährend zusammenknickte, wobei sie breiartig in die Breite auseinandergequetscht wurde. Der Unglückliche schien immer wieder in seine eigenen Beine hinein zu versinken und sich dann mit unsagbaren Qualen von neuem emporzuarbeiten. Ich konnte mir länger nicht das Entsetzliche verhehlen, daß sie aus weichem Glaserkitt bestanden, und einer Ohnmacht nahe konnte ich nichts stöhnen als „Weg — weg — oh weg .. oh weg ...“ Und es war dann ein langer — langer Zug schattenhafter gespenstischer Wesen, der an mir vorüberzog, immer je ein Schatten, der im fahlen trüben Mondlicht geisterhaft an mir vorüberknickte, mit entsetzlich wildem und schmerzverzerrtem Ausdruck im Gesichte, während ich selber von Furcht erfüllt, noch von Angstschweiß, der mir aus allen Poren brach, bewegungslos am Boden kauerte und auf die schwarzen Gestalten mit den bleiiggrauen, weichen und formlosen Kittbeinen hinstierte, bis sie von der Nacht aufgetrunken waren, all meine schwarzen Ritter und Gefährten, mir gesandt von dem frommen heiligen Wiglaf, dem Wägmunding, daß sie mit mir kämpfen sollten gegen die von der Nacht des alten Christentums noch Umfangenen.

* * *

Über den Hünensteinen lag das fahle Licht des Mondes mit bleigrauem Glanz, und nur der Wind und das Rauschen der Brandung und der Meereswellen waren in dieser Nacht nicht eingeschlafen. Auch mein Auge und meine Seele nicht, noch auch meine Furcht. Drüben, inmitten der Steine, stand eine dunkle, schweigende, tote Gestalt, an der meine Blicke starr und wie gebannt festhingen. Hoch ragte sie, wie mit den Füßen in der Luft schwebend, über die Felsmale hinweg und stierte mir gerade ins Gesicht, stierte nach allen vier Seiten hin mit vier Köpfen, über alle Welt hinweg. Mit fest aneinander gepreßten, formlos ineinander verschwimmenden Beinen und Füßen, wie aus einem Baumstrunk hervorgewachsen, stand sie da und hielt die Arme eng an den Leib geschlossen, daß sie mit diesem ein Stück ausmachten. Einen Bogen trug sie in der einen Hand und das Horn in der anderen.

Regungslos stand die Gestalt inmitten des Grabes, ein formloses, nacktes Stück Holz, aber ich wußte, daß sie über alle Welt herrscht und regiert, weil sie so regungslos und formlos ist. Doch mein Herz ist voll ewiger Bewegung und mein Geist in ewiger Unruhe. Und meine Unruhe zitterte vor der Ruhe. Seele, was vermagst du gegen das Seelenlose, Lebendiges, was vermagst du gegen das Tote? „Swantowit, Gott mit den vier Köpfen, Herrscher des Weltalls, Gott des segenspendenden Goldhorns, Träger des todbringenden Bogens, laß das Gräßliche in dieser Nacht nicht geschehen," schrie ich mit gellender Stimme herüber; „ich will dir dienen und dich anbeten, ich, der Christ, der Mönch, der Priester des Gekreuzigten, mit Füßen will ich den Leib meines armen, wunden Mannherrn treten und ihm ins Gesicht speien, wie jene Verruchten ihm ins Gesicht spieen, . . nur rette, rette mein armes Kind . ."

Regungslos stand der Gott mit den vier Köpfen, starr und tot und stierte mich mit blinden Augen an.

Da wollte ich, von wildem Ingrimme gepackt, auf-

springen und ihn mit meinem Schwert anrennen, in vier Stücke auseinanderhauen. Mit haßfunkelnden Augen starrte ich ihn an und schüttelte die geballte Faust, doch er stand regungslos, starr und tot und hob keinen Arm zur Abwehr. Da sank ich gelähmt, von Entsetzen ergriffen, in mich zusammen und lachte lautlos, wie irrsinnig, in mich hinein. Mit dem Leblosen kämpfen. Immer wird mich dieses Gesicht so anstarren, unverändert, unbewegt, ob es von meinem Schwert gespalten auf der Erde liegt oder dort, wie jetzt, in der fahlen Luft düster schwebt. Das Tote, Dumme und Leere — unbesieglich ist's — ewig, ewig unbesieglich ... Zitternd lauschte ich in die bleiche Nacht hinaus, auf all' die verlorenen Töne und leisen Stimmen, die bald hier, bald dort erwachten und bald von neuem erstarben. Nur in weiter Ferne, in der letzten Dunkelheit ein dumpfes, verworrenes Rauschen und Dröhnen, das nicht mehr aufhören wollte, eine unablässig näherkommende Bewegung: und dann war es mir, als hätte ich schon einmal gehört, was da herankam, dumpf, dumpf pochende Leichenmusik, einförmig hohle Klänge eines langsamen, feierlich schweren Leichenmarsches. Nur die Pauke dröhnt — dumpf — dumpf. Ein Schlag — und dann ein Schweigen — und wieder ein Schlag! Mählich tönt es lauter, tönt es näher, und weit sich öffnend bohrt mein Auge sich in die letzte Dämmerung hinein, aus der sich im nächsten Augenblick loslösen muß, was sich dort hinten so schattenhaft und umrißlos bewegt.

In meiner Seele und in meinem Leibe ist alles straff gespannt und ich höre das Blut leise in meinen Schläfen singen und pochen, während ich mich enger an die thaufeuchte Erde anpresse, ganz eng, daß ich in ihr verschwunden erscheine. Und schon ist es da, kommt es dort hinten hervor, Gestalt neben Gestalt, Kopf an Kopf, auftauchend im bleigrauen Mondlicht; ein dumpfes Scharren und Schleifen am Boden, und das Knarren von Rädern, die durch Heidesand hinknirschen. Einiges ragt über der dunklen Masse unten hervor, heller und

weißer, und allerhand Metallenes blinkt durch die Nacht herüber. Sonst zieht es fast lautlos gespenstisch beim einförmig dumpfen Stoß und Klang einer einzelnen Pauke heran.

Allmählich wird es dann deutlicher. Gesichter erkenn ich, vom fahlen Mond beleuchtete Gesichter, in denen jedoch die Züge nicht deutlicher unterscheidbar sind, — nichts als ein matter, lichterer Schein über dunkleren, umrißlosen Körpern . . Einige von den Herannahenden gehen zu Fuß, andere stehen auf niederen Karren und Wagen, die von langsamschreitenden Tieren gezogen werden. Die auf dem Wagen tragen lang herabfließende, weiße Gewänder, deren Schein in der Nacht etwas Graugedämpftes und Mißfarbenes hat. Dumpfes Gebrüll eines Stieres in der nächtigen Stille, einmal, bald wieder verhallend, dann wiederum nichts als einförmiges Wellenrauschen und Wehen des Windes, nichts als der leere, hohle Schlag der Pauke.

Drüben an den Hünensteinen machen sie Halt und stellen sich im Kreise rings umher auf. Da ist es mir plötzlich, als dringe durch die Nacht ein leiser, wimmernder Laut zu mir herüber, und ein wehes, mattes, verhallendes Seufzen, der Klang meines eigenen Namens, klagend hervorgepreßt, und nichts als dieser eine ferne Ruf, und dann wieder tiefe Stille. Wie ein Messer schnitt es in meine Seele hinein, aber ich hatte nicht den Mut, aufzublicken. Mit den Händen preßte ich das Gras und krallte die Finger in die kalte, nasse Erde, drückte das Gesicht wild und fest an den Boden, als wollte ich mich hineingraben und unter der Erde Schutz suchen, Schutz vor diesem wehklagenden Munde, dessen Lachen ich so oft vernommen hatte, von dem ich so oft Küsse getrunken hatte in froher Stunde.

Und dann riß es doch wieder mein Gesicht von der Erde hinfort; widerstrebend und zugleich von einer geheimen, dumpfen Gier gezogen, hob ich meine Augen in die Höhe und starrte in ohnmächtigem Entsetzen nach

dem Grabe hinüber. Nichts sah ich in diesem Augenblicke als nur die eine — eine Gestalt, mein armes Kind, mein holdes Ännchen, so deutlich, als stände sie vor mir, als könnte ich ihre Hand ergreifen und an mein Herz drücken. Mit bloßen Füßen stand sie auf der kalten, nassen Erde und fühlte nicht, wie kalt und naß diese war, die Hände über den Leib mit rohen Stricken zusammengeschnürt, zitternd und hilflos. Das Haar hing aufgelöst um ihre entblößten Schultern und in dem schmalen, blassen Gesichtchen, das von Furcht und Schrecken wie gelähmt war, wohnte nichts Lebendiges, als nur die großen, weitgeöffneten, dunklen Augen, die mit wildgespanntem Ausdruck in die Ferne starrten und gerade nach mir herüber, gerade in mein Herz hinein, als sähen sie mich hier im Hinterhalte liegen, wie ich das nackte, kurze Schwert mit beiden Fäusten umklammert hatte, nur noch ausspähend nach der rechten Gelegenheit, vorzuspringen und mein gefangenes Kind aus der Gewalt des Todes zu befreien.

Ich fühlte und sah ihre Augen über mir und in mir, und das wehe Zucken ihres Mundes, all die schmerzliche Angst und Furcht, die ihr Gesicht mit fahlem Schein übergoß, erfüllte mich mit einem qualvollen Mitleid, welches mich brannte, wie der Schnitt eines Messers. Aber noch stärker als alle Furcht leuchtete aus ihren Augen die sichere, zuversichtliche Hoffnung hervor, daß ich sie nicht allein lassen, daß ich sie aus der Hand ihrer Feinde retten würde. Meine Nähe schien sie zu fühlen, und ich glaubte allerhand leise Worte zu hören, die über ihre blassen und bebenden Lippen drangen. Sie hatte ihre schwachen Ärmchen um meinen Hals geschlungen und preßte ihre zitternden Glieder an meinen Leib.

„Ich zittere ja nicht,“ sagte sie, „ich habe keine Furcht vor den bösen Menschen . . Du bist stark und wirst es nicht dulden, daß sie mir wehe thun . . Du — du wirst mich retten, nur von dir will ich gerettet sein . .

Ach Liebster, .. ach Liebster, komm, — komm bald und rette mich! Sieh, wie schon ihre Messer blank und scharf sind .. Wüßtest du, wie furchtbar, wie schrecklich es ist, wenn man sie so nahe sieht, so ganz nahe, wenn man sie klirren hört und weiß, wie wehe sie einem thun wollen .. Ach, das ist noch schrecklicher als das Sterben. Wenn's doch zu Ende, nur zu Ende wäre .. Oh, wüßtest du, wie ich leide, du würdest nicht einen Augenblick mehr mich warten lassen .. Wie wollte ich dich küssen, dich umhalsen und dich immer wieder küssen, wäre ich noch einmal frei, — einmal noch frei! Liebster komm'! Komm', o komm', Liebster! Rette mich — Liebster — rette, rette mich! Es ist so schrecklich, so sterben zu müssen .. Siehst du denn nicht, wie ich vor Angst und Entsetzen bebe. Oh, erbarme dich meiner, ich habe ja schon so viel um dich erdulden müssen ..“

Und durch die Nacht streckte ich die Hand zu ihr herüber und rief leise ihr tröstende Worte zu:

„Ja, ich komme, ich werde kommen. Hoffe auf mich, mein Kind, mein armes, liebes Kind, hoffe .. Nur noch einen Augenblick lass' mich zögern, und dann — dann! Nur einen Augenblick gedulde dich .. Ich komme — komme, allein! Wenn mich auch alle verlassen haben. Christus ist bei mir, der neue Gott, stärker als alles, was vergangen ist .. Christus und mein Schwert sind bei mir ...“

Da war es mir, als hörte ich ein lautes Lachen in der Luft, und jene dunkle, schweigende Gestalt über dem Grabe — ein hohnvolles Lächeln verzerrte die Züge des Vierköpfigen, der über alle Welt hinstarrt.

„Ich bin der allmächtige Gott,“ schrie er mit vier Mäulern über die ganze Welt dahin ... „Ich — das Holz — das formlose Holz — das Seelenlose — das Leblose, ich bin das Allmächtige .. Über Gräbern stehe ich und aus Gräbern sauge ich meine Kraft .. Die Verwesung bin ich und stark bin ich durch das Verwesende .. Ich bin alle Vergangenheit und trage in

meinen Händen das Glück, die Macht und das Recht. Nur wer mich anbetet, hat das Glück, hat Macht und Recht .. Über den Gräbern eurer Seelen stehe ich und aus ihren dumpfen Höhlen sauge ich meine Kraft .. Ich bin allmächtig, weil ich ein formloser Holzstamm bin, allmächtig durch eure Dummheit .. Swantowit haßt Christus, aber auch Christus wird Swantowit werden .. Nur wenn es alt ist und verwest, siegt das Neue, nur wenn er Swantowit geworden, siegt Christus .. Ich aber bin immer der Eine und Ewige — ich bin der Allmächtige ..“

Und ich, der ich aufspringen wollte, drückte mich furchtsam enger an die Erde, daß sie mich drüben nicht sehen sollten, und meine Hände zitterten, daß sie das Schwert nicht mehr halten konnten. Einer Ohnmacht fühlte ich mich nahe, indeß Angstschweiß meine Stirn befeuchtete, und während die dort drüben mein armes Mädchen in die Mitte des Grabes, vor die Bildsäule ihres Gottes zerrten, starrte ich durch die graue Nacht zu dem Vierköpfigen herauf und stammelte in sinnloser Furcht wirre Worte zu ihm herüber:

„Ich kenne sie nicht .. ich habe keine Gemeinschaft mit dem Mädchen .. Ich habe an dir nicht gefrevelt, wie sie es gestern gethan hat .. Ich verleugne sie — verleugne sie noch einmal .. dreimal verleugne ich sie ..“

In dem ersten Augenblick fühlte ich auch nichts, und all mein Mitleid war plötzlich wie ausgestorben. Schmerzlos sah ich, im halben Schein und Licht der grauen Mondnacht, wie dunkle Gestalten, Gestalten in hellen Priestergewändern sie eine Zeitlang umdrängten und ihr die letzte Hülle von den Gliedern rissen. Lautlos ließ sie alles mit sich geschehen, glitt aus, hin- und hergestoßen, brach unter den rohen Händen in die Kniee zusammen und richtete sich zitternd wieder auf. Für kurze Zeit löste sich dann der Knäul auseinander, und noch einmal erblickte ich sie, wie sie halb gegen die heilige Säule des Gottes hingesunken dastand, die zu-

sammengeschnürten Hände vor die Brust pressend, mit den Fingern das aufgelöste Haar festhaltend, welches sie sich über die Schultern gezogen hatte, um sich damit vor den Blicken der Männer zu schützen. Ihr Haupt hing ein wenig zur Seite geneigt und nach vorn herüber und noch immer starrten die Augen mit einem brennenden, wilden, düsterfragenden Ausdruck nach mir hin.

Dann sah ich, wie einer der Männer plötzlich auf sie zustürzte, an den Haaren packte und wild auf sie losschrie „Dirne!“ .. „Dirne“. Und er schrie es mit dem Ton der strafenden Entrüstung, des furchtbarsten Entsetzens, wie ein gottgesandter heiliger Prophet Weherufe ausstößt, Weherufe über so viel Schuld, Laster und Gemeinheit. Und alle drängten sich von neuem um sie: „Dirne“ schrie ein jeder und spie ihr ins Gesicht: — „Dirne!“ rief und gellte es durch die Stille der Nacht. „Tötet die Dirne — die Verworfene.“

In die Knie zusammengebrochen lag mein armes Kind, den Kopf zurückgelehnt und starrte mit jammernden Blicken in die dunkle Luft herauf, in den schweigenden Himmel, während ein leises Wimmern über ihre blassen und zitternden Lippen drang. Und ganz deutlich sah ich sie wieder vor mir und hörte ihr klagendes Stimmchen. Niemandem klagte sie ihr Leid, als nur sich selber, nur sich selber fragte sie mit hinsterbenden verwehten Lauten, immer wieder — immer wieder: „Was habe ich denn gethan, . . ach, was habe ich denn gethan . . was habe ich gethan?“

Nur der Eine schien es gehört zu haben.

Feierlich reckte er sich auf und breitete die Arme weit gegen das Bild des Vierköpfigen auseinander.

„Swantowit — rief er — hast du es vernommen, Swantowit, wie die Dirne dich lästert? Hast du nicht deine Gebote jedem ins Gehirn hineingegraben, daß er sie kennt und weiß, bevor er noch in die Welt eintrat? Leuchten deine Gesetze nicht in unserem Blut, wie die Sonne im Meere leuchtet? Verkündet

nicht jeder Atemzug unseres Mundes deine Gebote? O du verworfene Dirne, mich fragst du, was du gethan hast, mich, der dein Vater und dein Priester war, der dich von Kindesbeinen an gelehrt hat, daß du unterthan sein sollst der heiligen Vergangenheit und was vor hunderttausend Jahren der Vierköpfige uns von der Höhe des heiligen Berges herab verkündigte? Bist du nicht mit den Neuerern gegangen und hängtest du nicht, du Priesterin des Swantowit, dein Herz an den Christusjünger, den schwarzen Sachsenmönch? Hat nicht der Mönch gerufen, daß er alle Gräber dem Lichte öffnen wolle. Aber die Gräber sind stärker als du und der Mönch. Swantowit steht hier und hält Wacht. Anders hast du sein wollen, als wir, — lachen, lieben, glücklich sein wolltest du, — ewige Gesetze umstoßen, — die dreimal heilige Vorzeit zerstören und du fragst, warum wir dich eine Dirne nennen, eine Verstoßene und Unreine. Dirne!!“ schrie er mit immer mehr sich steigender Wut, von neuem auf mein armes Kind losstürzend, und schleifte sie an den Haaren zu dem Steine hin, der am Eingange des Hünengrabes düster emporragte.

Über dem Stein lag sie ausgestreckt, mit herabhängendem Haar, leise wimmernd — meinen Namen, immer wieder nur meinen Namen vor sich hinhauchend — meinen Namen. Und ich fühlte auf einmal alle Furcht von mir gewichen, sprang mit wildem Kampfschrei auf und stand inmitten des Grabes:

„Ich will mit ihr sterben“, schrie ich und hieb rasend, toll vor Wut mit meinem Schwert um mich, stürzte hin und sprang wieder auf, sah um mich stürzende, ringende, blutübergossene, schwankende Gestalten, rang ermattend, Körper an Körper. Und doch war alles so lautlos und stumm ringsumher, ich hörte kein Klirren von Schwertern, nur das Rauschen des Windes, nur das einförmige dumpfe Brausen des Meeres. Das stumpfe, dunstige Mondlicht, weit über Feld und Acker ausgebreitet übergoß meine Gestalt und auf einmal erblickte ich gerade

vor mir das kalte tote Gesicht des vierköpfigen Gottes und sah all die Priestergestalten ringsumher, gerade wie früher, dort über dem Stein ausgestreckt mein armes unglückliches Kind, und über ihr gebeugt der Eine, das steinerne Opfermesser in der Hand, gerade, als wenn ich nicht da wäre, als sei ich nichts als eine Gestalt aus Luft gewoben. Ich faßte dem Opferpriester wild nach der Hand, ihm das Messer zu entringen, schlug mit dem Schwert ihm einmal, dreimal über den Kopf, aber er fühlte und sah nichts von mir, — den Leib meines Kindes umklammerte ich und wollte ihn emporreißen, aber es war nicht anders, als ob ein Hauch des Windes über ihre Glieder dahinflösse. Umsonst rief ich sie mit allen zärtlichen Namen, und sie hörte meine Stimme nicht. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie, unter dem Opfermesser liegend, ziellos in den fahlen Nachthimmel hinauf, leise die blassen Lippen bewegend und nichts als unaufhörlich immer nur das eine in furchtbarster Todesnot vor sich hinflüsternd: „Komm, komm . . . Rette mich — rette mich! . . Rasch . . rasch . .“ Und ich stand neben ihr, lag zwischen ihr und dem Messer, umklammerte sie, küßte sie, und war doch nur ein Gebilde aus Hauch, das niemand wahrnahm, bis zuletzt . . zuletzt . . Im letzten Augenblicke hatte sie jäh, von wilder Angst vor dem Sterben ergriffen, sich aufgebäumt, die harten Stricke, mit denen sie umschnürt war, zersprengt und zerrissen und warf die Arme weit ausgebreitet in die Nacht und schrie noch einmal gellend meinen Namen.

Da traf das Messer sie gerade mitten ins Herz und dumpfstöhnend sank sie langsam in sich zusammen, fiel, von rauher Hand gestoßen, rückwärts und lag mit herabfallendem Haar tot über dem Hünenstein ausgebreitet. Dunkel floß ihr Blut über meine Hände, und röchelnd schlang ich meine Arme um ihren Leib:

„Hänschen . . . mein Kind . . mein Weib . . mein Mütterchen . . Tot um mich, durch mich . . . Und ich rette dich, hörst du . . ich schütze dich, ich führe dich

sicher unter dem Schutz der neuen Götter.. In das Land des Glückes.. Oh, wie habe ich dich geführt, wie habe ich dich beschützt! mein Mütterchen.. Dirne! sagen sie zu dir, und ich hab' sie nicht zerschmettert, zertreten, zerrissen.. Aber dich haben sie zertreten und ich muß es geschehen lassen.. Oh, mein Hänschen, — mein Kind und Weib, — meine Dirne. Laß mich noch einmal dich küssen auf deine rote Herzenswunde, nur noch einmal rufen durch alle Welt: du meine Dirne.. Ach, immer wieder laß mich stammeln das heilige, süße — süße Wort: Du, meine Dirne!

* * *

Mit verträumten Augen starrte ich in die Mittagsglut des Tages und über die Felder und das Meer dahin. Um die alten Hünensteine zog leises Seufzen und Klagen und aus dem Grabe hervor, durch Gras und Kraut kam ein kalter Hauch voller Dunst und Verwesung. Müde schauerte ich in mich zusammen, und eine tiefe Wehmut, eine stumme und bange Trauer erfüllte meine Seele. Thränen traten in mein Auge und ich beugte mich über mein schlafendes Mädchen nieder und küßte sie auf die Stirn.

Wer wird dich schützen, du liebes Kind? Ich nicht, — ach ich nicht! Gegen die Grabesgeister kämpfen wir alle vergebens. Auch dich werden sie eine Dirne nennen und mich einen Ehrlosen, und wir wollen doch nichts sein als frei, wir wollen doch nichts als das Glück und die Liebe aller — aller. Du träumst von lichten, frohen Liebestagen, und so hold, so gläubig hast du meinen Worten zugehört und sprachest nichts anderes als immer nur: Führe mich, ich folge dir! Du schützest mich, wie soll mir bange sein. Aber mir ist bange um dich, um deine arme Seele, mein Kind, wenn sie deiner spotten und dich verhöhnen, weil du anders sein willst, als sie. Armes, armes Kind. Kennst du denn das Lied von den armen Liebenden, es klingt so süß, es klingt so

trüb . . Sie flohen heimlich von Hause fort, sie sind gewandert hin und her, sie haben gehabt weder Glück noch Stern, sie sind verdorben, gestorben.

Aber aus der Ferne winken zu uns herüber die Schatten von den Inseln der Seligen.

In das funkelnde Lichtmeer, in das Herz der Sonne starre ich und tief atme ich auf. Geist, der dieses Grabmal umweht, Beowulf, du, Drachenkämpfer und Sonnenheld, Du führe mich!

In das Sonnenlicht starre ich und starre in das Grab hinein. Wie ein Klingen tönt es aus den goldenen Lüften hernieder und dumpf kommt ein anderes Tönen hervor aus der Erde und den Hünensteinen. Gesang zittert in den Höhen und allerhand Murmeln dringt vom Meere und mit den Winden, aus dem Rauschen der Gräser und Blumen in meine Seele hinein, und Reime und Rhythmen schwirren durch meinen Kopf:

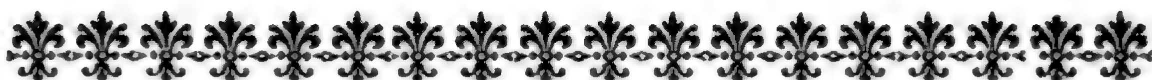
Hinter Nebeln, hinter Wassern liegt Geheimnis uns verborgen,
Doch ein ferner Purpurschimmer glüht und lockt mein Herz gen Morgen,
Weitherüber, weitherüber aus dem Lichte tönt ein Klingen,
Geister grüßen von den Sternen,
Die aus heiligen goldnen Fernen
Unruhvollen armen Seelen
Freudenkündende Palmen schwingen.
Durch die Nebel, durch die Wasser, laß Geliebte, laß uns wandern,
Einsam schreiten wir und finster scheiden sich von uns die andern,
Will dich führen und dich leiten, will dich schützen in dem Dunkeln,
Denn dort drüben schau' ich meiner Heimat Bergesfeuer funkeln.

*

„Aus den Wassern, aus den Nebeln steigen finstere Gestalten,
Und die Flut erbraust und brandet von verborgenen Gewalten,
Fahler Schaum und schwarze Wellen, Todesschrei und dumpfes Stöhnen,
Sieh, dort lauern in den nassen
Höhlen jene Totenblassen,
Die nach meiner Seele greifen,
Die dein armes Kind verhöhnen . .“
„„Fahre, fahre! Wirf die Segel an den Sturm! Der Ungeheuer —
Lach der dunklen Brut und fahre! Ich umklammre fest dein Steuer.
Will dich führen und dich leiten, will dich schützen in dem Dunkeln,
Denn dort drüben schau' ich meiner Heimat Bergesfeuer funkeln.““

*

„Ach, zu weit liegt deine Heimat, und ich darf sie nimmer schauen,
Auf den öden Wassern sterb' ich und ertrinke in den grauen
Schaurigkalten Todesnebeln .. Rings die Gräber stehn schon offen ..
Weh uns, mit zerbrochnen Rippen
Kracht das Boot an falsche Klippen,
Wellensturz und Brandungstaumel,
Und dein Haupt sinkt blutgerötet, von dem stürzenden Mast getroffen."
„„Fahre — fahre du zu Grabe. Schon verschlingen mich die Wogen,
Kann dich länger nicht mehr schützen .. Fluch ihm nicht, der dich betrogen!
Einmal nur noch starr ich aufwärts: weithinüber durch die feuchten
Wasser und die Nebelmassen seh ich Bergesfeuer leuchten.""



Otto Erich Hartleben

Der bunte Vogel — Das Sonnenblatt



Der bunte Vogel

Das letzte Haus auf der Landspitze, das schon ganz in der Nähe des Leuchtturms lag, bewohnte ein alter graubärtiger Seemann, der von den andern Seeleuten der Gegend nicht anders als der weise benannt wurde.

Er hatte sein ganzes Leben stets so klug eingerichtet, daß er jetzt, wo er bereits ein schönes Alter erreicht hatte, einesteils doch noch ein rüstiger und gesunder Mann war und anderenteils auch ein gutes Stück Geld als Erspartes hinter sich liegen hatte. So konnte er sich seines Alters ruhig erfreuen.

Weib und Kind hatte er nie gehabt; seine liebste Beschäftigung und sein eigentliches Glück war immer das Denken gewesen.

Er sagte sich: entweder ist ein Weib meinem Denken förderlich, dann ist es unnötig, sie zu ehelichen, denn was ich von ihr gewinnen will, vermag ich auch so mühelos aus ihrem Gespräche zu ziehen — oder aber sie ist meinem Denken nicht förderlich, dann hieße es eine Thorheit, sie zum Weibe zu nehmen, denn sie

möchte mich leicht von meinen Gedanken abbringen und mir mein Glück zerstören.

Sein Glück war es aber, an schönen Tagen, wenn das Meer ruhte, sein Boot zu besteigen und langsam hinauszufahren, ganz allein mit seinen klugen und geliebten Gedanken. Er führte weder Waren an die nächste Küste, noch warf er das Netz nach Fischen aus: er saß still am Steuer und dachte in einem fort. —

Da geschah es eines Tages, als die Sonne schon tiefer am Himmel stand und ihre Lichter auf den Wellen lagen, wie Goldflitter auf einem dunklen Maskenkleide, daß sich ein großer zierlicher Vogel, etwa von der Gestalt eines Reihers, vorn auf das Schiff des weisen Seemanns niedersetzte. Dieser bemerkte den Schatten, den der Vogel vor ihm auf den Boden des Schiffes warf, und sah auf.

Nach einem langen Nachsinnen, während dessen er den Vogel unverwandt betrachtet hatte, sagte der Seemann:

„Du scheinst mir ein Vogel zu sein, denn du hast zwei Beine und zwei Flügel und bist am ganzen Körper mit Federn bedeckt.“

Der Vogel erwiderte: „Deine Gedanken haben dich zu einer richtigen Erkenntnis geführt, ich bin allerdings ein Vogel und bitte dich, mich gastlich auf deinem Schiffe aufzunehmen.“

Der Seemann wunderte sich, daß der Vogel reden konnte und sprach: „Gern begrüß ich dich als meinen Gast. Ich habe bisher noch keine Gelegenheit gehabt, einen Vogel reden zu hören und vermute daher, daß ein Gespräch mit dir meinem Denken wohl förderlich sein möge. Nur mache ich dich darauf aufmerksam, daß du als ein Gast meines Schiffes dich auch der Ordnung wirst fügen müssen, die auf ihm herrscht und die ich als das Ergebnis meines vielfältigsten, Jahre, lange Jahre währenden Nachdenkens hochhalten muß.“

Der Vogel nickte mit dem Kopfe: „sprich nur,“ sagte er, „was gehört zu dieser Ordnung?“

„Zu ihr gehört, daß man sich nicht auf ein Bein stelle, wie du das thust, denn wollte ich ein Gleiches versuchen, so würde ich alsbald in dem schwankenden Boote umfallen oder wohl gar über Bord in das Meer hinausstürzen. Da ich es aber nicht kann, sollst auch du es nicht thun: denn es sieht wie eine Überhebung aus.“

Der Vogel streckte geduldig das zweite Bein hervor und setzte es auf den Schiffsrand —: ‚weshalb soll ich nicht auch einmal auf zwei Beinen stehn?‘

Nachdem der Seemann den Vogel wieder eine Zeit lang betrachtet und beobachtet hatte, sagte er: „Du hast zwar einen weißen Bauch wie viele andere Vögel und wie ihn von Natur auch die Menschen meistens besitzen, aber was ich bei dir sonderbar finde und keineswegs begreifen kann, ist, daß du auf dem Rücken ganz bunt, grün, rot und golden gefiedert bist, so daß die Sonne sich ordentlich zu freuen scheint, wenn sie auf deinen Flügeldecken blinkt und schillert und einen gelben Saum um deine Gestalt zieht. Die Menschen, die doch das klügste Geschlecht auf der Erde sind, pflegen sich mit einem schwarzen oder grauen oder braunen oder sonst einem schwach gefärbten Rocke zu bekleiden und die Vögel sind im allgemeinen wenigstens so gescheit, es den Menschen nachzuthun. Wenn du nun dahingegen in einem so fremdartig bunten und auffallend scheckigem Aufzuge daher kommst, so scheinst du mir damit wider die gemeine Bescheidenheit aller Kreatur gröblich zu verstoßen, und mich dünkt, du thätest besser, wenn du solcherlei thörichten und hochmütigen Firlefanz von dir legtest. Bedenke wohl, daß selbst der Vogel Strauß, mit dessen Federn doch ein so großer und schwunghafter Handel betrieben wird, nur in zwei oder drei höchst einfachen Farben umherläuft. Bedenke auch ferner, ob es wohl klug und besonnen sei, also durch sein Äußeres vor den anderen hervorzustechen und bald den Neid, bald den Spott,

immer aber eine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken!" —

Der Vogel riß den langen spitzen Schnabel weit auf — aber ohne ein Wort zu sagen, klappte er ihn wieder zu. Seine kleinen grauen Augen leuchteten wie vor innerem Vergnügen, er legte den Kopf etwas auf die Seite und blinzelte den alten Seemann freundlich an.

Dieser fuhr fort: „und ganz besonders verdreht erscheinen mir nun noch diese beiden langen, dünnen, gewundenen Federn, die auf deinem Kopfe hin und herschwanken, als wollten sie alles, was fest steht, verhöhnen! Diese wirst du dir jetzt zu allererst einmal schleunigst abschneiden lassen."

„Meinst du," fragte der Vogel. „Und was müßte ich dann wohl thun?"

„Das will ich dir sagen. Ich habe hier einen guten und nützlichen Theer, mit dem ich die Bretter meines Schiffes überziehe, damit sie nicht faulen. Mit dem will ich deine Flügel bestreichen und so ihre leuchtenden Farben auslöschen. Du hast dann die Farbe des Raben — so magst du mir dann als Gast auf meinem Schiffe bleiben, denn noch manches hätte ich mit dir zu bereden."

Da sprach der Vogel: „habe Dank für deinen guten Willen und klugen Rat. Ich bin ein höflicher und friedsamer Vogel und würde mich gewiß gern der Ordnung fügen, die hier auf deinem Schiffe und in deinem nachdenksamen Kopfe herrscht — wenn ich es nötig hätte und darauf angewiesen wäre. Doch bedarf ich deiner Gastfreundschaft länger nicht mehr. Schon dieweil wir uns so klug miteinander besprachen — hab' ich genug gerastet und zu neuem Fluge sind meine Kräfte gesammelt. Leb' wohl."

Und mit einem übermütigen Krählaut dehnte der bunte Vogel seine langen, schimmernden Flügel aus, schwang sich auf und flog in den blauen Abendhimmel hinaus. — —

Der Seemann war ganz verdutzt. Er wollte dem Vogel nachschauen, aber er vermochte es nicht: die Sonne blendete seine Augen. —

Da legte er den Finger an seine Nase und nachdem er heftig nachgedacht hatte, sprach er zu sich: ‚merkwürdig, wie leichtfertig diese Vögel sind. — Ich denke mir aber: es wird das davon kommen, daß sie fliegen können.‘



Das Sonnenblatt

Die Stadt, in der ich geboren bin, liegt hoch im dunklen Gebirge. Weite Wiesen, auf denen der Klee wuchert, umgeben sie rings. Die Winde wehen frei über sie hin. —

Die Wiesen senken sich nach allen Seiten, und wo man auch hinabsteigt, tritt man bald in den schweigenden Wald. Die Edeltannen sind schwarz und ernst. Heimlich und furchtbar zugleich ist das Dickicht. Unsichtbar rauschen und murmeln die Bergquellen. Bei Nacht werden sie lauter. —

Ich war ein Kind und kannte nur die Wiesen und die Stadt. Es war eine kleine Stadt und alle Bewohner wußten, wer ich war. Sie waren freundlich gegen mich, denn meine Eltern waren hochangesehen und auch freundlich gegen jedermann. So durft' ich denn frei spielen überall, auf dem Markt, auf den Straßen und auf den Wiesen, nur in den Wald durft' ich nicht hinein: das war mir streng verboten.

„Im Wald ist es kalt,“ sagten meine Eltern.

Wenn die Sonne auf das Heu schien und es dörrte, dann stieg ein Duft auf, stark und süß. Ich

lag auf dem Rücken und glaubte ihn fast zu sehen, wie er sich hob in weißen, zarten Wogen. Ich griff mit den Händen empor und in mir wurd' es ganz warm vor Glück.

Das geschah es einmal, daß ich auch so dalag selig in den stillen Strahlen der Sonne. Da zogen Wolken vom Walde herauf und drängten sich vor das hohe Licht und ich sah das Heu nicht mehr duften.

Ein Schmerz, wie ich ihn zuvor noch nie gefühlt, ergriff mich da. Bisher wenn mich etwas gekränkt hatte, hatt' ich geweint und an meine Mutter gedacht, die meine Thränen trocknen konnte. Aber jetzt, da die Sonne verschwand und alles so farblos wurde um mich her, da konnte ich nicht weinen und dachte auch nicht an die Mutter. Aber schwerer, viel schwerer als je fühlte ich mich beklemmt und gequält . . das war ein Weh, das ich nicht kannte, das ich niemals geahnt hatte.

Und ich stand auf und sah mich um. Mir war — als sei in diesem Augenblicke ein neues Leben für mich angebrochen: ein Leben kalt und grau und nicht mehr bunt wie die Wiese, auf der der Klee wuchert.

Und meine Augen blieben auf dem dunkeln Walde haften. Von dorther waren die Wolken gekommen.

Ohne zu wissen, was ich that, ging ich langsam den Weg, der hinab in den Wald führte. Ich mußte ja nun da hinein . . hinter mir war es zu Ende. „Auch auf dem Markte liegt jetzt keine Sonne mehr" dachte ich im Weiterschreiten.

Es war ein Hohlweg, den ich ging. Er war schnurrgerade. Hinten im Walde, es war kaum noch zu erkennen, brach er plötzlich ab. Dort war wohl ein Abgrund.

Und immer tiefer schnitt der Hohlweg in das Land ein. Schon konnte ich die Wiesen nicht mehr sehen . .

über meinem Kopfe rechts und links war ihr Saum. Dort begann steiniges Geröll . . das war wie Mauern.

Nun hob ich die Augen nicht mehr von der Straße auf. Vor mir auf den Boden hielt ich den starren Blick gerichtet. „Ich will es nicht merken, wenn der Wald beginnt,“ sagt' ich zu mir.

Es wurde dunkler um mich her, ich hörte ein Rauschen und ein kalter Luftstrom drang in den Hohlweg. „War das schon der Wald?“ —

Da sah ich vor mir auf dem Wege, auf einem schmutzig gelben Stein, ein Blatt liegen . . ein Blatt, wie ich es noch nie gesehen. Es war ganz lang und schmal und spitz — fast wie eine Feder, aber ganz gerade, von schlanker Schönheit. Und es leuchtete und glänzte wie fließendes Gold.

Und ich hob es auf, vorsichtig faßt' ich es am breiten Ende. Es war ganz leicht und fühlte sich frisch an, wie ein Grashalm im Tau. Ich lachte es an und schwenkte es ein wenig. Was war das? War das auch die Sonne?

Und unwillkürlich hob ich es empor, gegen den Himmel, als müsse die Sonne hindurch scheinen.

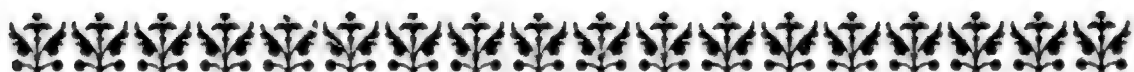
„Das ist ja ein Sonnenblatt,“ sagte ich und lächelte.

Da sah ich, wie sich die Wolken teilten und vor mir über dem Hohlweg zwischen zwei riesigen Tannenspitzen stand plötzlich die Sonne. Sie war blutrot und erschien mir so furchtbar groß und so schrecklich nah, daß ich im tiefsten Entsetzen zusammenfuhr. Das Blatt fiel mir aus der Hand und mir vergingen die Sinne. Im Niedersinken war es mir, als ob die beiden ungeheuren, schwarzen Riesentannen von rechts und links über mich zusammenstürzten . . . dann sah ich die Sonne nicht mehr. —

Bergleute, die am Abend heimkehrten in die Stadt, fanden mich bewußtlos in dem Hohlweg liegen. Sie brachten mich in das Haus meiner Eltern.

Ich fiel in eine schwere, hitzige Fiberkrankheit, von der sich mein Gehirn nur langsam wieder erholte. Aber so ganz richtig ist es nie mehr mit mir geworden, ich taugte nachdem zu nichts Ordentlichem und habe schließlich ein Dichter werden müssen.





Wilhelm Hegeler

Martha



Martha

Aufzeichnungen eines Philologen



Was in diesen Blättern aufgezeichnet ist, hat ein Freund von mir erlebt. Ich selbst war nur Zuschauer. Aber wie der Zuschauer, der ein Drama auf der Bühne sich abrollen sieht, das Theater mit anderen Gedanken verläßt, als er es betreten, so haben auch mich jene Ereignisse verändert. Und nicht bloß für eine Weile mich anders gestimmt, sondern mich zu einem anderen Menschen gemacht.

Insofern ist es meine eigene Geschichte: die Geschichte eines Menschen, der blind war und sehen lernte. Für meinen Freund bildete es nichts als eine Episode. Möglich, daß er deren noch mehr erlebt hat. Ich weiß es nicht. Wir sind einander fremd geworden durch die Geschehnisse selbst, die sich zwischen mich gestellt haben und ihn, der mein Freund war und es nun nicht mehr ist.



Als ich ganz zufällig hörte, daß van Velten in Berlin sei, beschloß ich sofort ihn zu besuchen, denn er war mein treuester Kamerad von der Schulbank her.

Was mochte er inzwischen für ein Studium ergriffen haben? Philologie gleich mir wohl kaum. Damals hatte er verschiedene Pläne, bald Gesandtschaftssekretär, bald Schriftsteller, bald Maler aristokratischer Damen. Eine Zeitlang dachte er auch alles drei zu vereinigen.

Er wohnte in der Lützowstraße.

Sein Empfang war ungemein herzlich. Wir waren sofort wieder die alten, wenn ich mich auch über manches wunderte. Denn nachdem wir uns drei Jahre nicht gesehen, ich ihm nur selten geschrieben, er mir nie, hatte ich doch eine Menge Fragen auf dem Herzen, z. B. nach dem Gesandtschaftssekretär ꝛc. Aber er antwortete bloß:

„Brillant ... famos ... Gewiß, gewiß ...“ Dann zeigte er mir ein halbes Dutzend Likörflaschen.

„Die habe ich in meiner Bezechtheit bei Lukas Bols bestellt. Wie ich sie bezahlen soll, ist mir rätselhaft. Aber immerhin könnte man sie probieren.“

Als wir bei der dritten angekommen waren, meinte er lachend:

„Mensch, du siehst aus wie ein Pastor und noch dazu einer in Trauer. Thu' doch bloß die schwarzen Handschuh vom Tisch! Die erinnern mich an den leibhaftigen Tod.“

Als ich ihn noch 'mal nach seiner Laufbahn fragte, meinte er leichthin:

„Carriere? Zukunft? Ich denke gar nicht daran. Ich freue mich des Lebens und das ist auch etwas wert.“

„Was studierst du denn?“

„Ich bezahle jedes Semester zwanzig Mark für juristische Kollegs. Drunter geht's nicht.

Bei der letzten Flasche bat er mich, doch mit nach Wilmersdorf auf den Tanzboden zu fahren. Seiner Gesellschaft wegen willigte ich ein.

Er schien sehr erfreut. Und wir machten uns gleich auf den Weg.

Nur mußte ich vorher noch eine Kravatte von ihm umbinden, da er mir erklärte:

„Dein schwarzes Halstuch à la Urgroßvater macht ja die kleinen Mädchen grauslich.“



Während wir in der Stadtbahn saßen, fragte ich ihn, wie's in Wilmersdorf zugehe, und er begann sofort es zu schildern. In sehr enthusiasmiertem Ton, ganz ohne Rücksicht auf die Mitreisenden.

„O weißt du, ich kenne nichts schöneres, nichts gesunderes, nichts unschuldigeres. Wirklich es ist ganz unschuldig. Keine Spur mehr von Berliner Verderbtheit. Lauter ehrbare kleine Mamsells gehen dorthin, denen nur das Tanzbein kribbelt. Einen Abend müssen sie sich austoben und die ganze übrige Woche sind sie dafür brav. Schad't nichts, wenn keine Herren da sind. Dann drehen sie sich mit einer Freundin im Arm. Aber später die rasenden Walzer mußt du seh'n, im Gedränge der Kleider ... Und wenn sie erst ein bißchen warm geworden sind. Was sie dir vorreden können! Wie versteift sie aufs Tanzen sind. Links herum und rechts herum. Ihre Beine werden nie müde und ihr Mund steht nie still. O, das ist schön, das ist schön! —

Und weißt du, das ist das Leben. So wie es sich in der Freiheit austobt, ohne Zwang, ohne Etikette. Siehst du, diese Kinder des Volks sind so ganz anders als die Kinder der Gesellschaft. Ihr eigenes Leben bricht so viel gewaltiger zu Tage, da keine Eisdecke der Konvention darüber lastet. Bei den Leuten der Gesellschaft aber spielt alles so innerlich, so zerfasert. Es giebt nicht die einfachen Affekte, die den Menschen mit Haut und Haaren ergreifen. Sie zersplittern alles und der große Strom versandet in lauter Äderchen ... Ich hab' noch immer ein Bild im Gedächtnis, das mich nicht verläßt. Ich ging durch die Victoriastraße an einem Herbstmorgen.

An einem der großen Fenster sah ich zwei Menschen. Eine feinlinige, schlanke Dame mit blassem Antlitz,

die an einem Kanevas arbeitete, neben ihr einen jungen Offizier. Und wie ich ihn sah, seine verhaltene Bewegung, seine zitternden Lippen, da wußte ich mit untrüglicher Gewißheit, daß er von Liebe sprach. Er sprach glühende Liebesworte. Aber die Dame mit bleichem Antlitz rührte sich nicht. Vielleicht, daß die feinen Linien des Mundes leise vibrierten, daß die Stirnhaut leicht zwischen Blaß und Rosa schillerte. Ich bemerkte es nicht. Die Augen waren auf den Kanevas gerichtet und das Gesicht verzog kein Zucken.

Dies Bild schwebt mir noch immer vor. Wie sie ihr Glück, dieses süße Jauchzen der Sinne hinter der faltenlosen Reinheit verbarg! .. Und du triffst sie vielleicht ein Jahr, einen Monat später. Dann ist ihr Liebesglück vorbei und das Glück ihres Lebens. Ihr Herz ist gebrochen, ihre Haltung nicht. Sie stickt an ihrem Kanevas weiter, sie stickt ihm ein, wie früher ihre jubelnde Seligkeit, so jetzt ihre Todesschmerzen. Und kaum am Zittern der dünnen Fädchen kannst du merken, daß sich etwas verändert hat.

Aber nun stell' dir das Gebahren des einfachen Mädchens vor! Ob sie dich liebt, ob nicht, das zeigt sie dir am ersten Tage, ohne es zu verbergen. Ihr Auge lacht es dir und ihr Mund ruft es dir zu, einerlei, ob tausend Menschen es hören. Und wenn sie der Schmerz der Liebe ergreift, so ergreift er sie ganz. Wenn sie unglücklich ist, so weint sie, laut und bittere Thränen, und wenn sie verzweifelt, so macht sie der Verzweiflung ein Ende und dem Leben. O, das ist vom fünften Stock, aus den ärmlichen Mansarden, aus den kärglichen Dachstübchen, daß Mädchen auf das Pflaster springen . . ."



Mein Kopf glühte, während wir über das glitzernde Schneegeleise der Chaussee trabten. Wie mein Freund reden konnte! Uns alle hatte er fortgerissen, selbst die

Mitreisenden, die ihre Zeitung sinken ließen und ihm zuhorchten.

Ich verglich sein Leben mit dem meinigen. Neid und Trauer erfüllten mich, indem ich an die stille, unscheinbare Welt meiner Bücher zurück dachte. Wie eng kam mir das vor, was bis dahin doch mein ganzer Lebensinhalt gewesen.

Eine innere Stimme sagte mir, so wie er es geschildert, konnte das alles unmöglich sein. Es mußte noch etwas anderes dahinter liegen. Er zeigte mir bloß die eine Seite. Und die Kehrseite? .. Aber ich konnte jetzt nicht zur Klarheit dringen. Wie im Rausch ging ich neben ihm her. Und ich sagte mir: ‚Mag kommen was will. Du wirst die Augen aufmachen und beobachten.‘

Ach, ich Thor! ..



Auf dem Tanzboden schlug die Laune meines Freundes plötzlich um. Gleich beim Eintritt verzog sich sein Gesicht und er sagte:

„Na, heut' abend scheint aber auch nichts los zu sein, rein gar nichts.“

Dann nahm er mich unter'n Arm und wir schlängelten uns zwischen den Mädchen durch. Ob sie alle so häßlich waren, wie er behauptete, vermag ich nicht zu sagen. Ich war zu verwirrt.

Aber er wurde immer böser. Wie wir an einen Tisch mit etwas ältlichen Damen gelangten, fuhr er auf, als sei ihm eine persönliche Kränkung angethan.

„Das ist denn doch zu stark von solchen alten Schachteln sich hierher zu setzen ... Komm, zahl'n wir, geh'n wir.“

Ich wäre gern noch geblieben. Aber darauf kam es nun freilich nicht an. So setzten wir uns in die Ringbahn, um nach Haus zu fahren. —

Bernhard in gleich schlechter Laune. Ohne ein Wort

starrte er zum Fenster hinaus auf die grauen Schneefelder. Den Hut hatte er achtlos neben sich auf der Bank liegen. Ich saß am anderen Fenster, gerade gegenüber zwei kleinen Mädchen. Und der einen, die mir ausnehmend gefiel, warf ich hin und wieder einen Blick schüchterner Bewunderung zu. Sie sagte zu ihrer Freundin, die pausbäckig war und verweinte Augen hatte, einige mir unverständliche Worte. Hin und wieder bekam ich ein abweisendes Stirnrunzeln von ihr, und dann flirrte sie mit momentanem Augenzwinkern zu meinem Freund herüber. Da mich das verwirrte — denn ich fragte mich, ob in meinem Blick vielleicht etwas Beleidigendes gelegen hätte? — begann ich auch zum Fenster hinaus zu sehen, obgleich mich die Schneefelder weit weniger interessierten, als dies kleine Mädchen mit dem Schleier aus blauem Spinngewebe und dem zierlich herausgewippten Näschen dahinter.

Der Zug wollte an der Station Bellevue halten, und die Pausbäckige machte sich zum Aussteigen bereit. In diesem Augenblick fiel der Hut von der Bank. Sie bückte sich, hob ihn auf und reichte ihn meinem Freund:

„Hier, mein Herr! Das ist gewiß Ihr Hut."

„Danke verbindlichst."

Und jetzt war es zum erstenmal, daß er nach der ziemlich langen Fahrt den Mitreisenden einen Blick gönnte. Mit weit aufgerissenen Augen betrachtete er die Bleibende. Und dieser Blick wäre unverschämt gewesen, wenn in ihm nicht ein so aufrichtig freudiges Erstaunen gelegen hätte.

„Sie sind sicher im Tiergarten Schlittschuh laufen gewesen?" fragte er.

„Aber ich fahre ja schon das ganze Ende von Friedenau aus mit Ihnen zusammen, mein Herr."

„Nicht möglich! Das ist ja schrecklich . . . daß ich Sie gar nicht gesehen habe."

Das Mädchen schien ihm seine formlose Anrede nicht weiter übel zu nehmen, denn sie plauderte weiter:

„Und dann kann ich auch gar nicht Schlittschuh laufen.“

„I, das ist geschwindelt. Nicht Schlittschuh laufen! Aber in Berlin können doch alle kleinen Mädchen ... ich wollte sagen, alle jungen Damen Schlittschuh laufen.“

„Ich kann's nicht. Ich hab's wohl mal probiert. Aber zum richtigen Lernen hatt' ich keine Zeit.“

„Das ist komisch. Sie sind doch Berlinerin?“

„Mit Spreewasser getaufte,“ antwortete sie lustig.

„Wissen Sie, daß Sie's nicht können, ist ja nicht so komisch. Aber daß Sie's einem so sagen, gleichweg, ohne ein bißchen zu schwindeln ...“

Dann schwieg er einige Minuten, während seine Augen immer lauter sprachen: ‚Du gefällst mir, du gefällst mir ausgezeichnet!‘ Plötzlich fragte er:

„Sagen Sie mal, was sind Sie denn eigentlich?“

„Stickerin.“

Er klatschte in die Hände.

„Das ist ja famos! Ich hätte immer so gern mal ein kleines Stickermädel kennen lernen mögen. Und nun treff' ich gleich solch eine hübsche ...“

Sie hatte — vielleicht ein wenig, um die Röte ihres Vergnügtseins zu verbergen, ein Taschentuch herausgezogen, und während sie den Schleier lüftete, zupfte und rieb sie ganz energisch an ihrem Näschen. Ihre Wangen zeigten eine wunderbare, durchsichtige Haut von Perlmutterglätte und der blaßroten Färbung der Hortensia.

„Wissen Sie,“ begann mein Freund wieder, „der Schleier steht Ihnen brillant. Aber ohne Schleier sehen Sie noch zehnmal besser aus ... Bitte, bitte, lassen Sie ihn herauf!“ flehte er, als sie ihn wieder senken wollte.

Aber sie zupfte erst ein wenig, ohne auf seine Worte zu hören. Dann ganz leicht hinwerfend:

„Nun ja, schließlich hat's keinen Zweck, ihn herunter zu machen, weil's so schon so warm ist.“

„Ach, Sie sind nett. Sie sind ein liebes Kind.

Und eine vernünftige junge Dame, die einem wenigstens folgt. . . Wissen Sie, dafür will ich Sie auch zur Belohnung nach Hause bringen.

Aber sie antwortete schnippisch: den Weg könne sie allein finden.

„Nun, nun, werden Sie bloß nicht gleich böse. Ich meine natürlich, daß es mir ein Fest sei, wenn ich Sie begleiten dürfte. Wo wohnen Sie denn?"

„Dicht beim Alexanderplatz."

„Seh'n Sie, beinah in meiner Nähe! Da macht es sich doch eigentlich fast von selbst."

„Dann muß Ihr Herr Freund aber auch mitgehn," wandte sie ein.

„Das geht nicht," sagte er schnell. „Der muß schon am Friedrichsbahnhof aussteigen. — Du, schwör' mal rasch einen heiligen Meineid, daß du Friedrichstraße aussteigen mußt."

Wir alle Drei lachten über seine Art, uns zu überrumpeln. Die Kleine war eigentlich schon einverstanden, besonders als er ihr noch versicherte:

„Und dann thun Sie auch ein gutes Werk. Stellen Sie sich vor, wenn ich den ganzen Weg allein laufen muß in solch einer gefährlichen Gegend, was ich da für dumme Streiche mache! Aber wenn Sie mich mitnehmen, dann sorge ich bloß, daß Sie ganz rasch und heil zu Muttern kommen."

„Nun ja," schloß sie, „so will ich's Ihnen denn erlauben. Aber bloß bis zur Straßenecke. Und ganz artig müssen Sie sein."

„O, ganz, ganz artig," versicherte er.



Am anderen Morgen, als ich bei der Arbeit für mein Doktorexamen saß, kam er zu mir. Lief auf und ab, mit einer Cigarette, die er sich aus dem Wirrwarr meines Schreibtisches hervorgekramt hatte; seine gewöhnlichen, zerrissenen Sätze zwischen die

dünnen, verwehenden Schleier des Dampfes hervorsprudelnd.

„Wie sie lieb war! Und wie lustig, wie lustig! Ich hab' mich schibbelig gelacht. Was sie von der Frau Cheffin erzählte und ihren kleinen Kolleginnen! Zu zehn sind sie da im Atelier. Und es sei den ganzen Tag nichts als Lachen und Erzählen, versichert sie . . .“

Dann setzte er sich auf einen Stuhl an meinen Schreibtisch und sagte:

„Du, hier ist schreckliche Luft. Nach gestern, wo ich so viel Unschuld geatmet und selbst so unschuldig war, da kann ich's nicht aushalten. Ich mach' das Fenster auf.“

Er beugte sich in die frische Winterluft, die hier in der Höhe meiner vierten Etage wehte. Dann kam er wieder zurück.

„Ach, diese verfluchte Cigarette! Wie konnte ich nur so was in den Mund nehmen! Jetzt ist mir der süße Nachgeschmack ihrer Küsse ganz verdorben . . .“

„Du hast sie geküßt?“ fuhr ich in grenzenlosem Erstaunen von meinen Schweinslederbänden auf.

Er stellte sich ganz naiv vor mich hin.

„Nun freilich hab' ich sie geküßt. Und tüchtig. Und sie mich wieder.“



Durch Bernhard kam ich sehr oft mit Martha zusammen. Ich verliebte mich in sie. Damals wagte ich nie, es mir zu gestehn. Denn wie hätte ich ein Mädchen, das vielleicht die Frau meines Freundes wurde, lieben können!

Sie waren mir beide rätselhaft in ihrem Benehmen zu einander. Aber während ich über ihn stundenlang nachgrübeln konnte, vergaß ich bei ihr all' meine Gedanken. So sehr entzückte sie mich immer. Eines Abends jedoch glaubte ich im Benehmen der beiden eine gewisse Veränderung zu beobachten. Wie mir schien, lag eine größere Innigkeit zwischen ihnen. Etwas Ver-

schwiegenes, das sie beide allein durchlebt und dem ich fremd war. Was dies zu bedeuten hatte, darüber bin ich mir erst später klar geworden.

Meinen Freund zu fragen, schämte ich mich. Nur über eins mußte ich mich wundern, daß nämlich Martha von diesem Tage ab ihr Benehmen gegen mich änderte. Früher hatte ich hin und wieder auch ein Lächeln mitabbekommen. Aber jetzt wurde sie geradezu unfreundlich. Und dies dauerte fort mit nur geringen Unterbrechungen bis zum Ende.

Übrigens muß ich selbst sagen, daß ich in ihrer Gegenwart eine ziemlich traurige Rolle spielte. Ich bin von Natur schweigsam und wurde es noch mehr, seitdem ich mir einbildete, daß sie mich nicht leiden könne.



Nur von einem Abend muß ich noch erzählen, der so wunderschön, so glücklich war — auch für mich.

Sie hatte ihm einen drolligen Brief geschrieben, mit einem Gewimmel von überflüssigen H's und E's. Eine Freundin von ihr, das Fräulein Müller, sollte begraben werden. Die Frau Cheffin und alle Stickerinnen aus dem Atelier gingen mit der Leiche. Nach der Beerdigung aber wollte sie Bernhard besuchen.

Ganz durchfroren kam sie an. Aber sie fühlte sich so wohl in dem molligen Zimmer, daß meine Gegenwart sie nicht einmal zu stören schien. Und eine Menge hatte sie zu erzählen, ach, so viel! Natürlich kam alles kunterbunt heraus. Mit dem Ende fing sie an.

Also sie waren noch allzusammen konditern gewesen, um sich ein wenig zu trösten. Und die Frau Cheffin hatte jeder eine Tasse Chokolade spendiert. Dadurch waren sie wieder fröhlich geworden und hatten ihre naßgeweinten Taschentücher eingesteckt.

„Guckt mal her! Wie klitschnaß!"

Sie zeigte es uns, damit wir es bewunderten. Und sie fuhr fort:

„Ja, die Frau Cheffin hat aber auch gesagt: ‚Fräulein Martha, Sie haben wirklich ein mitfühlendes Herz. An Ihrem Taschentuch ist ja kein trockener Faden. Mathilde dagegen — wißt ihr, das Fräulein, das ich nicht leiden kann — muß recht hart sein, denn sie hat ihr's ja überhaupt nicht aus der Tasche gezogen.'"

Und dann schilderte sie uns den Kirchhof, der zwischen öden Feldern lag, mit den kahlen Reihen der Gräber. Endlos kam der Schnee herunter. Und der Pfiff einer Lokomotive war über sie dahin geweht, fürchterlich, und hatte sie erschreckt wie der letzte Aufschrei der Verstorbenen. Hu, ihre Freundin lag jetzt da drunten, in der schwarzen, gefrornen Tiefe, unwiederbringlich, ganz allein . . .

Sie bebte ordentlich vor Schauder, während sie uns dies so lebhaft schilderte. Aber Bernhard lachte sie aus und küßte ihr die Angst von den Lippen. Plötzlich fragte er:

„Du, was hast du denn da in dem großen Paket?"

Ach, Vater und Sohn, das hätte sie ja beinah' vergessen. Ja, nun wurden große Umstände gemacht. Raten, raten mußte er! So ohne weiteres wurde es natürlich nicht aufgemacht.

Aber er war zum Raten viel zu faul.

„Vielleicht ein Paar Würste?"

Schließlich, als er doch neugierig wurde, riß er es ihr aus der Hand.

Es war ein Sophakissen drin, mit einem kleinen, grauen Mäuschen als Verzierung. Heimlich hatte sie es ihm gestickt.

Ich war ganz gerührt von diesem Geschenk, das Bernhard bekam, und er selbst, glaub' ich, beinah' auch. Aber Martha war selig vor Freude, weil es ihm gefiel. Immer und immer wieder küßte sie ihn und ließ sich von ihm „seine Maus" nennen. So groß war ihr Glück, daß sie auch mir armen Teufel davon mitteilen mußte. Und ganz aus freien Stücken sagte sie plötzlich:

„Ihnen stick' ich auch noch 'mal 'was. Ein paar Pantoffeln oder 'ne Großvatersmütze. Die können Sie bei der Arbeit aufsetzen."

Aber sie hat es nie gethan.



Der Frühling zog herein in die große Stadt. Ein zarter Berliner Frühling, den man kaum sieht in der Steinwüste der Häuser, der einem aber doch so ganz die Brust erfüllt mit unerklärlicher Sehnsucht und tausend Ahnungen.

Aber das Schönste an diesem Frühling für mich war, zu sehen, wie Martha ihn erlebte. Es ist ja ein eigentümliches Gefühl und wir teilen es alle, daß wir jeden Frühling als etwas ganz Neues, eigentlich noch nie Durchlebtes genießen. Aber für sie, die bis dahin niemals aus dem erstickenden Dunstkreis herausgekommen, war es in diesem Jahr wirklich ein ganz neuer Frühling. Nun zum erstenmal in ihrem Leben floh sie mit uns die Stadt, ganz weit weg, bis man sie weder sah noch roch noch hörte, in den Wald, wo es von tausend Knospen blitzte, und auf die Seen, wo laue Winde unser Boot küßten — dort lachte ihr wirklicher Frühlingshimmel und wirkliche Frühlingssonne.

Und Martha wußte sich nicht zu lassen vor jubelndem Glück.

„O, wie ist das schön draußen! Wie ist das schön! Ich bin so selig. Ich hab' euch alle so lieb. Dich und den Herrn Freund und überhaupt alle Menschen . . . Ich wußte ja gar nicht, was eigentlich Frühling ist. Daß es dann grün wird, lernt man ja in der Schule. Aber wie es einem thut, daß man so glücklich wird und daß die Welt so schön ist, das hab' ich nicht gewußt!"

Oftmals in der Dämmerung, unter nassen, kahlästigen Kastanien sahen wir die schwarze Amsel langsam hüpfen und lauschten ihren süßen Klagen. Und im Sonnenschein wieder liefen wir über Wiesen, wo die

Kirschen und Äpfel blühten und alles uns umzitterte in dem Geflimmer dieses duftenden Frühlingsschnees.

Da schlug Martha in die Hände und schrie:

„O, die ganze Welt ist ja wie ein großer Frühlings-hut von Gerson!“

So gab sie oft ihren tiefen und starken Empfin-dungen auf eine ganz lächerliche Weise Ausdruck.

Übrigens, als ich sie näher kennen lernte, hatte ich auch öfters Gelegenheit, zu beobachten, von wie krasser Unwissenheit sie in manchen Dingen war. Manchmal erschrak ich förmlich und begann an ihrem ganzen Wesen zu zweifeln. Namentlich der Natur gegenüber war sie von einer geradezu rührenden Naivität.

Einmal kam sie zu uns gelaufen mit lautem Schreien:

„Ein Karnickel! Ein Karnickel!“

Und sie zog uns beide mit sich und zeigte uns einen alten, überjährigen Frosch, der vor Gebrechlichkeit kaum fortzuhüpfen vermochte. Wir wollten uns halb totlachen. Aber sie blieb bei ihrer Behauptung: es sei ein Kar-nickel. Der Lehrer hatte es sie in der Schule gelehrt, so sähen die Karnickel aus.

Aber dann wieder mußte ich mit noch größerem Staunen beobachten, wie diese Zeit in ihrem Innern verborgene und verkümmerte Keime sprießen ließ. Es war, als wenn in der neuen, grünen Welt, wo alles sich dehnte von sichtbarlichem Sprossen und Wachsen, auch sie sich zu einer feineren und edleren Blume ent-faltete. Ihre Liebe zu Bernhard wurde tiefer und stürmischer. Und oft erklangen Töne aus ihrer Seele, die mich fast zu gewaltig dünkten für dies zierliche, scheinbar so leichtsinnige und oberflächliche Geschöpf aus den Berliner Gassen.

Immer und immer wiederholte sie, gleich einer Melodie, die der Frühling selbst und ihre Liebe sie ge-lehrt, wie erst jetzt die Schönheit der großen Welt ihr ganz aufginge.

„Vorig's Jahr, da schlug unser alter Geraniumstock aus und unter der Stadtbahn verkauften die Frauen Weidenzweige mit Kätzchen dran und die Droschkenkutscher zogen ihre dicken Mäntel aus und wir zogen unsere gelben Jacketts an — und daran merkt' ich, daß es Frühling sei. Aber so hab' ich's noch nie gesehn. So schön, so schön. O, ich bin so glücklich, ich möchte lachen und weinen."



Einmal auf dem Müggelsee. Wir hatten wieder den plumpen, alten Schiffernachen nehmen müssen, der sonst zum Auswerfen der Aalpuppen benutzt wurde. Die neuen Boote lagen frischgestrichen auf dem Sand. Es war gegen Abend. Wir fuhren dem Ufer entlang und hörten zwischen den Schilfspitzen die ersten Grasmücken zwitschern. Die Sonne stand tief am Horizont, ihr purpurner Schein leuchtete hinter dem durchsichtigen Gelbgrün der Birken und Trauerweiden. Ganz in der Ferne huschten lange schwarze Windmühlenflügel über den rötlichen Dunstkreis des Himmels. Leise wiegte sich das Boot zwischen dem zarten Röhricht. Mein Freund ruhte lässig am Steuerende und seine Finger spielten mit dem kurzen Strichruder. Ganz unmerklich trieb uns ein Wind mehr nach dem See hinaus. Immer dichter breitete sich der Nebel über uns und verschleierte die Ufer. Eine Dämmerung von unendlicher Weichheit glitt herab. Alles löste sich in die süßesten Harmonien, die matteren Farben, die Umrisse, die ersterbenden Vogelstimmen. Und dazwischen, wie sanftes Liebkosen einer Frauenhand, das Geplätscher der Wellen .... Aber es wurde kühl. Bernhard schlug sich den Rockkragen in die Höhe. Und wir alle drei blickten auf das Wasser hinaus. Rund um uns alles unabsehbar, kaum einige Fünkchen in der Ferne. Und dann trat der Mond hervor. Mit atemlosen Entzücken lauschten wir, als klänge in unserer Seele wirklich ein Ton, wie die

Wolken langsam, voll Feierlichkeit, aus einander rauschten. Er tauchte ins Wasser hinab und tauchte wieder hervor in flimmerndem Silber. Aber in halber Tiefe unter den Wellen ruhte er wie eine große, reine Schale.

Und da, als wenn dieser Anblick sie überwältigt hätte, brach plötzlich die gewaltige Woge noch einmal aus Marthas Herzen hervor, wie ein Frühlingssturm, der die letzte Starrheit bricht. Sie warf sich an ihres Freundes Brust und schluchzte:

„O, ich möchte so gut sein, so gut. Ich bin ja so glücklich. Und all' das hast du gethan. Ich will dir immer, immer dankbar sein . . .“

Bernhard, dem die Cigarette lässig im Munde hing, sah sie einen Augenblick wie erstaunt an. Mit sanfter Überlegenheit wehrte er sich ihrer stürmischen Liebkosungen und sagte halb lachend:

„Ach Kind, bleib' doch nur ruhig. Du machst ja ganz den Eindruck, als habest du einen Spitz.“

Aber sie schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Nur bezaubert bin ich. Und das kommt, weil ich dich liebe.“

Ich saß vorn im Boot und ließ in träumerischem Sinnen die leisen Perlen von den aus dem Wasser ragenden Rudern herabgleiten. Wehmütig süße Trauer erfüllte mein Inneres. Und ich dachte: ‚Könntest du doch einmal in deinem Leben ein Weib finden, das dich so liebt wie dieses!‘

Seine Lauheit machte mich wütend. Wenn ich an seiner Stelle gesessen hätte! . . Aber ich saß ja vorn und sah mit verschleierten Augen zu den beiden hin, die mich so nahe dünkten und denen ich doch so ferne war, so fern, wie Phantomen, die im Traume an uns vorübergleiten.

Immer neue Küsse voll jugendlicher Innigkeit bedeckten seine Lippen. Aber ihn schienen sie bloß in seinen angenehmen Träumereien zu stören. Vielleicht

kamen sie ihm auch nicht recht am Platze vor. Darum versuchte er, sie abzuschütteln.

„Ich weiß ja, daß du mich liebst.“

„Aber wie tief ich dich liebe, weißt du nicht.“

Und ganz leise, so daß ich es kaum vernahm, mit einer Stimme zwischen Munterkeit und Wehmut, sagte sie noch einmal, während sie sich ganz dicht an seine Wangen schmiegte:

„Wie tief ich dich liebe, weißt du nicht.“

Aber er, in lautem Schulmeisterton, fragte, als wollte er sie in Verlegenheit bringen:

„Nun, wie tief liebst du mich denn?“

Einen Augenblick schaute sie schweigend ringsum und ihre Hand deutete auf den See, der von den letzten Silberblitzen des hinter die Wolken tauchenden Mondes beschienen war.

„So tief wie das Wasser.“

Er lachte hell auf.

„Ach Kind, geh' doch. Das Wasser ist ja so tief, daß wir alle drei, wenn wir uns aufeinander stellten, zehnmal drin ertrinken könnten . . .“

„Und noch viel tiefer lieb' ich dich“ — rief sie aus.

Ihre Arme hielten ihn umschlungen, so daß er sich kaum bewegen konnte. Beinah' ärgerlich versuchte er, sich loszumachen.

„Sei vernünftig, Kind. Jetzt ist's genug. Du wirst dich noch an der Cigarette verbrennen.“

Aber sie riß ihm lachend das Ende aus den Zähnen.

„Du sollst gar nicht rauchen. Ich will dich küssen.“

Da sprang er mit einer tollkühnen Bewegung in die Höhe, sie mit sich emporreißend, während das Boot so heftig schaukelte, daß die Wellen von beiden Seiten hineinleckten. Die Spitze ragte hoch in die Luft. Einen Augenblick dachte ich, wir würden umschlagen.

Auf das Wasser zeigend, das uns dunkel und unabsehbar umgab, schrie er:

„Wenn ich da nun hinabspränge in die Tiefe, möchtest du mit mir sterben?“

Zuerst schrak sie zurück mit einem Zittern ihres schlanken Körpers. Und ihre Füße streckten sich unter den hochgestreiften Röcken aus, um wieder Halt zu gewinnen. Aber im nächsten Augenblick preßte sie ihn noch fester an sich und sie jubelte:

„Ich möchte leben mit dir. Immer leben. Und ich glaube, ich könnte gar nicht sterben, selbst im tiefsten Wasser nicht, wenn du bloß bei mir bleibst.“

Da ließ er sie sanft zurückgleiten und streichelte ihre blassen, immer noch zitternden Wangen, die in seinen Schoß sich betteten. Und wie zufrieden mit sich selbst, in seinem Stolze bestärkt, sagte er aufatmend, im Ton leisen, lächelnden Triumphes:

„Sie liebt mich doch, die Kleine . . .“



Es waren sehr schöne Tage, die wir drei verlebten. Damals glaubte ich, niemals eine Zeit so unschuldigen Glückes genossen zu haben . . . Auch Bernhard bekam etwas Frisches, Gesunderes und er verlor manchen Zug, der mich an ihm früher unangenehm berührt hatte. Die beiden lebten, als müsse es immer so weiter gehen. Sie trafen sich jeden Sonntag und in der Woche zwei oder drei Mal. Was später werden sollte, davon sprach keiner.

Einmal jedoch, während wir zum Essen gingen, redete ich meinen Freund darauf hin an:

„Sag mal, wie ist das eigentlich? In Berlin macht sich so was natürlich ganz anders als bei uns . . . Aber mußt du nicht mal die Mutter besuchen, wenn du so lange mit der Tochter verkehrst?“

„Teufel noch eins,“ erwiderte er, „da möchte ich meinen Kopf schön in ein Wespennest stecken. Was sollte ich der Alten wohl sagen? Daß sie uns ihren Segen gäbe? . . .“

„Ja . . . wofür willst du dich denn nicht mit Martha verloben, wie es sich doch eigentlich gehört? Dann hätten auch all diese dummen Heimlichkeiten und Lügen ein Ende.“

Aber Bernhard lachte höhnisch.

„Bist du auch solch eine Kupplerseele, wie meine Betschwestern zu Haus? Man spricht drei Worte mit einem Mädchen hinter der Gardine, gleich heißt es: wann wird denn die Verlobung sein? Ein schöner Philister bist du.“

Nichts hätte mich ärger kränken können, als gerade dieser Vorwurf. Denn ich war während der ganzen Zeit bemüht gewesen, all das Wunderbare und Unerklärliche, was sich abspielte, mit möglichst weitem und großem Herzen zu erfassen. Viele Bedenken hatten sich im Stillen bei mir geregt, aber meine Furcht, die größte Furcht, die ich damals kannte, vor ihm als Philister zu erscheinen, klein und gemein das zu sehen, was schön und rein war, hatte sie alle verscheucht.

Und wie er mir nun gerade dies ins Gesicht warf, da wußte ich nichts zu antworten. Nur ganz zögernd sagte ich nach einer Weile, wie etwas Selbstverständliches und Harmloses:

„Nun, schließlich wirst du sie doch heiraten. Das wird das Ende sein. Und ich denke für euch alle beide das beste.“

Aber Bernhard, mit einem heftigen, jähen Ruck die Hände ausstoßend, wie um etwas Entsetzliches, Wahnsinniges abzuwehren, schrie:

„Nie, nie! Ich werde sie niemals heiraten. Keiner von uns beiden hat daran gedacht, weder Martha noch ich. Bloß du verdammte Krämerseele.“

Schweigend gingen wir die lange Strecke bis zum Restaurant. Während ich zuerst eintrat, klopfte er mich begütigend auf die Schulter:

„Sei mir nicht böse, Mann. Aber du kannst auch oft reden, wie'n alter Pastor, zu dumme Sachen.“

Und ich, in meinem wirren, dumpfen Kopf, hatte schon längst alle Schuld auf mich selbst geschoben und zugleich tausend Gründe, um Bernhard zu rechtfertigen. Machte er sich nicht immer selbst viel schlechter, als er in Wirklichkeit war? Und dann glaubte ich auch, trotz seines Widerspruchs, doch recht zu haben. — —

Noch an demselben Nachmittage, als wir drei zusammen waren, fragte er Martha ganz wie von ungefähr in seinem leichtsinnigen Ton:

„Nicht, Kind, heiraten brauchen wir uns nicht? So was haben wir nicht nötig.“

Sie sah mit jähem, weitem Aufschlag ihrer Augen zu ihm hinan. Eine große Thräne rollte sich an den Lidern zusammen, die sich über die Wölbung breitete und das ganze Antlitz zu verschleiern schien. Aber standhaft schüttelte sie das Köpfchen.

„Nein, heiraten sollst du mich nicht. Wenn du mich nur immer lieb haben willst.“

Und gerührt, in jener plötzlichen Aufwallung, die ihn so liebenswürdig machen konnte, küßte er sie innig und zart, während er sagte:

„Das will ich dich haben. Wenn auch nicht immer, so doch noch sehr, sehr lange.“



Aber der Tag an dem er sie nicht mehr liebte, kam nur zu bald. Ich weiß nicht, war's Ende Mai oder Anfang Juni — doch an einem dieser Sonntage trafen wir uns zum letztenmal.

Sonnabends war Bernhard auf einem Zechgelage gewesen. Und ich erinnere mich noch seines blassen und müden Gesichts, als er mich den Nachmittag darauf abholte.

Durch einen Zufall hatte er Martha seit ungefähr vierzehn Tagen nicht mehr gesehen. Unser Stelldichein mit ihr war am Alexanderplatz unter dem Stadtbahnbogen.

Machte es der Zufall oder machten es die vielen hübschen Mädchen in duftigen reizenden Kleidern, die hier warteten — Bernhard eben noch griesgrämig und verstimmt, wurde ganz vergnügt und seine Züge erwärmten sich.

Doch als es ein Viertel auf vier war, bemerkte ich, wie sein Blick sich plötzlich verfinsterte. Zugleich sah ich Martha halb eilig, halb zögernd über den Platz kommen. Sie war ganz in schwarz, ein dunkles Kleid, das sie schon im Winter manchmal getragen und darüber einen breiten Sommerhut aus schwarzem Stroh.

Bernhard stierte wie auf ein Unheil mit drohenden Blicken auf die Näherkommende und stieß einen Fluch aus:

„Himmel, ist die denn verrückt, mit einem solchen Hut!“

Wirklich, wie auch ich jetzt beobachtete, der Hut kleidete sie schlecht. Sein unförmiger Rand überschattete ihr Gesicht und ließ die ganze Gestalt mager und gedrückt erscheinen.

Eine dunkle Wolke verfinsterte die helle Heiterkeit der Sommerstimmung von soeben.

Während sie ihm die Hand reichte, sagte er, ohne daß sein Ausdruck auch nur um ein weniges freundlicher ward:

„Du kommst aber spät, du . . . Unglücksrabe.“

Sie flüsterte ein paar Worte der Entschuldigung und dabei krümmte sich ein fast bitter schmerzliches Lächeln um ihre Lippen . . . Sie hatte ein Gesichtchen, das einige Falten entstellen konnten. Ihre ganze Schönheit lag in der holden Zierlichkeit der Züge und ihrem wunderbar reinem Teint.

Und da bekam ich plötzlich den größten Schreck, als ich merkte, warum sie diesen plumpen Farmerhut aufgesetzt und warum ein paar Fältchen die Harmonie wie häßliche Narben zerschnitten.

Rund um die Nase bis zu den tiefer liegenden

Augen und über die Stirn waren Sommersprossen verstreut. Nicht viel! Mit einem Pinsel schienen sie hingespritzt. Aber ihr reines Perlmutter war darunter gelb geworden und häßlich, verblichen und verwelkt.

Und wie ich die beiden sich gegenüber stehen sah, meinen nervös zitternden, unangenehmen Freund und ihr ängstlich gespanntes Gesicht, da empfand ich inniges Mitleid mit der kleinen Maus. Ich versicherte ihr und ich that es so, daß sie es glauben mußte, der Hut stände ihr ausgezeichnet und niemals sei sie so hübsch gewesen.

Aber was half das, wenn sie mir gefiel? Ihm gefiel sie nicht. Das zeigte seine zornige, finstere Stirn.

Und doch, was hatte es eigentlich gegeben, das ihre Seelen auseinander riß? Keinen Streit, keine Untreue, keinen Wortbruch. Welch ein Verbrechen hatte sie denn begangen? . . . Ein häßlicher Hut, ein paar Sommersprossen! . . .

Und das sollte das Ende sein?

Der Nachmittag, den wir verbrachten, im Grunewald, war entsetzlich.

Überall diese fröhlichen, geputzten Menschen, in dem ersten Glanz ihrer Toiletten und ihrer sonntäglichen Laune. Und darunter wir, zwischen denen wie ein Gewitter die verhaltene Mißstimmung lag. Nicht, daß mein Freund schlecht gegen sie war, in Worten, oder sie mißhandelte. Aber an jedem Atemzug, an jeder Bewegung, an jedem Zusammenzucken, als wenn jetzt seine Wut losbrechen würde, mußte sie merken, wie sehr sie ihm zur Last fiel. Sie selbst war auch nicht mehr die Frühere, die Muntergelaunte und Frohe. Sie wagte nicht mehr so fröhlich zu plaudern und zu jubeln wie sonst.

Während wir in einem Gartenlokal Kaffee tranken, sprach Bernhard kaum ein Wort. Jedesmal, wenn er sie ansah, verfinsterte sich sein Gesicht.

Nur ich redete. Ich weiß nicht mehr, was? Aber ich redete wie eine Mühle, um bloß dies entsetzliche ge-

witterschwüle Schweigen zu unterbrechen. Doch was konnte ich thun? Sie suchte nur nach einem Blick von ihm. Und er hatte seinen Stuhl abgerückt, als wenn er überhaupt nicht zu uns gehörte.

Niemals empfand ich ihre Abneigung gegen mich so bitter, so schmerzlich, wie an jenem Nachmittage! Zu all meinen Worten nickte sie nur zerstreut mit dem Kopf. Und wenn sie mich ansah, so schienen ihre Blicke zu sagen: ‚Schweigen Sie doch um Gotteswillen still. Das alles macht das Elend ja nur noch größer.‘

Und doch hatte ich sie so lieb. Was machte mir das, daß sie einen schlechten Hut aufhatte und Sommersprossen?

Für mich lag in diesem Gesicht voll großer, großer Müdigkeit, das sich nicht mal ermannen konnte zu dem krampfhaften Lächeln von vorhin, ganz etwas Wunderbares, Hinreißendes. Und das war jene reine und grenzenlose Liebe, die sich erst ihrer ganzen Tiefe in ihrem Unglück bewußt ward.

Aber wenn Bernhard ihr einen zornigen Blick zuwarf, war es fast ein körperlicher Schmerz, sie anzuschauen. Ihr Antlitz wurde welker, immer welker — wie jene zarten Blüten, die zwischen Winter und Sommer in einer Nacht erblühen, um andern Tags zu sterben.

Als wir sie endlich zu ungewohnt früher Stunde nach Haus begleitet hatten und allein in der dunklen Elisabethstraße standen, da — eh' sich noch die Thür ganz hinter ihr geschlossen hatte — schrie mein Freund in die Nacht hinaus:

„O mein Gott! Endlich zu Ende. O welch ein Tag! Welch ein entsetzlicher Tag. Wie ein Jahr so lang hat er ja gedauert.“

Ich tröstete ihn und schob die Schuld der schlechten Stimmung auf die Abgespanntheit von gestern.

„Sollst du sehen, wenn ihr euch nächsten Sonntag wieder trefft, dann gefällt sie dir so gut wie früher.“

Er aber schrie:

„Wiedertreffen!? Bist du verrückt? Nie! Nie! O weißt du, ich kam mir vor wie ein Fabrikarbeiter, der sein in Elend und Schmutz verkommenes Weib mit sich schleift. Eine Last. Eine verfluchte Kette . . . Und hast du gesehen, wie die Leute uns anglotzten? Mit Sticheln und Verwundern. ‚Was haben denn die beiden sich für ein verhungertes Zicklein aufgegabelt?‘ so sprachen sie. O es war entsetzlich. Niemals kann ich sie wiedersehen. Mit ihrem Hut und ihren Falten und ihren Sprenkeln.“

Da fuhr ich ganz brutal heraus:

„Aber darum läßt man sie doch nicht sitzen. Sie kann doch nichts dazu. So was ist doch eine Gemeinheit.“

„Und meinst du, uns jetzt noch mit einander herumschleppen zu gegenseitiger Last, das wäre keine größere Gemeinheit? Und sich mit ihr zanken, auffahren wegen nichts und wieder nichts! Mein Gott, siehst du nicht, wie ich an allen Gliedern zittere? Und wie die Wut in mir kocht? Ich würde sie prügeln, das weiß ich ganz genau, wenn ich sie noch einmal sähe. Und ist es da nicht besser, Schluß zu machen, mit einem harten aber kurzen Schlag?“ — —

An jenem Abend, während ich traurig nach Hause ging, empfand ich zum erstenmal klar die Natur unseres Verhältnisses zwischen meinem Freund und mir. Und mit unsäglich bitterer Verachtung meiner selbst fühlte ich, daß er mich ganz beherrschte, während ich nicht die geringste Macht über ihn besaß. Was halfen all meine Reden und Vorwürfe? Den ganzen Nachmittag hatte ich dagesessen wie eine Null, ohne zu helfen, ohne zu lindern, gleich einem Zuschauer, der das Trauerspiel auf der Bühne sich vollenden lassen muß, mag ihm das Herz auch dabei bluten — so wie ein anderer es will.

Und doch hatte ich Thor noch immer Mut zu neuen Hoffnungen. O, es würde schon wieder werden. Es würde sich einst noch erfüllen, so wie ich träumte und wünschte.



Aber es geschah nach dem, was Bernhard gesagt hatte. Martha schrieb noch ein paar Briefe, kurze, zaghafte Briefe mit vielen H's und E's, die von ihren Thränen verwaschen waren. Mein Freund beantwortete keinen. Dann hörten wir eine Zeitlang nichts mehr von ihr. Er schien sie vergessen zu haben, und ich glaube es fast. Aber ich habe noch oft an sie zurückgedacht.

Wenn ich während jener traurigen Wochen allein in einem dunklen Lokal der Chausseestraße zu Mittag aß, mußte ich oft den Kopf in die Hand stützen und der vergangenen Zeit nachgrübeln. In der Erinnerung durchlebte ich alle Ereignisse viel stärker und Martha trat mir immer lichter vor die Seele.

Aber in einer solchen Stunde war es, daß mir plötzlich ein dunkler Verdacht aufstieg. Ich steckte sofort einen großen Bissen in den Mund, als wenn ich ihn damit niederschlucken könnte. Aber zu gleicher Zeit brach ein siedender Schweiß aus allen meinen Gliedern und ich fühlte, wie mein wollenes Hemd mir schmerzlich die wie wunde Brust scheuerte.

Ich gab meinen Gedanken eine andere Richtung. Doch diese dunkle, unheimliche Ahnung erhob sich immer erschreckender. Ich stellte mir ihr reines Antlitz vor ... das fröhliche Kinderlachen meines Freundes. Nein, es konnte nicht möglich sein.

Und trotzdem ... trotz alledem ... Es wurde mir fast zur Gewißheit, wenn ich mich kleiner Einzelheiten erinnerte, die ich damals im Rausche übersehen.

Schließlich brach ich fast zusammen und ich sagte mir, du bist entweder der verworfenste oder der thörichtste Mensch, den es in Berlin giebt.

Übrigens hatte ich diesen Verdacht nur in der einen Stunde, später nicht wieder. Bis ich dann die Gewißheit erfuhr.

Ein paar Wochen später, als mein Freund mich zum Thee einlud, nahm ich mir den Mut, ihm wegen Martha Vorstellungen zu machen.

Es war ein wunderbarer Juniabend. Der Nachthimmel träufte seine ganze Klarheit durch die geöffneten Fenster. Und das gelbe Lampenlicht verglomm vor dem Geflimmer der Sterne.

Wir hatten Thee getrunken und saßen in jenem vertraulichen Schweigen, das oft mitteilsamer als vieles Reden ist, einander gegenüber.

Er schenkte mir einen Likör ein.

Und in dieser angenehmen Stimmung begann ich von ihr zu sprechen. Auf das Kissen anspielend, das sie ihm in jenen Stunden des Glücks gestickt hatte, fragte ich:

„Mußt du nicht oft an die kleine Maus zurückdenken, wenn du sie stetig vor dir siehst?“

Er lächelte und zeigte auf die andern Erinnerungen.

„Soll ich an all' die kleinen Mädchen denken, die mich da Tag und Nacht umgeben?“

„Sind es lauter Geschenke von jungen Damen?“

„Meistens,“ antwortete er leichthin. „Aber wenn ich bei jedem sagen sollte, wann und von wem ich es gekriegt, müßte ich mich lange besinnen. . . Übrigens hast du recht, ich denke oft an sie zurück. Das heißt, sie veranlaßt mich dazu, indem sie mir alle zwei Tage schreibt. Wenn sie bloß wüßte, wie mich das langweilt.“

„Und du antwortest nichts?“

„Was denn? . . . Die Wahrheit kann ich ihr doch nicht schreiben, daß ich sie häßlich finde und überhaupt nicht begreife, wie sie mir jemals gefiel? Siehst du, ich weiß nicht, ob alle Männer so sind. . . Ich lieb' sie ja noch immer, nur sehen könnte ich sie nicht mehr. O, ich würde sie hassen, wenn sie mir noch einmal vor die Augen käme. . . . Ich habe ihr geschrieben, meine Tante wollte mich enterben, wenn ich nicht binnen sechs

Wochen Examen machte. Das ist doch ein verteufelt einleuchtender Grund. Und ich denke, sie könnte sich damit begnügen."

Ich verlor mich in nutzlose Grübeleien. All' das, was er mir da sagte, konnte ich mit dem Verstand begreifen und doch dünkte es mich so grausam, wie eine Verwundung meines eigenen Herzens. Dann platzte ich heraus:

„Du hast ein Mädchen geliebt. Und sie liebte dich wieder. Immer war sie lieb und gut. Und plötzlich stößt du sie von dir. Warum? Weil sie Sommersprossen und einen häßlichen Hut hat. . . Ich kann und kann nicht begreifen, wie das recht sein soll."

Aber er zuckte die Achseln: „Was ist da Recht und Unrecht . . . Das ist einfach das Leben."

Wir schwiegen wieder.

Mir graute vor dieser Welt. Und hinter den Freuden, die ich gesehen ahnte ich nur Leid und Thränen.

Aber er legte die Hand um mich und sagte:

„Nun, machen wir Schluß. Du stimmst einen ordentlich traurig mit deinem Armensündergesicht. Du hast doch sicher keine Schuld."

Und doch konnte ich nicht darüber hinweg. Es nagte und fraß an mir.

„Hast du mir nicht erzählt, wie leichtsinnig die Mädchen mit ihrem Leben umspringen? Könntest du eine solche Verantwortung auf dich laden?"

Aber er lachte auf.

„Was hab' ich nicht alles gesagt. Und damals hatte ich sechs Cognaks getrunken. . . All' diese kleinen Mädchen, die du hier siehst, sind weder aus dem Fenster gesprungen noch ins Wasser gegangen. Sie sind jetzt glücklich und machen einen andern glücklich.

Dies letzte klang mir wie eine Beleidigung meiner selbst und bitter sagte ich:

„Glaubst du, daß Martha dies könnte?"

„Nach ein paar Wochen — ja. . . Ach, was weißt du guter Mensch, du Held der Bücher, was weißt du vom Leben! Wie einfach und natürlich es zugeht und wie schließlich alles im Sande verläuft. . . Ich hab' schon mal über dich nachgedacht. Du wirst das Leben nie begreifen . . . dir fehlt der Schmutz der Phantasie. Du kannst nur das denken, was nicht ist und niemals sein wird. Aber das, was ist, kannst du dir nicht vorstellen."

Diese Anspielung auf meine Unwissenheit wirbelte plötzlich jenen alten Verdacht in mir auf, so heftig, so furchtbar, daß ich, nur um im Augenblick Klarheit und Beruhigung zu haben, stockend herausbrach:

„Hat . . . . ."

Er verstand mich, ohne daß ich es aussprach. Auf seinem Gesicht, das in diesem Augenblick ganz dem eines Kindes glich, malte sich ein halb verschämtes, halb still überlegenes Lächeln.

„Ach, kleiner Schwachkopf du . . .," sagte er langsam.

Aber ich, zitternd vor Erregung, schüttelte ihn, während ich schrie:

„Mein Gott, sag mir, bist du zum Verbrecher an ihr . . ."

Da fuhr er in plötzlichem Zorn auf mich los:

„Hältst du mich denn für blödsinnig? Wir sind doch keine dummen Jungen hier, daß wir über so etwas Worte verlieren. Teufel noch eins."

Als wenn ein jäher Schlag meinen Kopf getroffen hätte, hielt ich mir die Hand vor die Stirn. Das ganze Zimmer hatte sich verändert. Und plötzlich erinnerte ich mich, wie einst Martha hier saß, mit ihrem unschuldigen, fröhlichen Gesicht, das sauber gemachte Bett betrachtend, wie sie an jenem Abend gethan — da wollte ich entfliehen. Es war nicht Zorn, nicht Schmerz, der mich wegtrieb, sondern bloß ein grenzenloses, grenzenloses Gefühl von Unfähigkeit, das mir sagte:

‚Heraus! denn hier gehörst du nicht her.'

Mein Freund redete heftig auf mich ein, sagte mir vieles, ich weiß nicht mehr, was, während ich dumpf und dumm vor mich hinbrütete, in der einen Wiederholung:

‚Ich verstehe diese Welt und diese Menschen nicht.‘

So vergingen einige Minuten, als wir es schellen hörten. In Momenten der Erregung muß das Gehör eigentümlich geschärft sein, denn wir schraken beide unwillkürlich zusammen und lauschten, obgleich wir ja durchaus nicht wußten, was kommen sollte.

Dann vernahmen wir undeutliche Worte. Aber nach dem ersten Ton wußte ich, daß Martha es war, die sprach und ich glaube, mein Freund wußte es auch.

Und bei dem Klang dieser Stimme war die ganze Dumpfheit meiner Empfindungen verweht. Ich fühlte nichts als namenloses Mitleid. Sie erschien mir so elend, so bejammernswert — und in diesem Augenblick, wo ich die ganze Tiefe ihres Unglücks ermaß, kam mir auch zum erstenmal die klare Erkenntnis, wie tief ich sie liebte.

Aber ich war zusammengebrochen und unfähig, mich zu erheben.

Die Stimme der Hausfrau im Flur klang ganz vernehmlich.

„Aber liebes Fräulein, das Licht kam ja von mir. Ich war im Zimmer und habe reine gemacht.“

Doch die Unglückliche schien nicht gehen zu wollen.

„Bitte, bitte, liebe Frau, lassen Sie mich herein. Ich weiß ja, daß er drinnen ist. Bitte, sehen Sie doch mal nach. Ich muß ihn sprechen.“

Bernhard aber sprang zur Thür und verriegelte sie. Und ich Elender blieb auch jetzt noch wie gelähmt und kraftlos sitzen — ehe ich aufstand und ihn fortstieß.

„Du mußt sie hereinlassen. Ich will mit ihr sprechen.“

Aber er hielt den Riegel mit der Faust umklammert.

„Wenn du mit ihr sprechen willst, gut. Aber dann bitte, draußen.“

Ich stürzte hinaus. Martha war verschwunden.



Erst auf der Potsdamerstraße sah ich ihre kleine Gestalt mit gebeugtem Haupt mühsam einen Schritt nach dem andern zurücklegen. In kurzer Entfernung vor mir drehte sie sich, wie auf den Klang meiner Schritte, um. Und mir war, als flöge ein freudiges Lächeln über ihre Züge. Aber als sie mich erkannte, wendete sie blitzschnell den Kopf zurück, und ehe ich sie anreden konnte — lief sie, floh sie wie vor jemandem, den man haßt, vor mir, der ich sie trösten wollte, der es so gut mit ihr meinte. . . .

Traurig blieb ich zurück. War es nicht besser, sie ihren Weg allein gehen zu lassen, wenn meine Nähe ihr so unerträglich war! Aber aus den Augen ließ ich sie nicht.

Vor der Brücke hemmte sie ihren Schritt. Dann hatte das Dunkel sie plötzlich verschluckt. Und mich faßte der entsetzliche, vorwärts reißende Gedanke: „Wenn sie sich ein Leid's anthäte? Wenn sie in's Wasser spränge?“ . . .

Sie stand an dem Geländer und schaute hinab. Unter ihr schlummerte der dunkle Kanal, in dessen Fluten zwei Omnibuslaternen unheimlich zitternde Blutstropfen ergossen.

Ich trat an sie heran: „Fräulein Martha!“ und legte die Hand auf ihre Schulter, ohne daß sie sich rührte.

„Fräulein Martha! Gehen Sie nach Hause! Gehen Sie von hier. Wie können Sie so spät Nachts auf dieser Straße stehn bleiben!“

Aber sie riß sich los.

„Lassen Sie mich! Sonst rufe ich die Polizei.“

Mir krampfte sich das Herz zusammen. Warum sagte sie mir ein solches Wort?

Und doch hing ich mich an ihre Schritte, während

sie ihren Weg fortsetzte. Ich ließ sie nicht. Die Angst bannte meinen Blick auf ihre Gestalt, diese Todesangst, die mir in abwechslungsloser Folter die gleichen gräßlichen Bilder durchs Hirn jagte: einen herabgestürzten Körper, starrende Augen und aufspritzende Ströme Bluts.

Sie suchte mir zu entgehen. Ich merkte es an dem Zucken ihres blassen Gesichts, wenn sie sich rückwärts wandte und mein starr auf sie gerichtetes Auge traf. Wir waren ungefähr zwölf Schritte von einander getrennt durch einen Menschenwirrwarr, der uns umkreiste. Aber über diese Menge erhoben unsere Seelen sich und rangen miteinander in stummem, körperlosem und unsichtbarem Kampf. Gegen ihren verzweiflungsstarken Willen zum Tode, der den zusammenbrechenden Gliedern immer neue Kräfte gab, setzte ich meine zähe Ausdauer, meine Angst um ihr Leben, daß ich sie nicht sterben lassen konnte.

Auf der Weidendammerbrücke wiederholte sich dasselbe wie vorhin. Sie blieb stehen und sah in die Spree hinab. Aber ich war an ihrer Seite. Ich flehte, bat, ich weinte fast, sie möge doch nach Hause gehen. Doch sie hörte mich nicht, wollte nicht hören. Und immer neue Reden und Bitten und Vorstellungen verschwendete ich, bis sie schließlich, ohne ein Wort, sich umdrehte und mir den vollen Blick ihres Antlitzes bot. O ein Antlitz so elend, so leidend, so voll der Müdigkeit und des Ekels am Leben und zugleich so voll Sehnsucht nach endlicher Ruhe und nach Tod — daß mich all meine Worte schamlos und verächtlich dünkten, und ich meine Augen senkte, während der Gedanke mir durchs Hirn schoß: „War es nicht eine Grausamkeit, sie zu verfolgen und ihren Vorsatz aufzuhalten? War für dies schmerzgefolterte Antlitz der Tod nicht eine Erlösung?“

In diesem Augenblicke hätte ich das Verbrechen auf mich laden mögen, sie ihrem Weg, der mir eine Notwendigkeit schien, zu überlassen.

Aber ich konnte und konnte es nicht ertragen. Mein

sittliches Gefühl, alles, was man mir durch lange Jahre gepredigt und was ich bis dahin geglaubt, empörte sich dagegen. Ich belog mich mit trügerischem Trost, daß sie vergessen, daß, wenn sie nur diese Nacht überwand, sie wieder gesunden würde.

Und dann mußte ich an Bernhard denken . . . Und jeder Schritt, den ich ihr folgte, führte mich von ihm hinweg. Wie und wann wir uns auch immer wiedertrafen, so wie ich ihn noch vor einer Stunde gesehen, würde ich ihn niemals mehr sehen. O, in diesen Augenblicken lernte ich ihn verstehen. Unsere ganze Freundschaft von der Schule her, diese langen Jahre des Glücks bis zu jener Stunde, zogen an mir vorüber. Und wenn mein blutendes Herz, das ihn nicht lassen konnte, in mir schrie: ‚war er nicht doch gut, damals und damals?‘ — dann blickte mein Auge auf dies von allzu unmenschlichem Weh gebeugte Haupt, auf diese Gestalt, die er gebrochen, und — Faser auf Faser, Wurzel auf Wurzel, ach, so schmerzlich, so schmerzlich! zerrissen die alten innigen Bande, aus denen ich doch einst meinen ganzen Lebensinhalt gesaugt . . . .

Aber zugleich, auf diesem endlosen Weg, während ich ihren Strohhut, der wie ein dunkler Schatten der Trauer auf und niederschwebte, nicht eine Sekunde aus den Augen verlor, empfand ich mit krankhaft klaren, wie im Fieber überdeutlich wahrnehmenden Sinnen dies ganze Nachtleben, das mich umgab. Ich sah bis in die kleinsten Einzelheiten, bis auf die unwahrnehmlichsten Züge jeden einzelnen Menschen, der in dem breiten, tausendwogigen Auf- und Abstrom an mir vorüber schoß. Und ich hätte aufschreien mögen: —

„Das alles ist ja nicht wahr, was ich früher geschaut. Ich bin ja blind durch diese Straßen, an all diesen Menschen vorüber gegangen. Ihr kennt euch vielleicht selbst nicht. Aber ich kenne euch. Aus euch allen grinst die Gemeinheit und der Tod!“

Die ganze Stadt, die in jener wunderbaren Juni-

nacht ihr vielfarbiges Lichtermeer lautlos bis zu den Dächern brandete, schien mir in den Rasereien des Sterbens zu liegen, während droben ein weicher, milder Sternhimmel seine silbernen Thränen auf ihr ungeheures, krankes, zuckendes Herz herabtaute. — —



Wie lang ich ihr in jener Nacht auf ihrem Weg zum Tode nachgeirrt, vermag ich nicht zu sagen. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, schwebt ein schwarzes gurgelndes Wasser vor meinem Geist — wie ein gähnendes Grab. Und dies Wasser dehnt sich ins Endlose, umkreist, umschlingt uns gleich einer Kette, und aus seinem Abgrund erklingen dumpfe Töne: „Wir holen sie doch, wir dunklen, tiefen Gräber. Heut oder morgen . . .“

Meine Kräfte brachen zusammen, während im Wahnsinn sich alles vor meinen Augen drehte. Endlich, gegen Morgen, als ich nicht mehr wußte, in welcher Gegend wir uns befanden, schloß Martha ihre Hausthür auf, ohne sich noch einmal nach mir umzuwenden. — —

Die folgenden Tage stürzte ich mich in die Arbeit. In eine Arbeit ohne Fortschritte, ohne Ruhe, ohne Genuß. Sie war nur ein Übertäuben meiner Angst.

Aber nach acht Tagen gänzlicher Einsamkeit trieb es mich in die Charlottenstraße, wo Marthas Atelier lag.

Es war Feierabend. In kleinen Trupps stürmten die Stickerinnen heraus, ihre Fröhlichkeit überallhin ergießend.

Schließlich kam auch sie: die allerletzte, die einzige, auf die keine Freundin wartete. Über die Straße, die in rötlichem Nachglanz der schon versunkenen Sonne flimmerte, schlich sie mir entgegen, mit gebeugtem Haupt, im Arm die weiße Stickrolle. Und ich floh, um ihr meinen Anblick zu ersparen: beruhigt, weil ich sie noch am Leben wußte und zugleich so schmerzlich berührt, als hätte meine Angst sich bestätigt. — —

Zwei Monate lang nichts als harte ununterbrochene

Arbeit. Nur in den spätesten Stunden der Nacht, wenn der Docht meiner petroleumleeren Lampe rußig verkohlte, zwischen zwei und drei Uhr morgens, gönnte ich mir eine kurze Erholung, da mein vom Thee erhitzter Kopf keinen Schlaf finden konnte. Dann las ich meine Lieblingsbücher. Und mit Erstaunen bemerkte ich, wie mein Verständnis sich für sie vertieft hatte. Eine ganz neue Welt schien meiner Seele aufgegangen und meine Augen waren argwöhnischer, hellsehender geworden.

Im Verlauf des August besuchte auch Bernhard mich wieder. Nach der ersten halben Stunde einer peinlichen Mißstimmung brachte er das Gespräch auf meine Doktorarbeit. Er, der früher über philologische Wortklaubereien nur gespottet hatte, zeigte jetzt das lebhafteste Interesse. Es gelang ihm nicht, mich wieder zu berauschen; die Vergangenheit stand zwischen uns. Doch ich hatte einen Menschen nötig in dieser Einsamkeit der Arbeit. Und diesmal war er es nicht, der sprach, sondern ich. Aber vielleicht legte er — ohne es zu wollen — noch mehr Kunst, noch mehr Geschmeidigkeit, noch mehr Enthusiasmus in sein Zuhören als er jemals bei seinen Gesprächen aufgewandt.

Eines Abends im September, acht Tage bevor ich meine Arbeit einreichen mußte, lief ich noch zu später Stunde in die Lützowstraße, um mir Rats von ihm zu holen. Aber er war nicht zu Hause. Während ich keuchend im Sofa saß, begann seine Wirtin eine Unterhaltung mit mir. Sie war sehr erfreut, mir etwas neues mitteilen zu können. Ich wußte nicht, daß ‚das Fräulein ins Wasser gegangen? ... Nun, das war doch großartig traurig. Und sie konnte es beweisen.‘

Mir stand das Herz still in furchtbarem Schreck.

Aber sie lief hinaus, um einen Stoß Zeitungen zu holen. Alle schon acht Wochen alt. Alle enthielten in denselben Worten die kurze Notiz des Selbstmordes der Martha Kl ...

Den folgenden Tag, und jede Stunde, jede Minute dieser letzten Tage schienen mir gezählt, verbrachte ich in dumpfem Brüten, ohne daß mein wie gelähmtes Hirn den Kreis der ewig gleichen Vorstellungen durchbrechen konnte.

Als ich Bernhard zur Rede stellte, gestand er mir, daß er dies alles schon lange gewußt. Er hatte es mir verschwiegen, um mir die Aufregung zu ersparen.

Und der Gedanke, daß er fast täglich bei mir gewesen, fröhlich und mich selbst aus meinem Trübsinn, aus meiner Examensangst zur Fröhlichkeit mitreißend, daß er mit dem klarsten, ungeteiltesten Interesse meinen Arbeiten gelauscht, auch in jenen Tagen, wo er die Nachricht ihres Todes erfuhr — dieser Gedanke war mir noch furchtbarer als der an Marthas Ende selbst, das ich fast mit Gewißheit vorausgeahnt . . .

Aber so ist das Leben, dies verhaßte und verfluchte Leben der Großstadt, das bis zu den höchsten Stockwerken hinaufsteigt, in die stillen Kammern selbst der Einsamsten und Verborgensten dringt und sie in den gärenden Wirrwarr hinabreißt: es kommt immer mit vielen Dingen auf einmal. Nie läßt es uns Zeit, uns selbst zu finden. Es ist ein Strudel von Aufregungen, von denen eine die andere überstürzt. Und nie können wir ein Glück oder ein Unglück ganz ausleben, weil schon das neue von heute das alte Gestern verschlungen hat. . .

Der Gedanke an mein Examen riß mich wieder empor. Ich arbeitete und arbeitete und sagte meinem müde zitternden Kopf, daß ich noch immer nicht genug gearbeitet.

Aber endlich bestand ich es doch. Ich bestand es summa cum laude, — und fühlte mich so glücklich, atmete so freudig auf in dieser Befreiung von der monatelangen, niederdrückenden Last, als mein kranker, matter, stumpfsinniger Kopf es nur irgend fertig bringen wollte. — —

Nach der Promotion schleppte Bernhard mich mit sich in ein Weinlokal, wo wir Champagner tranken, den er bezahlte.

Und da, als er sich hinter dem letzten Bissen eine Cigarette in den Mund gesteckt hatte, meinte er plötzlich, ob wir nicht in die frische Luft wollten?

Trotz des schlechten Wetters stimmte ich zu. Mir war alles gleichgiltig. Ich fragte nicht mal, wohin?

Erst als uns die Pferdebahn vom Gensdarmenmarkt aus immer mehr den Flanken der Stadt zutrug, schaute ich mit halbmüdem Erstaunen um mich. Und er antwortete auf diesen Blick leichthin:

„Wir fahren nach Rixdorf. Ich möchte Marthas Grab mal sehen.“



Aus der Riesenstadt der Lebendigen, die mit ihrem brausenden Getümmel uns im Rücken lag, waren wir in die stumme, traurige Stadt der Gestorbenen gekommen. Endlos, schnurgerade erstreckten sich die kahlen Mauern der Kirchhöfe und Begräbnisplätze.

In langsam müden Schritten zogen schwarze Wagen an uns vorüber, alle die bergend, die die Großstadt zu Tode gehetzt.

Dann wurde die Gegend freier. Unter einem grauen Himmel weithin sich abrollende Felder mit schwach grünender Wintersaat, zwischen der zerbrochene Scherben, verrostete Blechbüchsen, der ganze Unrat Berlins, lagen. Eine unermeßliche Traurigkeit ruhte auf dem weiten Plan. Und mir war, als würden wir alle davon angesteckt, der Kutscher, dessen Blick etwas starres, auf das Unabsehbare gerichtetes bekam, die Gäule mit wehenden Mähnen und die wie ein Schiff auf- und abstampfende Pferdebahn.

Nur Bernhard rauchte gleichmütig seine Cigarette, deren Dampf der Wind haschte und verwehte.

Endlich kamen wir an den Kirchhof, auf dem Martha begraben lag.

Wir gingen die gleichmäßigen Reihen der Grabhügel ab. Die meisten hatten noch keine Steine. Und wir fragten einen Mann, der an einer neuen Grube schaufelte. Er versprach uns, gleich in den Registern nachzuschlagen. Für den Augenblick hatte er keine Zeit, da gerade ein neuer Sarg hereingetragen wurde.

Der Kirchhof war ein weiter Platz, durchschnitten von zwei Reihen niedriger Tannen. Ringsum eine mannshohe Wand aus rauhen, geschwärzten Planken. Ein todesgrauer Himmel hing dicht über unseren Häuptern. Auf den Feldern lagen Neubauten verstreut mit nackten Mauern und leeren Fensterlöchern. Nur ein einzelnes vollendetes Haus ragte in einiger Entfernung herüber, und das Reklameschild über seinem Dach, auf dem in riesigen schreienden Buchstaben geschrieben stand: ‚Ballsalon‘, erschreckte mich als der wüste Auswurf jenes unseren Blicken entschwundenen Ungeheuers selbst, das auch hier triumphierte — das bis hier hinaus, bis zu den Toten seine Laster spie.

Für einen Augenblick huschten fadenscheinige Strahlen einer matten Sonne über die braunen, welken Kränze, die zerbrochen und zerfranzt zwischen den Wegen lagen, über die gelben Hügel, deren Kanten Regengüsse abgespült und zerbröckelt hatten.

Bernhard ging noch einmal zum Totengräber und sagte ihm das ungefähre Datum ihres Begräbnisses.

Dieser meinte, es müsse irgendwo in Reihe XVII sein. Aber die Reihe XVII hatte keinen Stein, keine Platte, keine Inschrift. Nur kleine, graue Hölzchen mit fortlaufenden Ziffern staken hervor. Und ich stand und las Nr. 36, Nr. 37, und in mein dumpfes, gedankenmüdes Haupt stieg aus der tiefen Erde eine dunkle Empfindung, daß hier Schmerzensschreie und Schicksale und Menschen begraben lagen . . .

Wir saßen geduldig auf einer Bank und warteten. In gleichgiltiger Müdigkeit sank mein Kopf auf die Seite, hindämmernd zwischen Schlaf und Wachsein. Bernhard

warf den nassen Cigarettenstumpf in den Schmutz, und zusammenschauernd schrie er plötzlich:

„O mein Gott! Ich möchte hier nicht liegen. Nicht auf dem Kirchhof und nicht im Wasser. Arme Kleine!"

Und während die Worte zu mir drangen, um erst später, nach langer Zeit, mir im Bewußtsein zu erklingen, fuhr er fort:

„Aber das ist nicht um mich, daß sie ins Wasser gegangen ist. Ihr fehlte Sonnenschein und Festtagsfreude ... Sie war wie Eva plötzlich vor dem Paradies. Der ewige Alltag hat sie niedergedrückt ... Arme kleine Maus mit so viel Tapferkeit und so viel Stumpfsinn ..."

Durch das triefende Dunkel über den schlammigen Weg, von dem die Tropfen kniehoch emporspritzten, trottete ein Leichenbegängnis mit Pastor und beflorten Trägern und Kränzen auf dem Sarg. Vor dem Wind, der jetzt schrankenlos daherfuhr, neigte sich alles auf die Seite. Und der lange Zug dieser Leute mit hartnäckig eingezogenen Köpfen, die als schwarze Schatten zugleich mit der Grauheit der Regenmassen vorüberwallten, schien mir wie eine Gespensterschar, die in Hast dahinstürmen möchte und zugleich von unsichtbaren Zügeln gebändigt ist. Immer drohten sie außer Kurs zu geraten und es dauerte lange Zeit, bis das Meer der Nacht sie verschlang.

Aber Bernhard hielt es nicht länger aus.

„O, wie ist das schaurig! Komm', laß uns gehn! Was haben wir davon, ob wir wissen, daß sie Nr. 36 oder Nr. 37 ist. Wir wollen machen, daß wir fortkommen." —

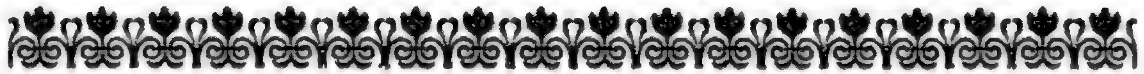
Und da, als wir fliehend den Rücken kehren, kreischt hinter uns ein weiter Schrei. Ein weißer Ballen Dampf erhebt sich träge in der wasserschweren Luft, bis er von einem Windstoß plötzlich zerstiebt. Aber der Pfiff breitet sich auf gigantischen Schwingen und reckt sich, die Unendlichkeit erfüllend.

Und wie ein Echo hallt es in meiner Seele wieder, die jählings erwacht. Und ich muß daran zurück denken, wie einst Martha erschreckt war von solch' einem Pfiff der Lokomotive. — Und auch mir kommt es vor wie ein Schrei der Verstorbenen, ein letzter Aufschrei aus dunkler Tiefe:

„Seht euch doch wenigstens um, wo ich liege. Einen letzten Blick! . .“

Aber Bernhard stürmte hinweg und ließ ungehört den Schrei der Toten verhallen.





Carl Henckell

Der Rettungsengel



Der Rettungsengel

„Er wolle noch eben zum Barbier gehen,“ warf er hastig dem Freunde hin, mit dem er zusammen wohnte, und war hinaus. Sie pflegten sonst gemeinschaftlich um diese Zeit die Pension aufzusuchen, wo sie zu Mittag speisten. Aber heute war es so weit gekommen, daß Martini's Magen den Leiden seiner Seele gegenüber nicht mehr die resolute Gewohnheitsmacht durchsetzte ... Die Gespenster seines gequälten Geistes schlenkerten mit ihren hageren Schattenhänden selbst die süße, sonst so verlockende Nachtischmehlspeise bei Kunzlis in den bodenlosen Abgrund aller Daseinsnichtigkeiten. Halb und halb hatte Martini seinen Freund belogen. Das heißt von der Vorplatzthür an bis zur nächsten Ecke, wo der magere, kleine Bartkünstler sein kümmerliches Atelier besaß, schwankte er wohl hundertmal hin und her, ob er die paar elenden Borsten sich nicht doch noch zuguterletzt abnehmen und erst dann vor diesen gräßlichen Fangarmen angstschüttelnder Verzweiflung in den leidlosen Ruheschoß Nirwanas sich zurückziehen solle. Doch wie nun die breite Hottingerstraße herauf die

mahlzeitlüsterne Mittagsschlange der Bürger Zürichs mit ihrem geradezu vernichtenden Alltagsgesicht sich ihm entgegenschob und wälzte, da schoß der Kompaß seines Ich fanatisch auf Jenseits. Martini nahm den schwarzen, ziemlich abgetragenen Frühjahrsüberzieher auf den andern Arm und schlug direkt die Richtung nach dem See ein. Es war erst Mitte März, aber der Lenz war — mit fast unheimlicher Schnelligkeit — schon zum leuchtenden Helden gereift. Karl Martini wankte und lief durchs Seefeldviertel dem Tonhallequai zu. Wenn er den Dampfer noch erreichte, der zehn Minuten über Zwölf nach Rapperswyl abging, so wollte er ihn benutzen, um zur Ufenau zu gelangen und von Huttens Todeseiland aus sich in die kühle, frühlingatmende Flut zu betten. Nur mit diesem Gedanken stolperte er vor sich hin. Wenn ihm dann das Antlitz der Mutter, wenn ihm Schwester und Bruder vor Augen traten, so wühlten sich die Thränen aus den schlaflos ermatteten Höhlen.

Die Abfahrtsglocke hatte schon geläutet; gleich hinter ihm wurde das Brückchen weggeschoben, und der Dampfer schaufelte los. Als Martini sich ein einfaches Billet erster Klasse löste — nach Rapperswyl — er brauchte ja kein Retourbillet mehr ins Leben — rief ihn der Kassier zurück, um ihm den liegengelassenen Restbetrag auf 5 Fr. auszuhändigen — Karl hatte schon zu viel Kredit beim Urfonds der Ewigkeit, um der lumpigen Silbervaluta Helvetiens noch irgendwelche Wertverbindlichkeiten einzuräumen. Trotz des schönen Wetters waren nur wenig Passagiere auf dem „Lukmanier". Ein junges deutsches Hochzeitspaar fehlte freilich nicht — die beiden Glücklichen mit Feldstecher und graziösem Reisetäschchen drückten sich gerade in stiller Lust die Hand, als Martini scheu an ihnen vorüberging. Ihr rechtes, süßes, rundes Patschhändchen, ohne weitere symbolistische Feinheit, wies fragend nach der herrlich gelegenen Irrenanstalt Burghölzli hinüber und der stattliche Gatte mit dem wohlsituierten Durchschnittsgesicht meinte ahnungslos:

„Nicht, Schatz, da möchtest du wohl mal Sommerresidenz aufschlagen?“ Drei Töchterschülerinnen mit offenen Büchern hockten kichernd in einer Ecke; sobald sich der düstere Martini nicht sehr entfernt von ihnen niederließ, waren die fidelen Bildungsgrazien aus Küsnacht auch schon mit einer kritischen Bemerkung über ihr schräges Gegenüber fertig. Eine drollige Mischung von Schmeichelei und Bosheit war es, die dem Munde der Seetöchter entschlüpfte und sie wurde immerhin so laut geflüstert, daß selbst das Ohr des Melancholikers sie auffing. Er lächelte matt und überdämmerte mit seinem trüben Blick die selbst-sichere, fest aufgepflanzte Gestalt eines klassischen Philologieprofessors, der in der Nähe saß und wahrscheinlich zu Mittag von Zürich nach seinem Tuskulum hinausfuhr. Martini mußte dem sattelfesten Homeriden durch den Kontrast seiner geknickten Persönlichkeit aufgefallen sein; denn er merkte, wie der lebenstüchtige Vorbeter hellenischer Kalokagathie sein modernes Häuflein Unglück mit ruhiger Objektivität in der schöngebuckelten Truhe seiner Weltbeobachtung aufnahm. Er fühlte sich nicht gekränkt dadurch, das glitt alles so an ihm vorüber. Er glaubte überhaupt keine unmittelbaren Eindrücke mehr zu haben, es war ihm, wie wenn schon alles hinter der großen Wand, die ihn umgab, sich abspielte und nur die letzte, abgeschwächteste Wiedergabe des Außenseins ihn schemenhaft berühre. Er sank immer mehr in sich zusammen und dachte nicht daran, wie er das wohl früher in jenen fernen Tagen der Gesundheit und des Glückes keineswegs versäumt hätte, sich über das Geländer zu lehnen und den rückfliegenden weißen Gischt der Räder zu verfolgen .... ein Jäger all dessen, was da schäumt und schießt .... er selber war nun ein lahmes Wild, von allen Hunden der Selbstvernichtung gehetzt und der Meute schon so sehr erlegen, daß die Kugel hinterm Ohr nur noch Erlösung, Erlösung bedeutete, von all' dem Vorhergehenden und dem, was später drohte ... O ja,

im See wollte er sein furchtbares Elend ertränken, über Vater und Mutter hinweg sich ins Wasser stürzen — es mußte sein. Es gab keinen andern Ausweg — er hatte sich nun tage- und nächtelang selbst zergrübelt, um heraus zu gelangen . . . aus der finsteren Sackgasse, — es war unmöglich! und alle Liebe derjenigen, die ihm zunächst standen und es gut mit ihm meinten, war nicht imstande, seine Vernichtung aufzuhalten, ihn zu retten.

Sein furchtbares Elend! Worin es eigentlich bestand, wer hätte das zu sagen vermocht? Er selbst jedenfalls am allerwenigsten . . . Jegliche greifbare, einschneidende Logik der Thatsachen zerfloß wie Nebel, sobald man inquisitorisch seiner tiefen Schwermut, seiner jammervollen Entschlußlosigkeit auf den Leib zu rücken versuchte. Es war keine erschütternde Liebestragödie, es war keine zehrende Reue über verfehltes Leben, es war keine beugende Demütigung, die auf ihm lastete. Und von äußerer Notlage konnte erst recht nicht bei ihm die Rede sein. Sein Trübsinn blamierte sich allemal vor dem nackten Bestand der objektiven Verhältnisse — und doch mochte sich in Wahrheit kaum ein Mensch unglücklicher fühlen als eben Karl Martini zu jener Zeit. Es mußte doch wohl etwas in ihm vorgehen, was sich der rein psychologischen Kritik entzog und in der Feststellung gesteigerter Nervosität seine am ehesten zureichende Erklärung fand. Er war keineswegs erblich belastet, und wie vorsichtig lebte er, seitdem er infolge geistiger Überanstrengung schon frühzeitig verspürt hatte, daß diese dummen, revolutionären Hemisphären des Gehirns nicht im geringsten mit sich spaßen, daß sie sich von dem Despoten einer peitschenden Willkür nicht zum Scherze quälen lassen. Vorsichtig — vielleicht zu vorsichtig lebte er. Zum Beispiel diese starre Askese bei seiner so robusten Naturanlage — war das nicht Thorheit sondergleichen? Und diese gänzliche Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, so kategorisch zu rechtfertigen

vielleicht als rein physiologisches Gesundlebungsmotiv — barg sie nicht doch etwa Gefahren in sich, gerade für ein Naturell, das an sich von jeher zur äußersten Mäßigkeit im Alkoholgenusse neigte und dem Rausch einfach triebmäßig abhold war? Zuweilen hatte sich Martini doch der Gedanke aufgedrängt, daß ihm ein Glas Wein zur rechten Zeit, sei es im beängstigend eruptiven Moment der schöpferischen Gefühlssteigerung, sei es in der gefährlichen Stunde blasentreibender Hockgrübelei, ein recht philosophischer Wohlthäter geworden wäre. Aber an all das und was hätte sein können, wenn .... dachte unser Don Carlos während dieser seiner letzten Seefahrt nicht mehr; er war vollauf damit beschäftigt, sich sozusagen in den Tod einzuleben, immerhin keine Kleinigkeit selbst für einen melancholischen jungen Mann, den doch das Leben noch so am Ohrläppchen hatte, daß er einen freundlichen, und der Teufel soll ihn holen! fast verliebten Blick mit der hübschesten, schwarzlockigsten der drei gebildeten Jungfrauen tauschte, die soeben in Küsnacht das Schiff zu verlassen sich anschickten. Doch der leise, violette Hauch koketter Lebenslust zerging unmittelbar auf dem schwarzen Spiegel seiner Seele.

Er liebäugelte wieder einzig mit der fahlstarrenden Donna Mors. Er war erst eben über Küsnacht hinaus und er sah sie doch schon deutlich auf der Ufenau stehen ... ganz hinten am Kapellchen vorbei auf dem schmalen Weg am Wasser, wo das Holz dicht an den See drängt. Sie hatte blaugrüne Flutaugen, gräßlich bohrend und süßlockend zugleich, „dämonisch“, wie ein guter Dichter sagen würde, sie schloß bald die Arme, die so weiß waren, wie gebleichte Kameelsrippen im Wüstensand, bald öffnete sie dieselben in riesigen Verlängerungen mit einer Art unbeschreiblicher Wellenbewegung in die unermeßliche Ferne hinaus — und beim Einholen ließ sich Karl Martini jedesmal an den eiskalten Busen ziehen ... aufschluchzend küßte er die automatenhafte Herrin seiner Seele auf den bleichsüchtigen

Mund ... Tang und Schilf ihrer Locken umstrickten ihn, bis er gänzlich die Besinnung verlor ...

„Herr ... Herr Martini ... Sie kennen mich ... doch ... wohl noch ... vom letzten Jahr ... vom ... vom Friedenskongreß ... wie geht es Ihnen denn? Sie machen wohl so einen kleinen Ausflug ... ich will nach Stäfa, fahren wir ja ein Stückchen zusammen, wie? ...“

Der kräftige, etwas schwammige Druck einer dickfleischigen Hand riß den Todeskandidaten rücksichtslos vom feuchten Busen seiner geliebten Ewigkeitsbraut ... er sah auf und erhob sich mit melancholischer Unhöflichkeit, noch halb zusammengeduckt: „Ach, Herr Schulze, Herr Schulze ... verreisen Sie ... ja, es war so schönes Wetter ... nicht wahr, ein ganz merkwürdiger Frühling ... Sie sind wohl in Geschäften ... wie geht es Ihrer Frau Gemahlin? Ja, das waren recht hübsche Tage in Bern, Ihr Komitee hat sich wirklich sehr verdient gemacht ... Dieser leider etwas begossene Ausflug nach Luzern ... und die Festtorten mit dem weißen Pax parat pacem-Aufguß waren vorzüglich ... wissen Sie, das Mittelstück der Torte an unserem Tisch, also dieses fruchtkandierte Centralsymbol des Weltfriedens gleichsam, wissen Sie, das hat sich Fräulein Blüthmann eingesteckt, und ich hatte darauf spekuliert, scheußlich ...“

Martini sprudelte seine Friedensworte nur so dem dicken Apotheker ins Gesicht, der sich mit der ganzen Wucht seiner breitbehäbigen Sitzbasis neben ihm niederließ und sein gutmütiges Bullenantlitz in einen über und über lachenden Vollmond verwandelte ... Gewaltig grinsend saß er da und käute freundliche Worte der Entgegnung wieder; sein neunundneunzigprozentiges Bäuchlein dehnte sich behaglich in die Weite ... Da stellte sich Karl Martini, den angesichts der elefantenhäutigen Position des Philisterdaseins — ein solches verkörperte sich mit kurioser Komik in dem ganzen Habitus des guten Apothekers — von Anfang an eine lächerliche

Anwandlung durchprickelte, aufrecht vor seinen Reisebegleiter hin und fragte ihn mit halbironischem Seufzer: „Sagen Sie mal, Herr Pharmazeut, was halten Sie denn nun eigentlich vom suicidium vermittelst aqua non destillata?"

„Sui—cidi—um?" Herr Schulze stützte das kropfartige Doppelkinn auf seinen knollig-massiven goldenen Stockgriff und dachte einen Augenblick tief Atem holend nach. „Für welche Krankheit wird denn das verordnet, Herr, Herr Martini? Mir scheint das ein neues Präparat zu sein . . . i, sollte ich das nicht kennen? Su—i—ci—dium? Mit aqua non destillata, sagten Sie? Wahrscheinlich auch so eine sozialdemokratische Erfindung . . . Nun sollen die Apotheken gar verstaatlicht werden, es ist nicht zu glauben, was diese Herren Sozialischte mit ihren Weltverbesserungsideen noch alles aushecken . . . Sui—cidi—um . . . na, wozu wollen Sie denn dies neumodische Mittel gebrauchen?"

Karl wurde immer lächerlicher gestimmt; der nervös gesteigerte Lachreiz kitzelte sein Gehirn mächtig.

„Zu Suicidium greift man, und nicht erst neuerdings, Herr Schulze, wenn man sich völlig und ein für allemal . . . von allen Krankheiten, von allem Elend . . . gründlich kurieren will. Das Universalmittel wird in vielen Formen gegeben . . . ich sprach vorhin von reinem Seewasser . . . sagen Sie — was ist Ihnen sympathischer, das Wort Selbstmord oder das Wort Freitod?"

„Selbstmord? Von was reden Sie denn? Blödsinn — Selbstmord . . . Sie machen doch keine Scherze? Ich sage Ihnen, wer sich selbst umbringt, ist in meinen Augen ein . . . ein . . . mir fehlt das Wort . . . wie kommen Sie nur auf so was? Es ist doch so schönes Wetter heute . . ." Die Stimme des Apothekers erhielt einen fast weinerlichen Klang . . . „und Sie sprachen von . . . Sehen Sie, junger Mann" — und jetzt richtete sich Herr Apotheker Schulze im Sitzen mit wuchtiger Gravität empor — „sehen Sie, wenn man im Leben eine

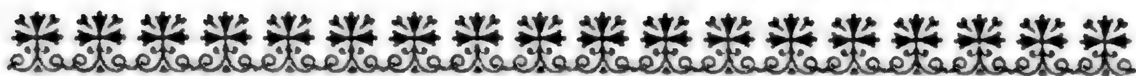
solide Unterlage hat, wie unsereins" ... er ließ eine angemessene Würdigungspause eintreten — „dann denkt man gar nicht einmal an ..." — und er machte eine Bewegung, wie ein junges Mädchen, das eine Spinne abschüttelt.

„Herrliberg!" In diesem Augenblick kreuzte der „Lukmanier" mit der von Rapperswyl zurückkehrenden „Berna", letztere legte an den „Lukmanier", um durch diesen den Kontakt zur Landungsbrücke herzustellen ...

„Entschuldigen Sie einen Moment, Herr Schulze!" mit diesen Worten stürzte Karl Martini zur Passagierbrücke und auf die „Berna" hinüber ... als er gleich darauf Zürich wieder zufuhr, sah er rückblickend, wie der Herr Apotheker Schulze sein gedankenschweres Haupt nach allen Seiten drehte, augenscheinlich um den abhanden gekommenen Herrn Friedensdichter Martini an Bord des „Lukmanier" irgendwo zu erspähen.

Und Karl konnte sich wieder einmal krampfhaft auslachen; fast schien es in seinen Augen aufzublitzen: statt der fahlen Donna Mors mit ihren feuchten Fangarmen glaubte er sogar einen Augenblick den kühnen Ritter Ulrich zu sehen, wie er ihm mit lichtflammendem Schwerte grüßend zuwinkte ....





Peter Hille

Kinderliebe

Kinderliebe

So ein Kirchhof mit seinen Anpflanzungen und spielartig aus der Fläche heraufgeschaufelten Gräbern hat für die Kinder etwas Anheimelndes.

Nun ist gar noch ein Brunnen da, aus dem der Gärtner des Todes an einer Welle das Wasser aufwindet, mit dem er Blumen und Sträucher erfrischt.

Da sitzen die Kinder gern und schneiden mit großem Ernst sich im Wasser langsame Fratzen.

Paul und Mariechen!

Oft hocken sie hier, schon bei blassem, eben vom Schüttelfrost des Winters genesenem Sonnenschein.

Klein Mariechens Vater ist Arzt und hält den Drang der Kinder ins Freie für ein Naturgesetz, das ihnen nicht verkümmert werden darf, für einen Instinktschrei, der gehört werden muß von einsichtiger Aufsicht.

Und so wuchsen sie neben einander auf, von Tag zu Tag, bei ungeberdiger Witterung im lau, wie ein Bad geheizten Kinderzimmer, sonst hier draußen, immer aber unter den hütenden, Maschen und Schützlinge

unter einen Blick nehmenden Augen einer stillstrickenden, gütesinnenden Tante.

Regte sich auch bisweilen leise Ungeduld bei ihnen oder gelüstete es ihre kleine, schelmische Schlauheit nach einem leider alsbald ertappten Triumphe: im Grunde fühlten sich beide unter dieser Obhut recht sicher und angenehm: es war das so eine Art göttlicher Vorsehung ins Irdische übersetzt, eine Schutzengelschaft mit einer Haube auf.

Und bisweilen nahm dieser Schutzengel so ein rosiges, frischgetüpfeltes, weißkerniges Wädlein und zog einen warmen, strähnig gefurchten Beinling darüber.

Das machte dem kleinen Fuß Vergnügen, die große Zehe krümmte sich nach oben und unten vor Behagen.

Dieser muntere Fuß und dieses frische Bein gehörte vorzugsweise Mariechen; jedoch auch Paulchen bekam seine Strümpfe, Tantchen war ja so gut und Pauls Mama tot und die gekauften hielten so schlecht und waren auch gar nicht so warm.

Mariechen aber, als Kind des Hauses, hatte begreiflicherweise den Vorzug. Auch waren Pauls Beinchen mehr gelblich bleich und seine Zehen so ernst, so ruhig und gelassen, wie der Kleine selbst mit seinem kurz geschorenen, großen, priesterlich ernsten Kopfe und den großen, schweren, fast schwarzen braunen Augen.

Sie sprachen wenig, wenn sie zusammen waren.

Nur der Kleinen, die oft aufsprang und emsig hin und her eilte, während er bedacht handelte und wandelte und seinen Sand ausgoß, langsam und planhaft, als sei es ein kostbarer Samen — nur ihr ging das Mündchen.

Aber sie sprach gewöhnlich halblaut, mehr zu sich selbst.

Und doch genossen sie alles, genossen ihren wachsenden und abnehnenden Schatten, dem sie den Kopf zu zertreten sich bestrebten, als handle es sich um jene alte Schlange; genossen den großen, braunen Hund, der wohl bei ihnen vorsprach, sich zausen, streicheln, schmeicheln, ja sogar reiten ließ.

Das heißt: er duldete die Versuche; hinauf auf ihn kam keines.

Und wer hinaufkam, konnte sich nicht behaupten. Und dabei stand das gutmütige Tier ganz ruhig und lüftete seine rote Zunge.

Beide waren fünf Jahr.

Das ist ein schönes Alter: die Sinne haben bereits ihre volle, eifrige Regsamkeit, aber noch immer behauptet die Kindheit ihr eigenes Reich, worin der Himmel noch so ganz voller Onkel hängt, jenes Reich, das gewöhnlich mit dem Beginn der Schule, der langsam wachsenden Pflicht und Arbeit abbricht. Aber auch ohne Schule würde diese erste Kindheit gegen das sechste Jahr aufhören, denn immer lebhafter öffnen sich die Sinne, immer mehr Welt braust hinein, und das kleine Wesen, das so gern „groß“ sein möchte, drängt es selbst, diesem einzigen Zauber, diesem Dornröschentum des des Lebens ein unersetzliches Ende zu bereiten.

Wie die Blume das Lächeln der Pflanze, so ist die Kindheit das Lächeln des Menschenlebens.

Aber schon die Blüte streckt und dehnt sich nach allen Richtungen und möchte lieber ganz dem Kelche entfliehen. Nur die Knospe wohnt noch traut beisammen.

Die Lebenszeit des Paradieses auf Erden ist kurz, jene glückliche Zeit, da alles Geschöpf: Sonne und Wauwau, Mond und Bonbon noch so köstlich eins ist und zusammen hockt in der Geschwisterschaft des All, voll drolliger Anmut, träumerisch traut.

Nichts thaten sie lieber, die beiden, als nach Beendigung ihrer erst so gelassen und eifrig geformten Staubbauten, die vollendet dem Verfall überlassen wurden, sich an den Brunnen zu setzen. Dann legten sie wie ein paar zufriedene Götzenbilder die molligen Hände auf die Kniee und führten mit ihren schwimmenden Ebenbildern da in der Tiefe feierlich stumm Mienengespräche.

Ließ Paul mit seinem großen, ernstausgewölbten Priesterkopf einmal auf sich warten, dann ward Mariechen unruhig und sogar eigensinnig und vergaß in der Ungeberdigkeit der ihm sonst eigenen Niedlichkeit.

Der Priesterkopf seinerseits aber blieb zuerst ganz ruhig bei einem Wegbleiben der Gespielin, nur seine Augen nahmen etwas Leeres und Fragendes an.

Nach und nach aber wurde sein Gesicht geradezu verzweifelt. Endlich fiel er auf die Erde und dick stürzten die Thränen.

Erst wußte man gar nicht, was ihm fehlte, bis er auszurufen begann: „Mariechen! Wo ist Mariechen? Ich will zu Mariechen!"

Damit hörte er dann gar nicht mehr auf.

Jeden Abend aber betete er:

„Ich bin noch klein,
Mein Herz ist rein,
Soll niemand drin wohnen,
Als Jesus allein —
Und Mariechen"

setzte er hinzu.

Paul hatte Scharlach gehabt.

Seit einigen Tagen durfte er wieder aufsitzen, aber noch nicht heraus.

Nun war es schon so lange her, seit er Mariechen nicht mehr gesehen, und immer mehr wuchs diese Sehnsucht und jeden Tag diese stundenlange hingeworfene Trauer, und jeden Tag trostloser, länger und verzweifelter.

Man hätte ja nun gern seine Leidenschaft erfüllt, nun, da die Gefahr der Ansteckung für die Kleine vorüber, wäre diese nur nicht schon fortgewesen.

„Aber, Paul, Mariechen ist ja weg, ganz weg von hier, ihr Papa und ihre Mama sind gestern weggegangen."

„Mariechen, ich will Mariechen!"

Ja, so war es: dem Arzt hatte sich plötzlich Gelegenheit zum Erwerb einer Heilanstalt geboten. Man

packte schleunig ein, und Mariechen hatte mit ihrer kleinweiblichen Lebhaftigkeit vor dieser Veränderung ganz den Abschied vergessen, und an den eben erst vom Scharlach genesenen Spielgenossen nicht mehr viel gedacht, da ihr ein paarmal gesagt war, sie dürfe jetzt nicht hin.

Allmählich ward Paul stiller, aber dafür auch noch stummer und brütender als zuvor.

Er mußte ja mit seinem Schmerz allein fertig werden, dem unfaßbaren, für den keine Linderung wuchs.

Für solchen Schmerz hat der Erwachsene gar kein Verständnis. „Albernheit, Faxen!“ Und dabei hat man gar keine Ahnung, wie tief, märchenhaft und alles ergreifend so ein Kindergefühl geht.

Rachel weint und will sich nicht trösten lassen, denn ihre Kinder sind nicht mehr.

So bohrt auch der Kinderschmerz weiter und weiter, wenn in so einem Herzchen schon die Leidenschaft zuckt, wenn so ein unselig-unverstandenes kleines Wesen in sich einen Roman lebt, zu einer Zeit, wo noch niemand das vermutet.

Und nun saß der Knabe allein am Brunnen.

Neue Gespielen wollte er nicht, er schüttelte mit dem Kopfe, und brachte man sie, verhielt er sich ablehnend, so daß die Verschmähten, Gelangweilten aus seiner Gesellschaft weinend fortbegehrten.

So einen stillen Verzicht, so einen selbstverständlichen Entsagungswillen äußerte Paul, daß man nichts mehr mit ihm anzufangen wußte und ihn gewähren lassen mußte. Man sprach ihm von der Schule und versprach sich davon Wandel: sein Gleichmut blieb, der Verzweiflung brütender Gleichmut.

Da, wie er wieder einmal trauervoll Fratzen schnitt in den nun vereinsamten Spiegel, kam seiner reglosen, verschlossenen Sehnsucht ein Gedanke, den ihm der bereits aufblitzende Schulgeist eingab, der erwägsam prüfende. Nämlich: da war doch früher noch ein anderes Mariechen?!

Eins ist nur gegangen, das andere muß noch da sein. Und da will ich hin!

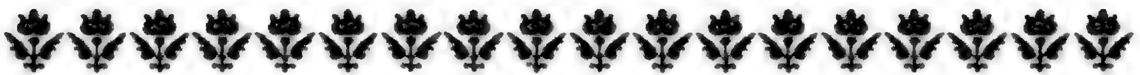
Seine Sehnsucht wallt auf, sein Herzchen pocht so freudig, so schnell wie ein Weihnachtsherzchen unter kinderduftigem Christbaum, sein Seelchen steigt und steigt — und er lehnt — die Tante-Schutzengel war ja auch mit fort! — sich über den niederen Holzrand des Brunnens.

Erschrocken fuhr das Bild darin auseinander. Erst langsam beruhigten sich die Züge des Wassers.

Einige Berge weiter aber guckte gerade jetzt Mariechen in den Spiegel und lachte sich an: sie hatte einen neuen Hut bekommen, und das Band darauf war so wunderschön blau . . .

Im Dorfe aber hieß es: Winkelhagen Paul ist ins Wasser gefallen.





Maria Janitschek

Klare Rechnung



Klare Rechnung

„Wenn du stiehlst, mein Sohn, stiehl mit Bedacht. Es hat schon manch' einen gegeben, der einen Tabakbeutel einsteckte, indessen daneben die fetteste Sau grunzte. Verliere nie deine Ruhe. Stehlen ist ein Geschäft wie ein anderes, es kommt nur darauf an, wie's gemacht wird. Hauptsache ist Kourage und Kaltblütigkeit. Anfänger ziehen die Nachtstunden vor, ich rate dir den Tag zu wählen. Am hellichten Tag, wenn die vor dir ausspeienden Bauern dir begegnen, dann ist die beste Zeit einen Schafpelz, der draußen zum Trocknen hängt, oder ein Paar Csizmen mitzunehmen. Den Schafpelz hänge gleich um, die Stiefel zieh' an, so entgehst du am ehesten dem Verdacht. Und dann nur langsam vorwärts gegangen. Ist eine Schenke am Wege, tritt ein, ein Schluck Badacsonyer, mit der Wirtin aus einem Glas getrunken, kann nicht schaden. Begegnet dir der Pfarrer, küss' ihm die Hand, und bitt' ihn, er möge deiner am Sonntag in der heiligen Messe gedenken."

„Ebadta! Vater, du bist fein."

„Warum soll ich nicht fein sein, mein Sohn? Wir sind verunglückte Leute, aber der Anstand mangelt uns nicht. Wir nehmen, weil man uns nicht giebt. In meinem vierten Jahr zog mein Vater zum erstenmal mit mir aus. Teremtette! War noch ein kleiner Knirps, aber verdienen helfen mußt' ich dem Alten. Tausendmal vor dem Gewehrlauf der Panduren stehend, tausendmal gerettet, halbtod geschlagen von Bauernfäusten, monatelang in den stinkenden Zellen der Komitatsgefängnisse schmachtend, mich befreiend, oder von Kameraden befreit, heute am Krepieren vor Hunger, morgen in neuem Anzug in der Andrassystraße spazierend, immer gehetzt, verfolgt, so Junge, ist das Leben deines Vaters. Aber beim Ochsen des heiligen Lucas —"

„Eljen, atyjam, eljen!"

Die Augen des Burschen glänzen. Hoch schwingt er sein Glas, in dem köstlicher Meneser, aus dem Keller eines Benediktinerabtes, perlt.

Um sie her wogt ein unübersehbares Grasmeer. Tiefgrüne, zitternde Wellen, die sich flüsternd neigen und wieder aufstehen. Darüber der dunkelblaue, endlose Himmel der Pußta. Und unter dem Himmel, über dem Grasocean, mit weitausgespannten, schlagenden Flügeln, in phönixgleicher Machtherrlichkeit: Die Freiheit.

„Eljen, atyjam, eljen!" . . . . .

Hinter den beiden Männern standen zwei armselige, mit Lumpen überspannte Wagen. Aus dem Innern tönte klägliches Kindergeschrei. Vor dem einen der Gefährte lagen mehrere Männer platt auf dem Bauche und schliefen.

„Hör' Pista, und noch eins, kedves fiam! Kommt's zum schießen, nicht gleich ins Schwarze." Der Vagabund deutete auf die Brust. „Es kann Unannehmlichkeiten geben, und wegen der Absolution ist's auch besser."

„Verstehe, Vater," entgegnete der Jüngling, und seine feinen Nüstern blähten sich leicht. „Also morgen wird weiter gezogen."

„Morgen früh," nickte der Alte. „Übermorgen abend können wir vor St. Imre sein."

Pistas Augen leuchteten.

„Und halte das Gewehr in Ehren, es stammt aus der Waffenkammer der Somogyis."

„Soll nicht rosten," knirschte der Junge.

Später trennten sie sich. Der Vater kletterte in den Wagen, der Sohn ging, um einen Abendbraten herbeizuschaffen.

An Wachteln und Sumpfenten war kein Mangel.

Pista zählte achtzehn Jahre. Er war nicht groß, aber von bewundernswerter Ebenmäßigkeit der Glieder. Unter dem schwarzen Lockenwald brannten zwei schöne, dunkle, melancholische Augen. Die schlanke, gekrümmte Nase ließ seine kroatische Abstammung erkennen.

Der alte Juhaß kam aus der öden Steppe in der Nähe Csakathurns, zwischen Ungarn und Kroatien.

Unabsehbare, dürre Heide, ohne Gras, ohne Blumen, hier und da durch eine armselige Lehmhütte unterbrochen, war der erste Anblick, den er als Kind genoß.

Sein Vater suchte unter unsäglichen Mühen dem Stück Erde, das er besaß, einige Kartoffeln, ein bißchen Mais abzugewinnen.

Sein Weib gebar ihm ein Kind nach dem anderen. Die meisten starben bald wieder vor Mangel.

Nachdem der Vater fünf Kinder begraben hatte, nahm er das sechste aus der Wiege auf den Rücken, gebot seinem Weib, alles was sie tragen konnte, aufzupacken, und schloß sich einer Vagabundenfamilie an, die bettelnd und stehlend von Ort zu Ort zog.

Sie liebten ihren König, aber der König gab ihnen nichts zu essen, oder wenn er gab, war es verschimmeltes Brot in den schrecklichen Komitatsgefängnissen, wo sie der grausamen Willkür der Stuhlrichter preisgegeben waren.

Da nahmen sie denn, was sie nicht erhielten.

Der Alte starb, sein Sohn trat das Erbe an. Er war ein verwegenerer Räuber als der Vater. Dieser hatte aus Not zu stehlen begonnen, dem Sohn machte es Freude. Der Vater hatte mit Brot für seinen Knaben begonnen, der Sohn stahl Wein und Fleisch. Der Vater war nur des Nachts seine Schleichwege gegangen, der Sohn schlenderte, die Pfeife zwischen den Zähnen, bei Tag durch die Bauerndörfer und führte Diebstähle von unerhörter Frechheit aus.

Er war ein Dieb von Humor, er ließ die Federn zurück, wenn er nur die Gans hatte. Er stahl nie zu viel, lieber öfters.

Er ließ sich nie erwischen, und wenn es ihm einmal geschah, entkam er glücklich, denn er hatte viele Freunde. Merkwürdig viele Freunde. Es gab vermessene Zungen, die behaupteten, mancher Komitatsrichter bezöge von ihm Wein und Tabak, welche Waren er zu unerhört niedrigen Preisen und von ausgezeichneter Qualität liefere.

Nun, man kann ja nicht wissen .....

Jedenfalls zogen die zwei schmierigen Wagen, in denen sich die Nachkommen der beiden alten Vagabundenfamilien befanden, in ungestörter Ruhe ihre Straße.

Sie machten verschiedene Kreuz- und Querfahrten durch die angrenzenden Länder, manchmal kamen sie bis tief nach Siebenbürgen hinab.

Jüngsthin hatten Panduren Juhaß den rechten Mittelfinger weggeschossen, da wurde er ärgerlich und peitschte seinen Sohn, weil der Schlingel ewig nur fraß und faulenzte und selbst nichts verdiente.

In St. Imre stand isoliert eine Mühle. Man munkelte von dem großen Reichtum der Müllerin, deren Söhne flotte Studenten in Budapest waren, und den Grafen und Baronen die hübschesten Mädels vor der Nase wegschnappen sollten. Die Müllerin mahlte unterdessen Geld aus den Taschen der armen und reichen Bauern. Sie mahlte und mahlte, damit die Herren Söhne wieder mahlen konnten, Infamie und Schurkerei,

Tagedieberei, aber Achtung! alles bar bezahlt mit rotem, funkelndem Golde.

Der junge Pista sollte sein Debüt bei der dicken Müllerin feiern.

Der Geldschrank stand zur ebenen Erde, sie selbst schlief im ersten Stock.

Die Knechte und Mägde waren im Anbau untergebracht.

Er sollte die eiserne Geldlade öffnen.

Die Söhne verwendeten deren Inhalt dazu, die Gunst kostspieliger Damen in der Hauptstadt zu kaufen, der Vagabund bedurfte seiner zu des Lebens Notdürftigstem. Ihn hatte niemand zur Schule geschickt und Rechtschaffenheit gelehrt, den Hunger zu stillen, war sein kategorischer Imperativ.

Nur einige Hände voll Geld aus diesem Überfluß. . . . . .

Die Wagen näherten sich, die grüne Einöde verlassend, dem Orte.

Der alte Pista goß dem Jungen ein Glas Wein ein.

Der Junge schüttete die Hälfte in die Kehle, die andere Hälfte in die Luft.

„Auf gutes Gelingen!"

Seine Mutter brauchte eine neue Decke, die alte ging schon in Fetzen. Die Mutter, das scheußlichste Hexenmodell, seit Jahren todkrank, war allen zur Last. Aber Juhaß schleppte sie doch mit, sie hatte seinen Jungen geboren, den Pista, den er leidenschaftlich liebte. Auch die Vettern, die zweite Familie, die seit lange mit Juhaß verschwägert war, hatten allerlei Bedürfnisse. Juhaß wollte einmal als Hauptmann auftreten, und allen geben, was sie brauchten. Die Männer, die Fays, waren durchwegs Schafköpfe. Man konnte sie etwa um Schweineschmalz oder Tabak schicken, aber so wie's irgendwo Mut und Gewandtheit galt, ließ sie ihr Hasenherz sitzen. Juhaß mußte für alle denken und sorgen.

Sein Sohn war der einzige, auf den er bauen

konnte. Bisher hatte er wenig geleistet. Der Vater hatte ihn stets in den Hintergrund gedrängt, um seiner zu schonen.

In der grauen Abendluft tauchten die Wipfel der Linden auf, die die Mühle umgaben. Die Wagen hatten weit draußen vor dem Orte gehalten. Pista und sein Vater schlichen um das im Schatten liegende Gebäude.

Die Fays standen Wache.

Pista, die Flinte zwischen den Zähnen haltend, in der Hand das notwendigste Werkzeug, drückte seinen schlanken, elastischen Körper durch das offene Fenster der ebenerdigen Wohnung. Er tastete mit den Händen in dem stockdunklen Zimmer vorwärts. Er kannte die Räumlichkeit schon. Vor Monaten, als zum erstenmal in dem Vater der Gedanke aufgetaucht war, aus diesem Geldschrank seine Bedürfnisse zu bezahlen, hatte er den Jungen mitgenommen. Es war an einem Sonntag gewesen. Sie thaten so, als bettelten sie, und legten schließlich, als ihnen niemand die Hausthüre aufschloß, die Köpfe an die Fensterscheiben jenes Zimmers.

„Sieh' dir's genau an," zischelte der Vater.

Der Sohn lächelte.

Er hätte es später noch zeichnen können, so gut hatte er sich die Lage der einzelnen Möbel eingeprägt.

Aber zum Teufel! Sie mußten die Stellung der Einrichtungsstücke nun verändert haben. Wie er mit der Rechten nach jener Richtung griff, wo früher die eiserne Kasette stand, stürzte mit schmetterndem Klingen ein Gegenstand zu Boden. Im Nu erhob der Haushund ein wütendes Gebell.

Pista wollte zum Fenster springen, in diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen, und ein blutjunger Mensch, einen Kienspahn in der Hand, warf sich Pista entgegen.

Dieser drückte seine Flinte ab.

„Pista!" gellte es von den Lippen des zu Tode Getroffenen......

In der Dunkelheit und dem nun im Hause ausbrechenden Lärm gelang es dem Alten mit dem Sohne zu entkommen.

Die Knechte, die über den Hof geeilt kamen, ergriffen die beiden Wache stehenden Vagabunden, und glaubten in ihnen die Mörder gefaßt zu haben.

„Verfluchtes Vieh,“ keuchte Juhaß, als sie zum erstenmal in der stockfinstern Nacht Halt machten, um Atem zu schöpfen.

„Es war Lajos,“ sagte der junge Mörder tonlos, „Lajos, Lajos!“

Lajos war der einzige Mensch, mit dem Pista eine Art Kameradschaft hatte. Im gleichen Alter mit diesem stehend, hatte er schon in vielen Bauernhöfen sich als Knecht verdingt, aber nirgends lange ausgehalten. Er war der Sohn einer Zigeunerin. Früher, als kleiner Junge, da er noch mit seiner Familie durch die Welt zog, hatte sich das fahrende Volk oftmals getroffen. Die beiden Knaben hatten einander geprügelt und zerzaust, und lieb gewonnen.

„Wer hätte gedacht, daß er zu Der geriet,“ setzte Pista seinen Gedankengang fort. Und plötzlich hatte er sich auf seinen Vater geworfen.

„Du Teufel! Du Sohn einer Hündin, du!“ Der Vater machte sich aus seiner Umklammerung frei.

„Pandurengewissen!“ murmelte er verächtlich.

Der Sohn hob die Faust zum Schlage auf, eine Sekunde lang starrten sich im Schwarz der Nacht vier haßglühende Augen an, dann war der Eine plötzlich verschwunden.

„Pista! Pista!“ tönte es ihm nach. Er aber hörte nicht. Er stürzte vorwärts, vorwärts. Und wieder:

„Pista!“

Diesmal anders. In gebrochenen, gurgelnden Lauten, wie aus der Kehle eines Sterbenden.

„Pfui Teufel!“ rief Pista und spie aus.

Ob dieses Bild ihn immer verfolgen, dieser Schrei ewig in seinem Ohr erklingen würde? ..... •

Er lief und lief. Gräben übersprang er, und am Rande schilfumgebener Gewässer kroch er geduckt hin. Der Himmel stand in flammenden Abendröten, als er nimmer weiter konnte. Auf seinen Lippen hingen blutige Schaumflocken. Achtundvierzig Stunden lang hatte er nichts gegessen, nichts getrunken, nicht geruht. Er sank nieder. Er kühlte sich mit nassem Schlamm das brennende Antlitz. Aus dem Tümpel trank er schmutziges, grünes, trübes Wasser in langen Zügen. Nur das Leben retten, das kostbare Leben......

Die Augen fielen ihm zu. Er schlief nicht, denn in seinem Leibe schienen hunderttausend Schmiede zu hämmern. Jedes Äderchen war einer und schlug und schlug darauf los.

Aber er ließ sie hämmern, er hätte sich jetzt auch gefangen nehmen lassen, eine solche Apathie war über ihn gekommen. Die Schmiede schlugen darauf los.

Plötzlich kam eine schwarze, runde, dicke Wolke über die Felder gelaufen und warf sich auf ihn. Er machte noch einen tiefen Atemzug, dann —

Als er erwachte, lag er auf der gleichen Stelle. Lichtblaue, sammtweiche Luft umgab ihn, vom Himmel strahlte die Sonne nieder.

Auf den Schwingen eines kaum fühlbaren Morgenwindes kamen die Klänge einer Glocke einher geschwebt....

Pista erhob sich. Er taumelte vor Hunger und Schwäche. Er riß die Augen auf. Augenblicklich war alle Schwäche weg. In scharfen Umrissen sah er eine hügelige Landschaft vor sich liegen.

Er reckte sich. Dorthin also. Er mußte um jeden Preis essen. Was dann geschah, wußte er noch nicht, aber das wußte er. Er ging ruhig auf den Ort zu.

Mitten am Felde kam ihm eine vornehme, junge Dame entgegen. Zweifellos gehörte sie zu dem Schlosse, dessen Türme Pista eben aus den Wipfeln eines großen

Parkes aufsteigen sah. Er stellte sich vor die Dame hin und streckte ihr die Hand entgegen. Sie fuhr mit einem leichten Schrei in ihre Tasche und warf eine Handvoll Silbermünzen in seine ausgestreckte Rechte.

Er dankte mit einem verächtlichen Grinsen. Hatte die Angst vor ihm!

Und plötzlich wurde es ihm ganz schwarz vor den Augen. Hatte sie's ihm etwa angesehen, das ... das von jüngst? .....

Er wandte sich nach der Davoneilenden. Die würde ihm nichts schaden, er hatte eine Art Überzeugung davon. Sie lief querfeldein, nicht zurück nach dem Ort.

Er war auf einmal so ruhig, so selbstbewußt geworden. Er schritt weiter.

Beim ersten Wirtshaus machte er Halt. Es war eine elende Wegkneipe. Ein einäugiges Weib brachte ihm Speck, Brot und Branntwein. Er aß mit gutem Appetit, dann bat er um Wasser und eine Bürste. Sie gab ihm beides. Er reinigte sich ein wenig, zahlte und ging. Im Ort kaufte er sich ein Bündel Hanfseile, warf sie über die Schulter und schritt weiter. In seinem ärmlichen Anzug, die Seile über die Schulter gehängt, wanderte er den schmalen Feldweg hinauf, der neben der Landstraße lief. Er sah aus wie ein Arbeiter, der auf eine Bestellung ins nächste Dorf geht. Ihm Entgegenkommenden blickte er ruhig ins Gesicht und bot ihnen einen guten Abend. Niemand sah ihm nach, niemand kümmerte sich um ihn.

Als es Nacht wurde, legte er sich in einen Graben am Wald und schlief.

Er besaß noch zwei Silbermünzen. Für die eine wollte er sich morgen Brot kaufen. — Am andern Tage zog er früh aus. Die Straße stieg immer höher.

Die Dächer der Hütten nahmen allmählich eine andere Gestalt an.

Die Bewohner derselben hatten einen längeren Winter, als die unten im Flachland.

Und Pista, seine Stricke über der Schulter, schritt ruhig weiter.

Was so ein paar Tropfen vergossenes Blut alt machen!

Der Vagabundenjunge von vorgestern war ein Mann geworden. Sein Kopf saß herausfordernd und starr auf dem trotzig getragenen Nacken.

Das runde, hübsche Bubengesicht hatte über Nacht den Kainsstempel auf die Stirne erhalten.

Die Schrift war deutlich zu lesen. Furchen und Linien, und dazwischen, senkrecht über der Nase, eine tiefe Falte.

Ein Elend, ein Fluch, ein verlorenes Leben ließ sich herausbuchstabieren.

So ein paar Tropfen vergossenen Blutes! . . .

Rote Tinte, in die sich der Griffel der Gerechtigkeit taucht, um ihr „Verdammt" in die Seele des Verbrechers zu schreiben.

„Und auch wegen der Absolution," hatte der Vater gesagt.

Aber wer denkt im Augenblick der Notwehr an die Absolution und den ganzen Bettel von Vorschriften und Gesetzen?

Der Teufel hol's! Pista fühlte sich fast wie gewachsen, seit er Blut fließen gemacht. Und doch wühlte ein brennender Schmerz in seinen Eingeweiden.

Er hatte Respekt vor sich bekommen, er war auf einmal etwas, ein Mörder, etwas großes, schreckliches, etwas, vor dem sich das Haar auf den Häuptern der Menschen sträubte.

Und doch hätte er gern sein eigenes Blut hingegeben, um die That damit ungeschehen zu machen.

Eine junge Stimme in ihm weinte. Das Kind in ihm. Die Seele. Die Blutschuld hatte sie aufgeweckt. —

Als es spät abends geworden war, ließ sich Pista schweiß- und staubbedeckt unter einer rotbeerigen Esche nieder. Ein Kreuz mit einem Bänkchen stand dabei.

Nach einiger Zeit kam ein steinaltes Weiblein, einen Rosenkranz in der Hand, kniete auf dem Bänkchen nieder und betete. Pista sah ihr schweigend zu.

Als sie sich endlich erhob, fragte er:

„Hast du auch für mich gebetet, Alte?“

„Für alle armen Seelen,“ antwortete sie.

„Hältst du mich für eine arme Seele? Bin ja Fleisch und Bein, Mutter.“

Sie sah ihn mit ihren hundertjährigen Augen an.

„Hascher!“

„Hast recht,“ sagte er mit versagender Stimme. Und dann: „ich thu dir nichts, fürchtest dich doch nicht vor mir, Mutter?“

„Ich fürcht' mich vor niemand mehr,“ entgegnete sie, die eingesunkenen Augen auf ihn heftend.

„Drum eben,“ versetzte er leise, „ich möcht' dich was fragen. Aber darfst nicht erschrecken, — giebt's kein Mittel, um — Blut von einem abzuwaschen?“

Die Alte sagte: „o mein Heiland“ und dann ließ sie sich auf das Bänkchen nieder und stützte das Haupt in die Hand.

Das greise Gedächtnis versuchte die Flügel zu regen, die Wirklichkeit taumelte wie schwach vom Alter vor ihrem Geiste . . . .

Die Sonne scheint in ihr Stübchen, wo sie am Sonntag Nachmittag, während die anderen draußen sind, einsam über das Märchenbuch der Großmutter gebeugt sitzt und liest . . . . Achtzig Jahre sind's her. Ein geheimnisvolles Lächeln spielt um ihre Lippen, wie sie den Mund jetzt aufthut. „Der Prinz Wunderhold, goldhaarig und schön wie Gabriel, als er Maria erschien . . . . Eines Tages erschlägt er den Bruder, weil die Rosenkönigin Elfriede diesen ihm vorzog. Zur Strafe wird er in eine Krähe verwandelt. Leichen zu vertilgen und den Menschen den Winter verkündigen, ist fortan sein Beruf. Aber einmal erbarmt sich die silberne Selene seiner und ver-

traut ihm an das erlösende Mittel, das seiner Seele und seinem Leibe ihre vorige Königsgewandung zurückgeben kann: . . . . . eine reine Jungfrau muß dich küssen! . . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Alte lächelt in sich hinein. Ein Büschel roter Beeren fällt vom Baum herab ihr in den Schoß.

Mit einer fast koketten Geberde steckt sie es hinters Ohr . . . . . .

Pista geht langsam weiter.

Der Kuß einer reinen Jungfrau!

Ein leises Rot legt sich auf seine Wangen . . . . . .

Er ging und ging. Er grübelte vor sich hin, dann und wann schüttelte er mit verächtlichem Lächeln das Haupt.

Am nächsten Tag kam er hoch oben an einem stattlichen Gebäude vorüber.

Er schritt durch das weit offen stehende Hausthor, wo man eben Heu hineinführte. Die Stricke auf seiner Schulter ließen die Leute glauben, es sei des Brunnenmeisters Gehilfe, den sie erwarteten.

Er sah nicht, was er suchte. An einer jungen Magd die im Hofe wusch, ging er stolz vorüber. Er, der Vagabund, aufgewachsen in dem engen Wagen, der seine Schlaf- und Wohnstube war, kannte das Weib und ihm schauderte davor.

Das war der einzige weiße Fleck in seiner Seele, der einzige Aristokratismus in seiner Gemeinheit: die Unberührtheit vom Weibe.

Jetzt sollte er eins küssen, um von seiner Blutschuld erlöst zu werden.

Wie sich das eigentlich verhalten mochte?

Aber die Alte hatte es gesagt. Die Alte. Sein Vater hatte ihm Ehrfurcht vor alten Weibern gelehrt. Hexen, allwissende, wären sie oftmals.

Pista trat in den Garten.

In einem sorgsam gepflegten Blumenrondell auf

einer Bank saß ein blutjunges, etwa vierzehnjähriges Mädchen und las aus einem Buche.

Pista trat vor sie hin. Sie hatte ihn nicht kommen hören. Plötzlich warf er die Arme um sie. Sie schrie auf.

„Ich bin der Brunnenmacher,“ sagte er, mit lodernden Augen sie drohend ansehend, „gieb mir einen Kuß, ich verrate es niemand; thust du's nicht, so werfe ich Gift in den Brunnen, daß ihr allesamt sterbt.“

Sie, einer Ohnmacht nahe, küßte ihn, von seinen Armen halb erwürgt, auf den Mund. Mit geringschätziger Geberde stieß er sie von sich und schwang sich über die Gartenmauer.

Draußen lief er ein Stück, dann kletterte er auf einen Baum, und saß hier oben im sicheren Laubversteck, indeß die Knechte des Edelhofes im Ort auf ihn Jagd machten.

In der Nacht verließ er seinen hohen Sitz und ging weiter.

Er ernährte sich von Kastanien, die er pflückte und röstete. Auch Weintrauben gab's die Fülle. Man brauchte nur über die niederen Zäune zu klettern.

Die Landschaft nahm nunmehr den Charakter einer wilden Gebirgsgegend an. Hohe, dunkle Felsmassen begannen sich zum Himmel zu recken. Das Brausen naher Wildbäche wurde hörbar.

Und Pista ging und ging immer zu.

Wohin denn?

Er wußte es nicht. Eben weiter.

Es that ihm wohl, so zu gehen, denn wenn er nicht ging, wenn alles ruhig um ihn war, hörte er jene junge, weinende Stimme in sich.

Der Kuß der reinen Jungfrau hatte nicht genützt. Entweder war die Alte eine Lügnerin gewesen, oder die Junge nicht rein.

Pista glaubte mit finsterem Lächeln an das Letztere. —

Es war vergebens.

Und wie konnte auch etwas, das vom Weibe kam, jemand zum Heil werden?

* * *

Als er eines Abends in eine besonders wilde, zerrissene Felsschlucht einbog, sah er sich plötzlich einer hölzernen Hütte gegenüber. Ein winziges Gärtchen, ganz von hohen roten und violetten Georginen umwuchert, umgab dieselbe.

Auf einer Bank vorm Garten saß ein alter Mann.

„Jó estét!“

„Isten Hozta!“ antwortete der Alte. „Wohin des Weges, Wanderer?“

„Weiß selbst nicht,“ antwortete Pista, seine Seile von der Schulter schleudernd, und sich neben dem Alten niederlassend. „Wo's Arbeit giebt für einen Tagelöhner.“

„Du, ein Taglöhner,“ sagte der Alte, auf die fast mädchenhaft zarten Hände des Jünglings blickend. „Welche Arbeiten hast du denn vornehmlich weg?“

„Interessiert Euch das?“ versetzte Pista, seine dunklen Augen auf den Greis haftend.

„Nein, wahrhaftig das interessiert mich nicht. Aber sieh' mich nicht so an, sonst fürcht' ich mich vor dir.“

Das letztere kam scherzhaft heraus.

„Hab' niemanden, der mich schützt. Zehn Schritte von hier ist ein tausend Fuß tiefer Abgrund.“

„Wo denn?“ fragte Pista neugierig.

Der Alte in der braunen Kutte erhob sich mühselig, und bog um die Felsecke, von Pista gefolgt.

Ein schauerlich schönes Bild bot sich dar.

Berge, Berge, Berge. Einige mit Schnee bedeckt, einige mit kahlen Häuptern.

An dem Saum der senkrecht hinabstürzenden Felswand, in einer Tiefe, wie der Alte sie angegeben hatte, toste ein schäumender Wildbach dahin, der fast die Breite des schmalen Thales ausfüllte.

Ein gutes Auge konnte einige Hütten erkennen, die sich neben dem Wasser erhoben.

„Teufel,“ rief Pista, „das ist ein Stück Welt. So schön haben wir's unten im Flachlande nicht.“

Die Augen des Alten glänzten.

„Nicht wahr? Ich wohne schon an die dreißig Jahre heroben, und jeden Tag ist's mir neu und lieb.“

Der Jüngling kehrte der Landschaft den Rücken, und blickte den Greis an.

„Dreißig Jahre wohnt Ihr hier oben. Beim Ochsen des heiligen Lukas, das ist eine lange Zeit? Seid Ihr Priester?“

„Ja und nein. Ich habe keine Weihen empfangen, aber ich diene dem Guten.“

Pista lachte rauh auf.

„Dem Guten? Was heißt das?“

Der Alte sah den Jüngling mild an.

„Dem Guten dienen heißt: Entmutigte aufrichten, Kranke pflegen, Frohe noch fröhlicher machen, Verzweifelte trösten.“

„So, das könnt' Ihr auch? Das möcht' ich hören,“ sagte der Vagabund geringschätzig.

Der Alte legte ihm die Hand auf die Schulter, und sah ihm ins Gesicht.

Pista senkte vor diesem Blick die Augen. Beide schwiegen.

„Wozu habt Ihr denn eine Kutte an, wenn Ihr kein Geistlicher seid?“ fragte der Jüngling, trotzig die Lippen schürzend und den Kopf in den Nacken werfend.

„Weil sie warm hält, und ich sie — nicht oft zu waschen brauche. Siehst du, das braune Tuch nimmt schwerer Schmutz an, als Leinwand, auch der Regen schadet ihm nicht.“

„Warum habt Ihr denn kein Kruzifix bei Eurer Hütte, wie andere Eremiten?“ fuhr Pista unfreundlich zu fragen fort.

„Da steht ja eins,“ antwortete der Greis, auf den Waldrand gegenüber seinem Häuschen deutend — sie

hatten ihren Aussichtspunkt wieder verlassen. „Die Bauern haben es heraufgebracht.“

Pista schüttelte den Kopf.

„Ihr seid ein spaßiger Heiliger, ich wette, Ihr glaubt nicht mehr als ich.“

„Oho, dummer Junge!“ die Augen des Alten lohten auf. „Du Kickindiewelt willst dich mit mir, dem lebenserfahrenen Greis messen. Du glaubst nicht, aus — Dummheit, ich weiß, ich brauche nicht mehr zu glauben.“

„Ihr wißt?“

Zaghaft kam es über die Lippen des Burschen. Seine schönen traurigen Augen bohrten sich in die des Alten.

„Ihr müßt schon vergeben, ich .... ich kenn' mich in den Dingen wenig aus,“ sagte er, in der Weise eines zutraulichen Tieres, sich dem Alten immer mehr nähernd. „Was wißt Ihr denn?“

„Das kann ich dir nicht mitteilen, Bube, zehn Jahre müßtest du an meiner Seite sein, dann würdest du's, ohne daß ich dir ein Wort zu sagen brauchte, auch wissen.“

„Das ist eine lange Zeit,“ versetzte Pista nachdenklich, „so lang' hielt ich's nicht aus.“

„Wo, hier oben?“ sagte der Greis, mit zärtlichem Blicke die Gegend betrachtend.

„Hier oben nicht, und überhaupt —.“ Er vollendete den Satz nicht.

Der Alte sah ihn still an.

„Fahrendes Volk ... Aber die Seile auf deiner Schulter. Was haben die vollbringen müssen, Mensch? Du kommst weit her, und möchtest glauben machen, das nächste Dorf sei deine Heimat.“

„Seid Ihr ein Polizeispitzel?“

„O nein,“ entgegnete der Greis lächelnd, „ich bin weder Spitzel, noch Richter, noch Henker. Ich weiß keine Gesetzesparagraphen mehr auswendig, obwohl

ich sie einst wußte. Ich weiß nur, daß zweimal zwei vier macht."

Er senkte seine Augen in die des Jünglings.

Pista's Lippen zitterten leise.

„Zweimal zwei: vier. Das versteh' ich nicht."

„Natürlich nicht. Kannst ja nicht lesen Junge. Oder doch?"

„Nein," antwortete Pista errötend. „Steht das irgendwo?"

„Im Einmaleins, und — in der Bibel."

„Ah, Ihr seid also doch fromm. Mein Vater hat mir gesagt, daß die Bibel das Gebetbuch der Pfaffen sei."

„Die Bibel ist kein Gebet-, sondern ein Rechenbuch, das heißt, der Teil von ihr, den ich lese. Das ist der erste, den man das alte Testament nennt. Der andere Teil, das neue, gilt mir weniger. Das haben Söhne einer Zeit geschrieben, der die alte Urweltskraft verloren gegangen war, die nicht mehr den Donner vertrug, sondern psalmirende Engel in die Lüfte setzte, die so feig am Leben hing, daß sie einen Himmel sich zimmerte, wo sie das Tote barg, damit es fortvegetiere. Die konnte nicht mehr rechnen, das Einmaleins war ihr verloren gegangen."

„Wie lautet das?" fragte der Junge.

„Zahn um Zahn, Auge um Auge, Schwäche für Schwäche, Kraft für Kraft, Tod für Tod, oder: zwei mal zwei ist vier, Bube."

Pista's Brauen hatten sich zusammengewulstet.

„Wißt Ihr, ich könnt' ja ein paar Tage bei Euch heroben bleiben, mir, . . . ich . . . der Teufel hol's."

Er sank auf die Bank und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

Der Alte sagte nichts als: „Bleib."

Dann ließ er den jungen Menschen allein und ging in die Hütte.

Die paar Tropfen Bluts hatten dem Jungen plötzlich die Wissenschaft vom Gewissen gelehrt.

Vergossenes Blut macht alt, alt und — weise. Der Kulturmensch kann es kaum ermessen, welch' ätzenden Fleck die Blutschuld in die Seele des auf sein Selbst angewiesenen Natursohnes brennt. Wohin soll er fliehen, für den es kein Golgatha und kein Rom giebt?

Keine Psychophysiker, die seine Schuld für eine — Narrheit erklären. Keine Wissenschaft von der Vererbung, nicht den erlösenden Opiumrausch, in den der Glaube an das Fatum versetzt.

Wie eine unwägbare Last ruht der eiserne Fluch auf ihm, und drückt seine Schultern tiefer und tiefer, bis der ganze Mensch hingestürzt ist, lebendig begraben unter der entsetzlichen roten Last. . . .

„Zweimal zwei ist vier," brauste es in den Ohren des Jünglings.

„Teufel," zischte er, erhob sich, streckte die schlanken Glieder und ging in die Hütte.

„Ich bin furchtbar hungrig," sagte er zum Alten. „Habt Ihr nichts, einige Kastanien, oder —"

„Kastanien gedeihen hier oben nicht," bemerkte der Greis, „aber Maisbrot und Milch kann ich dir geben, auch Käse, Butter und Eier findest du im Schrank."

„Habt ihr's gut," sagte Pista, sich ein tüchtiges Stück von dem dargereichten goldgelben Brot abschneidend. „Herrgott, habt ihr's gut!"

Und er aß und trank begierig die Milch, die ihm sein Wirt reichte.

„Ja, ich hab's gut. Ich bin zufrieden."

„Holt Ihr Euch das alles selbst?"

„Nein." Der Alte lächelte. „Das wäre ein zu weiter Weg für meine alten Beine. Die Bauern bringen es herauf."

„Sind denn Bauern hier?"

„Du sahst es ja selbst, da unten am Bache stehen etwa zwanzig Hütten. Die Mühle —"

Pista zuckte zusammen.

Den Augen des Alten entging die Bewegung nicht.

„Die Mühle," fuhr er langsam fort, und sah den Jüngling scharf an, „ein kleines Wirtshaus und etliche Gehöfte. Kannst dir ja die Gegend selbst anschauen, hier vorüber, immer den Berg hinab auf schmalem Graspfad. In zwei Stunden bist du unten."

„Ein weiter Weg," versetzte Pista.

„Für dich nicht, du mußt das Gehen doch gewohnt sein."

„Habt Ihr etwas unten zu besorgen?"

„Nein, das nicht. Wenn du dich mir nützlich machen willst, kannst du es auf andere Weise. Zerkleinere mir Holz, rühr' die Milch zu Butter. —"

„Ich kann also einige Zeit bei Euch bleiben?"

„Ja. Wohin willst du dann?"

„Das weiß ich nicht," sagte der Bursche finster.

„Wie soll ich dich rufen?" fragte der Einsiedler.

„Wie ich heiße: Pista Juhaß."

„So heißest du?"

Und plötzlich stand der Alte auf und legte seine wuchtigen Hände auf die Schultern des Jünglings.

„Pista Juhaß, warum bebtest du, als ich das Wort: Mühle aussprach?"

„Weshalb fragt Ihr mich? . . . . ."

„Du wirst's doch sagen, ich sehe es ja, deine Lippen brennen darnach."

„Ihr . . . ja . . . aber, . . . nun so wißt es," schrie der junge Mensch aufspringend, „weil ich in einer Mühle einen . . . getötet hab' . . ."

Seine Augen rollten wild. Ein rötliches Licht brach aus ihnen.

Der Greis legte still seine Rechte auf sie. —

* * *

Sie teilten ein Lager, wie sie ihr Brot teilten. Pista machte sich nützlich, wo er konnte, brachte und zerhackte Holz, rührte Butter aus der Milch, die der Alte erhielt. Als zum erstenmal ein Bauer den greisen Einsiedler auf-

suchte, erblaßte er. Der Alte blickte ihn ermutigend an und zog ihn ins Gespräch mit dem Ankömmling.

„Ein Vetter von mir," sagte er diesem.

„Also Euer Schwestersohn —."

„Nicht so," lächelte der Eremit, „ein anderes Verwandtschaftsverhältnis, aber wenn Ihr's nicht in Euern Schädel bringt, laßt's Euch nicht anfechten."

Der Bauer erzählte unten, des heiligen Mannes Schwestersohn sei da. Einer nach dem andern kam herauf, um den Greis zu beglückwünschen, daß er nun nicht mehr allein sei.

„Du siehst," sagte der Alte, „hier bist du sicher."

„Ich seh's wohl," entgegnete Pista mit heißauflodernder Dankbarkeit im Blick. Aber trotz der kräftigen Nahrung, der gesunden Bewegung in der herrlichen Luft, kam etwas greisenhaftes in das Wesen des Jünglings. Er ging gebückt wie unter einer unsichtbaren Last einher, manchmal verzog sich sein Antlitz in qualvollem Krampfe, als ob eine Säge seine Eingeweide zerschnitte.

Diese Säge ging gleichmäßig hin und her, mit ihren scharfen einschneidenden Zähnen, heute und gestern, und morgen und immer würde sie gleichmäßig ihren Gang gehen.

Einmal schleuderte Pista die Holzhacke weit von sich, und bedeckte sich stöhnend das Gesicht.

„Mensch, Mensch," rief der Greis an ihn herantretend, „sei doch ruhig. Zweimal zwei ist vier, vergiß das nicht. Der Tag kommt, da du wieder giebst, was du nahmst. Bis dahin heiter, und den Kopf in die Höhe."

„Muß er kommen?"

„Ja," antwortete der Alte mit blitzenden Augen, „zu deinem Heil. Sag's dir doch täglich, und du wirst still in dir."

Und einmal, als der Klausner ihn wieder so verzweifelt erblickte, zog er ihn neben sich auf das Bänkchen.

„Will dir eine Geschichte erzählen Bursch'. Da

hinten im Hegyalyer Gebiet, wo Mandeln und Trauben wachsen wie in Italien, hatte ich meinen Hof. Er war nicht prächtig, aber groß genug, um zwei Menschen mit einem Rudel Kinder reich zu ernähren. Felder, Wald und Äcker gehörten dazu. Ich war sehr jung, kaum zwanzig Jahre, da nahm ich mir auf Zureden der Meinigen eine Frau. Sie war nicht schlechter oder besser als die andern. Denn sie sind alle gleich, nur die Kleider, die sie tragen, sind verschieden. Also, sie wurde mein Weib.

Nach kurzer Zeit hatte sie jeglichen Reiz für mich eingebüßt. Eine andere gefiel mir besser. Diese war die Gattin eines Vetters von mir. Eines Tages stieg ich ihr nach in die Speisekammer, wohin sie Milch zu holen ging, und küßte sie auf den Mund. Ich erhielt eine Ohrfeige. Das war mir neu, und gefiel mir so gut, daß ich nun keine Gelegenheit vergehen ließ, diesen Kuß, sei es durch Blicke, durch Geberden ihr gegenüber, zu erneuern. Ich verfolgte sie kunstgerecht mit allen Finten eines gewiegten Jägers und — erreichte mein Ziel.

Kurze Zeit darauf starb sie. Selbstvorwürfe und, wie ich glaube, die Furcht vor Entdeckung — hatten ihre Gesundheit gebrochen.

Ihr Tod ergriff mich tief.

Ein anderer geworden, wollte ich zu meinem Weibe, zu den Schirmgöttern meines häuslichen Herdes, zurückkehren.

Eines Abends, als ich guter Vorsätze voll, früher als sonst mein Wohnzimmer betrat, und mich auf das Sofa ausstrecken wollte, fand ich Spuren von Cigarrenasche auf demselben.

„War jemand hier?“ fragte ich meine Gattin.

„Niemand,“ sagte sie gleichgültig. Meine Knechte, das wußte ich, würden sich nie erlaubt haben, rauchend diesen Raum zu betreten, es mußte also doch Besuch dagewesen sein.

„Hier sehe ich Cigarrenasche,“ fuhr ich hartnäckig fort, „warum leugnest du, daß jemand anwesend war?“

Jetzt warf meine Frau einen Blick auf das Sofa und errötete brennend.

„Das ist — merkwürdig,“ stotterte sie.

„Warum errötest du denn?“ fragte ich noch immer verdachtlos.

Da stürzte sie ohne Antwort aus dem Zimmer. In diesem Augenblick packte es mich.

Ich ging ihr nach in die Küche, wo sie so that, als suchte sie einen Kehrbesen, um die Spuren der Asche wegzuputzen. Ich nahm sie in die Arme.

„Weib, wer ist in meiner Abwesenheit hier gewesen?“

„Janos.“

Das war der Gatte meiner Geliebten.

„Janos, und . . . weiter,“ fragte ich mit lohenden Augen.

„Was denn weiter? Nichts,“ log sie.

„Nun,“ sagte ich ruhig und nahm meinen Hut vom Kleiderrechen, „ich will hinüber, ihn zur Rede zu stellen, was er in meiner Abwesenheit hier gesucht hat.“

„Thu's nicht,“ kreischte sie.

Da hatte ich das erste Geständnis.

„Sag mir nur eins,“ fragte ich sie, den Hut wieder zurückhängend, „bist du schon eine — Meineidige geworden, oder standst du erst im Begriff es zu werden?“

„Ach Gott,“ heulte sie, „ich weiß nicht, wie's kam, eines Abends —“

Da hatte ich das zweite Geständnis.

Ein reines Weib würde sich unter einer solchen Anklage aufgebäumt haben, sie heulte und wollte gleich die ganze unsaubere Geschichte erzählen.

„Schweig,“ befahl ich. „Hier ist das Herrenzimmer, erzähl's im Hof deinen Genossinnen, den Viehmägden. Hinaus!“

Ich faßte sie an den Zöpfen und stieß sie über die Schwelle.

Dann lud ich meinen Revolver, und begab mich auf den Weg zu Janos.

Plötzlich packte mich ein Gedanke.

Wie, ich wollte ihn niederschießen, ich, der nicht ein Jota besser gehandelt hatte als er selbst? Ich, der ich ebenso eingebrochen war in seine Rechte, wie er in die meinen? Ich glaube, ich habe damals hell aufgelacht vor Wut und Verzweiflung.

Kannst du dir vorstellen, wenn man an Händen und Füßen gefesselt auf einem breiten Tisch liegt und weiß, daß man sterben muß, und die Henkersknechte kommen mit feinen Bürsten und beginnen einem die nackten Fußsohlen zu streichen, zu kitzeln, mit welchen Gefühlen man da lacht? Und doch lacht man. So lange, bis blutiger Schaum auf den Lippen steht, die Muskeln des geknebelten Leibes die wahnwitzigsten Figuren bilden und die Augen einem zum Kopf heraustreten. So lachte ich in jener Nacht.

Aber ich kehrte nicht um.

„Janos," sagte ich vor ihn hintretend, „ist's — Zufall, oder —"

„Oder was?" schrie er.

„Vergeltung," entgegnete ich.

Da riß er die Waffe aus meiner Hand, und schlug mir den Kolben über den Schädel, daß ich zusammenbrach.

Als ich erwachte, stand ein Priester an meinem Bette.

„Vergieb, auf daß dir vergeben werde," sagte er, „in kurzem wirst du vor Gott stehen, bedenke —"

„Papperlapap," unterbrach ich ihn, trotz der höllischen Schmerzen in meinem halbzertrümmerten Gehirn, sag' mir lieber, ist — — meine Frau noch hier?"

„Nein." antwortete der Priester rauh, „sie hat sich an dem Abend, da du — sie ertapptest, erhängt."

„Recht so," sagte ich, fiel zurück und verlor wieder das Bewußtsein.

Als ich nach Monaten meine Gesundheit und den vollständigen Gebrauch meiner Vernunft erlangt hatte, verkaufte ich den Hof und ging in die Welt.

Ich war wie ein Stummer, wie ein Tauber geworden. Alle Lockungen des Lebens ließen mich kalt. Ich warf mich auf verschiedentliche Studien, um den Kummer in mir zu bewältigen.

Ich hatte gesündigt, bezahlt dafür, eigentlich hätte ich ruhig sein können. Aber es schien mir, als hätte ich noch zu wenig, viel zu wenig gethan. Ich trieb mich auf Bibliotheken, Universitäten, auf Renn- und andern Sportplätzen umher. Nichts erfüllte mich mit Genugthuung.

Es mußte ein „Mehr" noch in der Welt geben. Wo lag dies? Ich glaubte nicht an Länder über'm Mond, wo weißgekleidete Jungfrauen Hosiannah singen; zum Pfaffen hab' ich nie getaugt.

Mein Kanaan lag auf der Erde. Meine Erlösung geschah durch mich selbst. Das wußte ich, aber das wie wußte ich nicht.

Schließlich begann ich zum Wein meine Zuflucht zu nehmen.

Der Rausch und der Tod! Sie beide sind die letzten Freunde des Unglücklichen. Aber der Rausch bleibt zuweilen aus, wenn man ihn ruft, Freund Tod versagt nie seine Gegenwart, wenn man ihrer ernstlich begehrt. Ich hatte beschlossen, dies zu thun. Heute Nacht wollte ich ihn mir zur Gesellschaft einladen. Der Revolver lag bereit. Da fliegt mir ein Brief herein. Mein Lehrer, — ich trieb auf der Universität mathematische Studien, — mein Lehrer, den ich sehr liebte, mehr als andere Menschen, läge schwer krank danieder, wollte ich ihn noch einmal sehen, so solle ich schleunigst kommen.

Ja, den wollte ich noch sehen, bevor ich, vielleicht auch er, ging. Ich eilte zu ihm. Er saß aufrecht in

seinem Bette. Seine Augen standen weit offen, ein unbeschreiblicher Glanz leuchtete aus ihnen. So leuchten Sterne, bevor sie erlöschen. . . .

„Er stirbt," wimmerte seine Frau mir ins Ohr.

Auf seiner Stirn stand kein Schweißtropfen. Um den Mund lag ein göttliches verzeihendes Lächeln. Er verzieh — dem Leben.

„Kennen Sie mich?" flüsterte ich.

„Wie sollt' ich nicht," antwortete er, „ja ich erblicke dich, aber ich bin viel höher als du, ich sage dir, es ist ein göttliches . . ."

„Was, was?" rief ich.

„Zu sterben, zu fühlen wie man aufgeht in der Unendlichkeit. Meine Seele sträubt ihr Gefieder —"

Seine Augen wurden wie zwei Wunderthore, durch die eine strahlende Ewigkeit blickt, — es waren keine Augen mehr, es waren Abgründe voll Licht. . . .

„Heilige Entfremdung, ich grüße dich, beflügelte Sohle, eile . . . eile ." . . und plötzlich ging das Lächeln des Menschen in die Majestät eines Gottmenschen über. . . .

Er war dahin . . .

Da reckte ich den Kopf in die Höhe und rannte davon.

Ich jubelte in die Nacht hinaus, in die weite unendliche Sternennacht.

Mir war als hätte ich mich selbst gefunden, mein Heil entdeckt, als hätte ich — Gott begriffen!

Aus den Brunnen der Nacht schien es mir entgegen zu rauschen: Thor kümmere dich nicht, ich, die Kraft, die Weltkraft, die den Planeten Sonnen, und den Menschen das große Einmaleins gab, ich sühne, nicht du, ich! Zahn um Zahn, Auge um Auge! Vergiß es nicht, dieses Gesetz aller Weisheit, diesen Urboden, der alle Bedingungen deiner inneren Befreiung hervorbringt.

Ich will auf einen hohen Berg steigen, sprach ich in mir, der Sonne ins Antlitz lachen; und allen Menschen verkünden, daß sie in seliger Unbekümmertheit leben dürfen..

Ich habe den Tod eines Gerechten gesehen.

Ich habe den Glauben an die Vergeltung empfangen!

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich kam hierher, und erzählte den Menschen von der Gerechtigkeit, die Gott ist, und von Gott, der die Gerechtigkeit ist.

Sie fassen es auf, wie sie's verstehen. Aber Bube, du, hast **du** denn das alles verstanden, du Kind der Straße? . . ."

„Verstanden," stammelte der Jüngling weiß im Gesichte, „ich weiß nicht, . . . aber es ging wie ein Sturm von Euch aus, und der hat mich fortgerissen . . . ."

„Also Knabe vergiß nicht, daß — zweimal zwei vier ist, und — lache."

Es kam etwas wie eine Würde über den Landstreicher. Seine Haltung, seine Art zu sprechen, zu essen, zu gehen, begann einen Adel zu zeigen, wie er nur Vornehmen eigen ist.

* * *

Seit jenem Abend, da der Alte seine Seele vor ihm entblößt hatte, sprachen sie wenig mehr miteinander. Jeder wußte alles vom andern. Es herrschte ein schweigendes Einverständnis zwischen ihnen. Der Junge stand noch immer in seinem Gethsemane, und fragte sich: muß es denn sein? Ist es unvermeidlich, daß die Vergeltung ihre schwarzen Wolken über mir sammelt? Wenn's nicht unumgänglich nötig wäre! . . . das Leben ist doch so schön . . .

Kein Tag verging, ohne daß er eine Fülle neuer Erfahrungen aufnahm.

Das Auge des Alten hing oft an ihm. Wer hätte dessen Ausdruck enträtselt?

Eine heilige Grausamkeit schien aus ihm zu sprechen, vielleicht aber war es auch ein anderes.



Der Sommer neigte sich seinem Ende zu.

Stürme brachen an. Über den Häuptern der Berge sammelten sich Blitze.

Wochenlange Regen, dann ein müder blauer Tag, und wieder wochenlange Regen.

Von unten dröhnte das Geheul des hochhinflutenden Wildbachs herauf.

Oft hörten es die beiden in der Nacht, wenn sie schlaflos auf ihrem Lager ruhten.

Selten besuchte sie jetzt jemand.

Sie hatten im Sommer ihre Wintervorräte gut bewirtschaftet, so daß sie keine Not zu leiden brauchten.

Statt der Milch, genoßen sie Wein, den der Eremit zum Geschenk erhalten, und in einer Felshöhlung aufbewahrt hatte.

Eines Tages brauste der Sturm gewaltiger denn je. Ein wolkenbruchartiger Regen hatte die letzten Blätter von den Bäumen gewaschen, Furchen in den Boden gegraben und an vielen Tannen die Wurzeln bloßgelegt.

Man konnte kaum gehen, das Wasser stand zollhoch auf Wegen und Stegen. Der Boden vermochte es nicht mehr aufzusaugen.

In der Nacht erwachten die beiden über das Donnern des Baches, das schauerlich von unten heraufdrang.

Am Morgen trat der Alte kopfschüttelnd hinter den Felsvorsprung, und sah hinab.

Erschreckt fuhr er sich über den kahlen Schädel. Herrgott, täuschten ihn seine Augen, oder war wirklich ein Teil der Häuser fortgeschwemmt.

„Pista,“ schrie er, die Hände an den Mund haltend, hinüber.

Pista erschien.

„Sieh da hinab. Erblickst du das Wirtshaus, die Mühle, oder ist dort nicht ein reißender Strudel, der allerlei Gebälk herumtreibt?“

„Ein Haufen dunkler Gegenstände, ich weiß nicht,

sind's Balken oder Holzstämme, schwimmt da, eben reißt sie das Wasser hinunter."

Die Hände des Alten zerrten erregt an der Kutte.

„Herrgott, Herrgott, wenn meine Beine mich trügen, dort unten könnte man helfen, retten, bergen."

Und plötzlich wandte er sich an Pista.

„Möchtest du nicht hinab, Pista? du könntest dir warmen Dank verdienen."

Der junge Mensch nickte.

„Wenn ihr glaubt . . . ."

Er starrte auf das brüllende Gewässer unter sich.

Und plötzlich überflog Todesbläſſe sein Antlitz.

Er sah fragend auf den Alten.

Aber dieser stand bewegungslos da, und hielt beide Augen mit machtvollem Blick auf ihn gerichtet.

Da warf der Junge den Kopf in den Nacken.

„Lebt wohl!"

„Halt!"

Der Greis trat einen Schritt auf ihn zu.

Und beide sanken einander in die Arme . . . Ein Zittern lief durch Pistas Glieder.

Er beugte das Knie.

Der Alte legte ihm die wuchtigen Hände fest aufs Haupt.

„Und jetzt hinab, Sohn."

Der Jüngling raste den schlüpfrigen Grasabhang hinunter.

Ein wildes Zigeunerlied, das er jahrelang vergessen hatte, trat auf seine Lippen.

Sturm und neubeginnende Regenschauer schlugen ihm in das blasse Gesicht.

Er achtete auf nichts.

Halbwegs blickte er noch einmal zurück.

Schon in beträchtlicher Höhe über sich sah er den Alten mit fliegendem Mantel dastehen, und seinen Weg verfolgen.

Er glaubte den funkelnden Blick jener gewaltigen

Augen zu sehen, die Hand des Mannes auf den Schultern zu fühlen, den der Tod zum Leben bekehrt hatte.

Pista winkte einen Gruß hinauf und stürzte weiter.

Das Brausen und Donnern um ihn wurde lauter. Einzelne Töne, wie von Menschen kommend, mischten sich hinein.

Er wischte sich den Schweiß aus dem eiskalten Gesichte.

Und endlich war er unten.

Am Ufer ein Haufen halbnackter Menschen, die tropfend von Wasser, ihre armselige Habe dem tosenden Element entreißen wollen.

„Der Schwestersohn des Heiligen, gebt Platz! Vielleicht hilft er uns retten . . . .“

„Aber zum Teufel, verdammte Krämerseelen, laßt doch euere Kartoffelsäcke, wenn's euer Leben gilt . . .“

Pista stieß mit den Füßen in den aufgeschichteten Kram der Armen.

Sie sahen ihn verwundert an.

Sind die Kartoffel und der Hausrat nicht ebensoviel wert wie das nackte Leben? Was haben sie von diesem ohne jenes?

In diesem Augenblick ein herzzerreißender Schrei.

In der Mitte des wilden Stromes treibt ein Bottich mit einem dicken Weibe darin, das zwei Heugabeln als Ruder benützt.

Gegenüber sieht das Dach einer Hütte aus dem Wasser. Ein Knabe steht darauf.

„Die Betten, wirf die Betten heraus,“ brüllt die Mutter dem Kinde zu. „Hörst du, die Betten.“

Sie will gegen die Hütte rudern, da ein Krach, das Dach ist zusammengebrochen.

Ein verzweifeltes Geheul, das Kind rettet sich auf einem schwimmenden Balken, es schreit nach der Mutter. Das Weib, sein Gleichgewicht im Schrecken verlierend, ist ins Wasser gestürzt. In abgerissenen gurgelnden Tönen kreischt es um Hilfe, niemand hört es, jeder hat mit den Seinen und dem eigenen Jammer zu thun.

„Erbarmen, Pista, Pista!“

Das Kind gegenüber winselt und schaut hilflos auf die ertrinkende Mutter.

„Pista!“

War das nicht ein ähnlicher Schrei wie jener damals des Nachts, ein Todesschrei? . . .

Man vergißt die nicht. — — —

Und plötzlich hallt es wie der Posaunenstoß des jüngsten Tages an Juhaß Ohren:

„Zweimal zwei ist vier.“

Klare Rechnung . . . .

Einen Augenblick Besinnen. — Die menschliche Natur erhebt flehend die Hände, und bettelt um Gnade . . . .

Da bricht ein Lachen aus seinen Augen, ein Blitz des Triumphs . . „eljen“, brüllt er, „eljen, a világosság“, und springt in den hoch aufspritzenden weißen Gischt.

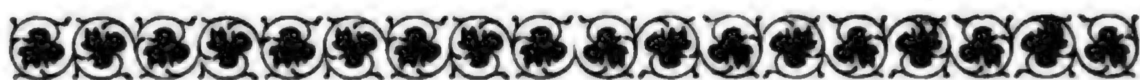
Seine Hände erfassen die Haare der Frau, sie aber in ihrer Todesnot wirft die Arme um seinen Hals und zwingt ihn hinunter . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Oben stand und stand der Alte und wartete. Als es Abend wurde, und wieder Abend, trat er hinaus, und blickte in den Schlund, aus dem der Donner schwächer heraufklang.

Und er breitete wie segnend die Hände aus . . .





Detlev von Liliencron

Eine Sommerschlacht



Eine Sommerschlacht

Ziehe mich nicht ohne Grund; wenn du mich aber herauszischen läßt, dann stecke mich nicht eher wieder in die Scheide, bis ich Blut getrunken habe.
Alter Klingenspruch

Am Kamin, den Becher in der Hand, läßt sichs gut erzählen. Mein Freund plauderte:

Wenn ich in meiner Kinderzeit auf Jahrmärkten in Rundgemäldehallen geführt wurde, in denen Gefechtsansichten, in Brand geschossene Städte, brennende Brücken, ganze Schlachten abgebildet waren, konnte ich vor springender Erregung nicht einschlafen. Die Eindrücke hafteten so stark in mir, daß ich alles andere darüber vergaß. Meine Eltern verhinderten aus diesem Grunde auf Jahre hinaus den Besuch solcher Schaustellungen.

Die Condottieri, der Räuberhauptmann, das Korsarenschiff, der Wildddieb, die Raubritter, der Strandlauerer, alles das hatte für meine glühende Knabenphantasie einen besonderen Reiz. Und wer weiß, was aus mir geworden wäre, hätte meine Mutter nicht unablässig abgelenkt und mich eingeführt in die Bücher der Geschichte. Die ebengenannten ehrenwerten Herren mußten Platz

machen, und Leonidas, Alexander, Cäsar, der große Kurfürst, Friedrich der Große, Blücher und wie sie heißen, traten an ihre Stelle. Ungezügelte Freude doch konnte ich nicht verhehlen, wenn ich von Dörnberg las, von Schill und Colomb. Ein Parteigänger zu werden, meinem Vaterlande, wenn es unter tausend Wunden stöhnen würde wie ein gebunden Tier, durch kühne Wagnisse Stützen zu geben, der Wunsch hat mich nie verlassen.

Ich wurde natürlich Soldat; und bin es leidenschaftlich bis heute. Besonders hat mir das Zigeunerleben in den Kriegen gefallen. Und ich wüßte auch nicht einen Tag, ja, nicht einen einzigen Tag, wenn wir im Felde standen, daß ich mich zurückgesehnt hätte zu Frieden und Ruh. Der alte Knabenjubel an den Thaten der Condottieri und Landsknechtführer war doch nicht ganz in mir verhallt.

Aber du wolltest von meiner Feuertaufe hören:

Ich war eben Offizier geworden. Wir lagen gegen Ende Juni 1866 in der schönen Provinz Schlesien seit etwa vierzehn Tagen auf einem Schlosse, das einem alten Edelfräulein gehörte. Mit vaterlandsliebendem Herzen trug sie die große Last der Einquartierung; mit gleicher Sorgfalt wachte sie, daß wir siebenundzwanzig Offiziere es so gut wie denkbar hatten, als auch, daß es jedem Füsilier, jedem Dragoner an dem nimmer fehlen möchte, was ihnen nach anstrengendem Dienste das Leben auf ihrem Gute angenehm machen könnte. Sie war persönlich unermüdlich.

Eines Tages beim Mittagessen — die Regimentsmusik hatte eben im Garten den Hohenfriedeberger, den prächtigen Schlachtentzünder und Siegentflammer beendet — erhob sie sich und hielt folgenden Trinkspruch:

Meine Herren! — In jeder Minute erwarten wir den Krieg. Sie ziehen ihm entgegen. Den Segen Gottes flehe ich nicht auf Sie herab, denn der Herr verhüllt sein

Antlitz mit dem breiten Ärmel, oder wohl besser: Er kann des kleinlichen Menschengezänkes nicht achten. Und wenn auch; tausende in unserer Heimat, tausende des Feindes erbitten von ihm den Sieg. Wem denn soll Gott sich wenden? . .

(Eine kleine Pause entstand; ich bemerkte einen herben Zug an ihren Lippen. Wir Offiziere schauten ein wenig verwundert ins Glas, andere sahen sich stumm fragend an).

Aber Stahl und Eisen wünsch' ich in Ihre Arme gegossen. Möchten Sie Ihren Frauen und Kindern, möchten Sie allen denen, die Sie lieben, zurückkehren. Doch solls nicht sein, nun, meine Herrn, dann sterben Sie den beneidenswertesten Tod, den Tod fürs Vaterland. Ihnen allen voran zieht der König. Begeistert werden Sie nach der Schlacht ihn umringen und ihm die teueren, tapferen Hände küssen. Das Vaterland sieht auf Sie!

Es lebe der König! —

Sie stand wie eine Seherin. Dann hob sie das Sektglas und trank es aus mit einem Zuge. Lautlose Stille folgte, und schon wollten wir sie umdrängen, mit ihr anzustoßen; schon wollten wir, stehend, das alte, schöne Königs- und Vaterlandslied anstimmen, als eine der Flügelthüren aufgerissen wurde. Ein stark bestaubter Ulan trat ein, sah sich kurz im Kreise um und schritt dann lebhaft zum Divisionsgeneral. Vor ihm in strammer Haltung stehen bleibend, überreichte er mit der Rechten in schnellem Schwung ein großes, versiegeltes Schreiben: „Eurer Excellenz sofort eigenhändig abzugeben." Der General, nach leichter Verbeugung zu seiner Nachbarin, unserer alten Wirtin, erbrach es. Schweigen des Todes. Dann sah er aus der Zuschrift auf und sagte: „Meine Herren, der Krieg ist erklärt."

Und wieder geschahs, daß nicht sofort bei uns Offizieren der Jubel ausbrechen konnte. Die Nachricht, stündlich erwartet, war doch zu überwältigend.

Nur ein junger Dragonerlieutenant, der vielleicht

sein Champagnerglas etwas zu häufig hatte den Weg machen lassen zwischen Tisch und Zunge, rief laut: „Na, denn man druff wie Blücher!“ Ein strenger Blick seines Regimentskommandeurs traf ihn; dann wandte dieser seine Augen ein wenig ängstlich auf den General. Doch die Excellenz nahm das Wort lustig auf, und wiederholte: „Ja, meine Herren, denn man druff wie Blücher!“

In hoher Erregung schlugen unsere Soldatenherzen.

Auf dem Hofe traf ich gleich darauf den alten Sergeanten Cziczan von meiner Kompagnie. „Nun, wissen Sie schon, der Krieg ist erklärt.“ Zu Befell, Herr Leitnant, ich freue mir.“

Dem alten Sergeanten Cziczan war ich sehr gewogen. Hatten jemals die altpreußische Treue, das altpreußische: „Über alles geht die Pflicht“ eine Verkörperung in einem Menschen gefunden, so wars bei Cziczan. Mit zwei gewaltigen, oberen Vorderzähnen — die anderen Beißer und Zermalmer fehlten ihm wohl schon — gezeichnet, machte sein Gesicht den ewigen Eindruck, als hätte er die Schwindsucht im höchsten Grade. Aber es gab keinen gesunderen, zäheren Mann als ihn.

Ich eilte zu meinen Leuten. Beim Eintritt in die Scheune blickte ich zurück. Mein alter Sergeant las eifrig im „kleinen Waldersee“,*) den er in jeder Lebenslage mit sich führte. Und jedenfalls ruhte sein Auge in diesem Augenblick auf der Stelle:

Im Gefecht erprobt sich erst der echte Soldat; im Kugelregen und vor der Spitze feindlicher Bajonette muß es sich zeigen, ob er die erste und unentbehrlichste Eigenschaft des Kriegers, Mut und Unerschrockenheit, besitzt.

Schon nach einer Stunde waren wir auf dem Marsch an die Grenze. Es wollte zuerst keine rechte „Stimmung“ aufkommen. Zu gewaltig in uns allen drängte sich der Gedanke: Wir sind im Kriege. Aber

*) Ein vorzügliches Instruktionsbuch für die Unteroffiziere und Mannschaften.

dann, als der volle Mond unseren Helmen und Gewehren seinen beruhigenden Glanz lieh, als wir auf den Bergen die Fanale brennen sahen, begann bald hier, bald dort ein leises Gespräch mit dem Nebenmann; bald hier, bald da, wie aus Träumen, wollte der Gesang anheben. Und endlich tönte eines der schwermütigen, wie mit finsterer Stirn gesungenen Lieder meiner Westfalen. Und dann, nun dann wechselten die alten, lieben, lustigen Soldatengesänge.

Vor der Kompagnie ritt schweigend unser Hauptmann. Alle, wir Offiziere nicht zum wenigsten, waren ihm schwärmerisch zugethan. Es gab kein schöneres Soldatengesicht. Wie ihm der dicke, lange Schnurrbart vom Winde an die gebräunten Backen geweht wurde; wie klug sein Auge schaute. Er sprach nicht viel; ein gleichmäßiger, darf ich sagen stillheiterer Ernst verließ ihn nie. Von der nackten Wirklichkeit des Seins tief durchdrungen, fand er seine Ruhe, sein Glück in strengster Pflichterfüllung, in rastlosem Sorgen für das Wohl seiner Mitmenschen und im besonderen seiner Kompagnie.

Und munter, nach dem ersten Rendezvous, marschierten wir in die Nacht hinein. Der Schritt kam uns heute schneller vor. War es das gute Fieber im Soldaten, vom Höchstkommandierenden bis zum Tambour, an den Feind zu kommen?

Ich unterhielt mich mit Cziczan. Wir schlossen die Kompagnie. Er wie ich sahen heut zum erstenmal tausende von Leuchtkäferchen in den Gebüschen. Zu all dem Nachtglanz wollten diese Tierchen nicht zurückbleiben.

Plötzlich wurde Halt befohlen. Die Kompagnien marschierten auf. Wachen und Posten wurden ausgestellt. Feldwachen und Patrouillen gingen ins Vorland. Das Bataillon biwakierte. Holz und Stroh kam nicht heran. Wir lagen, von unseren Mänteln zugedeckt, in einem Walde. Es war warm. Einmal erwachte ich: Ich sah, wie mein Hauptmann, an einen Baum gelehnt, in den Mond schaute. Seine Augen blickten schwermütig und traurig. Nie hatte ich ihn so

gesehen. Bald sanken meine Lider wieder, um sich gegen Mitternacht noch einmal zu öffnen. Ich bemerkte, daß einer die Gewehrpyramiden umging. Der Posten schien es nicht zu sein. Es war Cziczan, der, den kleinen Waldersee in der Hand, leise fluchend, stille Wut im Gesicht, einige nicht ganz scharf ausgerichtete Gewehre ordnete. Zuweilen fiel der Mondschein auf die beiden blanken Vorderzähne. Bald schlief ich wieder fest.

Früh am anderen Morgen waren wir schon wieder unterwegs. Es wurde unerträglich heiß. Cziczan lief wie ein Schäferhund an den Seiten der Kompagnie, bald hier, bald dort. Unaufhörlich klang seine heisere, bellende, zischende Stimme: aufmunternd, scheltend, gute Worte, böse Worte gebend, wie's kam. Und heiß und heißer ward es. Der Durst, dieser furchtbarste Feind des Soldaten, quälte uns. Wir sahen wie Schornsteinfeger aus. Durch die dicke Staubkruste auf unseren Gesichtern bahnte sich der Schweiß Furchen und Rinnen; dann tröpfelte er auf Schultern, Brust und Nacken. Die Kragen waren schon durchnäßt. Gewehr und Tornister drückten schwer. Gesang und Gespräch waren längst verstummt. Jeder blickte nur mit starren Augen auf die Fersen seines Vordermannes.

Einmal marschierten wir wie durch die Wüste Sahara, so viel Sand ringsum. Da rief plötzlich durch die Stille ein Berliner, der in meiner Kompagnie diente: „Mir soll doch ejentlich verlangen, wenn det erste Kameel uns bejejnen thut.“ Alles lachte, um gleich wieder leise ächzend fort zu mahlen.

Da blitzt ein Dorf entgegen. Kurzes Rendezvous. Einige Leute werden vorgeschickt, die Bauern mit Wasser an die Thüren zu stellen. Dann kommen wir nach. Im langsamen Vorwärtsziehn trinkt rechts und links die Kompagnie. Greise, Kinder, Männer, Weiber: alles steht mit Töpfen, Geschirren, Schüsseln, Eimern vor den Häusern. Wie sehr ist in uns Menschen der Selbsterhaltungstrieb rege. Das hab' ich beim befriedigt

werdenden Durst oft beobachtet. Jeder stürzt sich auf das nächste Wasser, reißt die Tasse, das Glas, den Kübel an sich. An den Lippen läuft, wie bei saufendem Vieh, wenn sie den Kopf aus dem Zuber heben, das Wasser hinab, auf Hals und Brust. Die Augen liegen stier, gierig, tierisch auf der kleinen Welle. Das Gesicht ist verzerrt.

Ah, wie hatte uns das wohlgethan.

Und wieder ging es weiter. Adjutanten und Ordonnanzen flogen bisweilen bei uns vorbei nach vorn, oder kamen uns entgegen. Eine trabende Batterie überholte uns. Die Geschützrohre gaben jenen eigentümlichen, schütternden Klang. Ein kurzer Wechselgruß der Offiziere und schon ist sie vor uns. Die Sektionen, die sich an den einen Wegrand gedrängt hatten während des Vorüberfahrens, ziehen sich wieder mehr auseinander. Die Pfeifen sind in Gang. Der säuerliche Geruch des Tabaks begleitet uns.

Endlich bogen wir in einen langen Hohlweg ein. Rechts und links drohen steile Felswände.

Es überkam mich ein etwas unheimliches Gefühl: Wenn wir hier plötzlich von oben beschossen würden? „Was würden Sie thun, Cziczan, wenn von allen Seiten Schüsse auf uns fielen?" Der Sergeant will nach seinem Waldersee greifen, aber, wie beschämt, besinnt er sich eine Sekunde, läßt die Hand ruhen, und antwortet: „Rechts und links um, in der Höhe, vorwärts, in der Höhe. Kuraschi, Leute, Kuraschi!" Bravo! Cziczan, das wäre allerdings das einzig Richtige. Aber wir würden kaum hinaufkommen.

Nachdem wir über eine halbe Stunde, immer im Paß, weitergezogen sind, sehen wir am Ausgange den kommandirenden General halten mit seinem Stabe. Er läßt Bataillon auf Bataillon, Batterie auf Batterie, Schwadron auf Schwadron an sich vorbeiziehen. Seine eisernen Augen bohren sich uns in die Eingeweide. Zuweilen macht sein Charakterkopf kurze, blitzartige Wendungen wie ein Vogelköpfchen. Streng und hart ist sein

Gesicht. Ihm und dem neben ihm haltenden Chef des Stabes mochten die Herzen doch froher pochen: Fast das ganze Armeekorps hatte den Paß durchzogen. Wir waren dem Feinde zuvorgekommen.

Nachdem ich, ich muß es gestehn: etwas scheu dem Kommandierenden vorüber bin, denk' ich: der hält fest, der läßt nicht los. Cziczan, die beiden Vorderzähne in die Unterlippe gedrückt, ist stramm mit Augen rechts an der Excellenz weitergerückt. „Der forcht sich nit, der spuckt dem Feinde auf den Hut," fiel mirs ein, als ich dem braven Sergeanten, der denn doch nachher auch eine kleine Erleichterung verspürte, auf das Beißgesicht blickte.

Gegen Abend machen wir Halt auf einer Bergkuppe. Die Aussicht ist herrlich. Und vor uns deutlich — liegt Böhmen.

Und nun ein emsig Biwakleben. Stroh und Holz sind noch nicht eingetroffen; es lag in der Unmöglichkeit, uns so rasch folgen zu können. Wir müssen uns wieder mit den Mänteln begnügen. Ich wurde mit einer Abteilung abgesandt, Baumstämmchen und Äste aus dem nächsten Gehölz zu holen. Bald sind wir wieder zurück. Die Feuer knistern, brennen. Die Mannschaften bretzeln und kochen. Der Vollmond geht auf, die Sterne funkeln: Eine köstliche Biwaknacht! Wir sitzen um die flammenden Holzstöße; ab und zu weht uns der Rauch in die Nase. Glühwein wird getrunken.

Wir Offiziere vom Bataillon treffen viel zusammen. Das Gespräch handelt nur von Morgen: Eine Schlacht steht sicher in Aussicht. Und nun! Da jagt ein Adjutant heran, hier steigt einer zu Pferde; da kommt unser Brigadegeneral im Schritt geritten. Die Hünengestalt hält ab und zu bei den Feuern. Er läßt einige Offiziere zu sich bitten. Er erzählt uns, was er verraten darf. Unabläßig gehen starke Patrouillen ins Vorland, an die Grenze, über die Grenze. Cziczan liest eifrig, nachdem er über eine Stunde stillwütig wieder die Gewehrpyramiden in haarscharfe Richtung gebracht hat, im

Waldersee: Es ist der Abschnitt über den Dienst in Lagern.

O du lustig Biwak! Mit deinem Brenzelgeruch, mit deinem Gesumm. Dorther klingt ferner Postenruf, hier wiehert ein Pferd; bald rauscht irgendwo ein leise gehaltener Zornausbruch eines Hauptmanns, der seine Unteroffiziere um sich versammelt hat. Dazwischen: Rufen einzelner Namen, „dritte Korporalschaft antreten“, „sind die Wasserholer schon da“; ein Gesang in der Ferne, plötzlich ein lautes Gelächter, hinter dem Rasenstück, wo man den Kopf zum Ruhen legte: ein unendlich langes, leise geführtes Gespräch zweier Freunde aus demselben Dorf, und stiller ... stiller wird es, nur noch zuweilen ein Fluch, wenn ein Mann an den Beinen vom Feuer gezogen wird, der Posten stehn, Patrouille gehn soll .. Schnarchen .. Klirren und Zischen eines umstürzenden und ausfließenden Feldkessels. Und stiller .. still ...

Ich konnte nicht schlafen. Bald lag ich in den Furchen eines Kartoffelfeldes, bald über ihnen; keine Lage gefiel. Der Tau sank stark herab; mich fror.

Ich erhob mich, wickelte mich fest in meinen Paletot und ging ans nächste Feuer. Im Kreise lagen die schnarchenden Mannschaften. Dicht am verglimmenden Holz, ab und zu ein frisches Scheit hineinwerfend, daß die Funken zum Himmel stoben, stand mein alter Sergeant Cziczan. Ich beobachtete ihn. Die rechte Hand, um sich zu wärmen, dem Feuer entgegenhaltend, hielt er in der Linken den Waldersee. Er las vor sich hin:

Unter Schleichpatrouillen versteht man diejenigen Patrouillen, welche von den Feldwachen auf weitere Entfernungen, d. h. bis auf etwa $^1/_8$ Meile, gegen den Feind vorgeschickt werden, um einen etwaigen Anmarsch desselben so früh als möglich zu entdecken, überhaupt aber, um Nachrichten über dessen Stellungen und Bewegungen einzuziehen ...

„Cziczan,“ unterbrach ich ihn. „„Zu Befell, Herr Leitnant.““ Er hatte meine Stimme sofort erkannt.

„Wir werden morgen ins Feuer kommen.“ „„Zu Befell, Herr Leitnant.““ „Ich bin froh, daß ich Sie in meinem Zuge habe.“ „„Zu Befell, Herr Leitnant.““ Ich trat zu ihm. „Haben Sie daran gedacht, daß wir fallen können?“ „„Zu Befell, Herr Leitnant, nein.““ „Nun, das ist gut, wir Soldaten haben auch darüber nicht viel nachzudenken.“ „„Zu Befell, Herr Leitnant!““

Da fiel ein Schuß, in nicht zu weiter Entfernung; der erste! Gleich darauf knatterten mehrere. Cziczans Augen leuchteten wie die Lichter eines Luchses, und stark durch die Nase gezogen klang ein lautes: Ha! Die ganze Kompagnie kannte dieses Nasenha, das von ihm ausgestoßen wurde, wenn er stark erregt war.

Im Biwak entstand Bewegung wie in einem gestörten Ameisenhaufen. „An die Gewehre!“ . . . Ein Füsilier von einer Patrouille nahte in raschem Schritte, atemlos: „Wo ist der Herr Major? . . . wo ist . . .“ „Hier“ rief ihm schon die tiefe Stimme des Bataillonskommandeurs entgegen.

Der Mann brachte uns die erste Kriegsmeldung.

Noch einmal wurden die Gewehre zusammengesetzt; es sollte, wenn noch angänglich, der Kaffee gebraut werden. Erst wuschen wir uns in den Kochgeschirren, dann tranken wir aus denselben Behältern den stark mit Strohhalmen und Gras gemischten Mokka. Und er schmeckte uns nach der kalten Nacht vortrefflich.

Der Morgen war völlig angebrochen. Viele Füsiliere lagen noch an den alten Kochstellen und schrieben einige Worte an ihre Lieben daheim. Mancher zum letztenmal.

Dann hieß es: An die Gewehre! und „Aus der Mitte in Reihen“ gings auf die Landstraße. Rechts und links des Weges lagen gelöschte Wachtfeuer, öde und unbehaglich. Wir marschierten ohne Gesang.

Um sieben Uhr überschritten wir mit donnerndem Hurrah die Grenze. Wir waren in Feindesland. Hart hinter ihr lag ein erschossener Österreicher. Er war bis an die Haare mit seinem Mantel bedeckt.

Es war der erste Tote.

Dann durchzogen wir ein böhmisches Städtchen und machten ein kurzes Rendezvous im Korn. Ein eigentümlich Gefühl, in das reifende Weizenfeld zu treten. Aber kein Platz war sonst zu finden. Und jede Schonung hat aufgehört. Den Teufel auch, jetzt gilts. Du oder ich; mit äußerster Anspannung aller Kräfte. Das Friedensland mit seinen Satzungen und Gesetzen dämmert irgendwo weit, weit hinter uns.

Und wieder vorwärts! Die Sonne brannte wie in Innerafrika. Ein sengend heißer Tag stand uns bevor.

Kaum waren wir drei bis vier Minuten im Marsch, als die Riesengestalt des Brigadegenerals auf seinem gelben flandrischen Hengste uns entgegenraste. Sein Adjutant konnte kaum folgen. Von fern schon schrie er: „Links um machen, die Österreicher sind da!“ Und kurz vorm Bataillon brachte er mit mächtigem Ruck, sich tief im Sattel zurückbiegend, sein Pferd zum Stehen, um es augenblicklich wieder herumzureißen, und, dem Gaul die Zinken einsetzend, in die Richtung gegen den Feind uns voran zu sprengen. Noch seh' ich die fliegenden Quasten seiner Schärpe.

„Links um!“ und wir stiegen in „Kolonne nach der Mitte“ die Anhöhe hinan. Der Schützenzug schwärmte aus. Schneidig ging er vor. Der Hauptmann ritt selbst mit. Ich führte das Soutien. Wir Offiziere zogen die Säbel (ich mit einem gewissen theatralischen Schwung) und ließen sie im gleißenden Sonnenlichte ihre Freude haben. Bald kam der Hauptmann zu uns zurück. Nichts war zu hören, nichts zu sehen.

Da . . . bssssssst — **bum!** die erste Granate.

Sie flog weit über unsere Köpfe fort. Aber wir alle, ohne Ausnahme, hatten eine tiefe Verbeugung gemacht. Selbst der Hauptmann schien einen Augenblick die Mähne seines Pferdes mit den Lippen berühren zu wollen. Die zweite Granate flog über uns weg. Die Verbeugung war schon weniger tief.

Der Hauptmann, zurückblickend, die Faust mit dem Säbel auf die Kruppe seines Pferdes setzend, sah uns lächelnd an. Aus seinen Augen strömte eine solche Ruhe, daß wir wie auf dem Exerzierplatz vorgingen.

Nun knall'en die ersten Gewehrschüsse. Bald hatten wir ein Wäldchen erreicht. Wir breiteten uns hier am andern Rande hinter den Bäumen aus. Tak, tak, tak, sagte es, tak, tak, tak—tak—taktak—taktaktaktak—taktak—tak—taktaktak .... Wie in einem großen Telegraphen-Büreau hörte sichs an. Es waren die feindlichen Kugeln, die mit diesem Geräusch in die Stämme schlugen, hinter denen wir standen. Wir konnten nichts vom Feinde sehen.

Zum Kuckuck, wo kommen die Schüsse her? Ah so, ja, ja! Von der Kirchhofsmauer uns gegenüber.

Da trifft die erste Kugel. Dicht neben mir sinkt einer meiner Füsiliere, mitten durch die Brust geschossen. Ich sehs vor mir: das Gewehr entfällt ihm, sein Mund öffnet sich weit, es ist wie ein krächzender Ton, die Augen werden ganz groß, dann bricht er, mit den Händen greifend, zusammen.

Und nun blieb mir wirklich nicht viel Zeit mehr, mich mit Toten und Verwundeten zu beschäftigen. Der Hauptmann rief mich, und wir sahen von einer dicken Buche aus mit unseren Krimmstechern ins Gefecht. Das glänzte! Das blitzte, das funkelte! Ein weißes Regiment neben dem andern, vor und hinter einander, zog auf uns zu. Deutlich hörten wir, da, dort, rechts, links, fern, nah die Regimentsmusiken. Alle spielten den Radetzkimarsch.

Wir standen in der äußersten Avantgarde.

„Hier bleiben wir!" sagte der Hauptmann zu mir. „Zu Befehl, Herr Hauptmann," antwortete ich ein wenig hastig. Er legt mir lächelnd die Hand auf die Schulter.

Plötzlich, in ausgreifendem Schritt, kommen zwei Pferde auf uns zu, zwischen uns und der Kirchhofsmauer. Der Brigadegeneral, mit einem Schuß durch den Unterleib, liegt in den Armen seines Adjutanten.

Die feindlichen Jäger schießen wie toll auf die beiden. Aber sie kommen in unserem Wäldchen an. Der General, bewußtlos, wird weiter rückwärts getragen. Der kühne, schöne General. Vor einer Viertelstunde noch ein blendender Achill, strotzend vor Mut und Kampfslust! und nun ein Häufchen Elend.

Der Feind kommt! Alle Wetter! Wir stehen ja ganz allein. Schon über eine Stunde halten wir das Wäldchen. Der Hauptmann geht mit einem Hornisten nach rechts, um sich die Lage anzusehen. Ich übernehme für den Augenblick das Kommando. Just krabbelts und kribbelts an der uns gegenüberliegenden Mauer hinunter, und rechts und links von dieser brechen dicke Kolonnen auf uns ein. Ich ziehe im Laufschritt das Soutien an den Waldrand. Dann schrei' ich mit der Fistel:

„Rechts und links marschiert auf! Marsch! Marsch!“ Dann, langgezogen: „Schnellfeuer!“

Und die Hölle thut sich bei uns auf. Mit wundervollem Mut, mit prächtigem Vorwärts, weit die Offiziere voran, und wenn sie fallen, springen andere vor, so dringt's her gegen uns. Aber der Feind kann nichts machen gegen unser Blitzfeuer. Er muß zurück. Verwundete schwanken auf uns zu.

Da kommt der Hauptmann wieder. Er drückt mir die Hand. Und ein Funkelfeuer wirft sein Auge in mein Herz. Ich weiß, was er will: „Auf!“ schreit er, und vorwärts, glühend er voran, mit Marsch, Marsch auf den Feind. Wir sind an der Mauer. Hinauf! Hinab! Mann gegen Mann. Ein langer österreichischer Jäger hebt mich am Kragen hoch und will mich wie einen Hasen abfangen. Aber „Ha!“ faucht es neben mir durch die Nase, und Cziczan „flutscht“ ihm das aufgepflanzte Seitengewehr durch die Rippen. Einen Augenblick schau' ich mich um: Der alte Sergeant steht neben mir. „Ha!“ schnaubt er durch die Nase. Seine Augen rollen. Er ist der einzige, der auch in

diesem Augenblick nicht einen Knopf, nicht den Kragen geöffnet hat.

Und Stoß auf Stoß und Schlag auf Schlag. Ein feindlicher Offizier zielt zwei Schritt von mir auf mich mit seinem Revolver. Ich springe mit dem Degenknauf auf ihn zu. Bums! lieg' ich. Aber es war nicht gefährlich. „Ha," hör' ich Cziczan, und der Offizier hat von ihm einen Schuß durch die Stirn. Ich bin schon wieder hoch. Meinen Hauptmann erblick' ich, von drei, vier Jägern angegriffen. Den einen würgt er, gegen den zweiten, der wütend mit dem Kolben auf ihn einschlägt, hält er den Säbel hoch. „Cziczan, Cziczan," ruf' ich heiser, „Cziczan, Cziczan! Der Hauptmann, der Hauptmann!" „Ha!" und wir springen wie wilde Katzen auf den Raub. Das war hohe Zeit.

Auf dem Kirchhof siehts greulich aus. Der Feind, immer wieder unterstützt, wehrt sich verzweifelt. Auch wir haben Hilfe erhalten. Nach wie vor ist der Kirchhof umstritten.

Aus der offenen Thür der Kapelle quillt ein dicker, schwarzer Qualm; er schlägt draußen nach oben zum Turm. Dieser steht in Flammen.

Grausig siehts drinnen aus. Es wird gekämpft hier bis zum äußersten, fast um jeden Stuhl. Ein österreichischer Infanterist hat im Todesschmerz die halb herabgeschleuderte Madonna umfaßt. Er ist längst tot. Über und über sind er und das Muttergottesbild in Blut gebadet. Cziczan ist es gelungen, auf die Kanzel zu klettern. Von hier aus giebt er sicher Schuß auf Schuß in den Knäuel. Vom Altar sind Decke und Gefäße heruntergerissen; sie rollen hin und her zwischen den Kämpfenden. Die Orgelpfeifen, der Erbarmer, die Fenster, alles ist durchlöchert von Kugeln. Vergebens suche ich in die brennende Kirche zu kommen; sie muß endlich unser werden. Da gelingts mir fast, aber schon bin ich im Strudel wieder draußen. Einer packt mich von hinten an der Schulter, eisern. Ich dreh' den

Kopf. Ein graubärtiger Stabsoffizier, mit blutunterlaufenen Augen, will mich herunterreißen. Ich nehme alle Kraft zusammen, zerre mich los und drück' ihn auf ein kleines, schiefes Kreuz. Er macht ein Gesicht wie eine scheußliche Maske ... Schindeln fliegen vom Dach. Und im Pulverdampf, im Dunst, im Qualm ist nichts, nichts mehr zu sehen.

Einer meiner Rekruten vom vorigen Winter ist immer neben mir geblieben. Jetzt seh' ich ihn noch ... wo ... wo ... alles Rauch, Flammen, Schaum, Wut ... Da hör' ich durch all den Lärm seine gellende Stimme: Herr Lieutnant, Herr Lieutnant! ... Wo ... wo bist du ... Mehrkens, Mehrkens, wo bist du ... Einer umklammert meine linke Hand, fest, schraubenartig. Ich beuge mich zu ihm. Es ist mein kleiner Rekrut, der mich hält. Ein Schuß von der Seite hat ihm beide Augen weggenommen. Aber schon lösen sich seine Hände. Die Finger lassen ab, werden starr, bleiben gekrümmt ... und er sinkt in den Blutsee.

Der Kirchhof ist unser! Hurrah! Hurrah!

Den Hauptmann treff' ich auf der Mauer. Fast die ganze linke Seite seines Rockes fehlt. Das Hemd steht vorn auf. Seine breite Brust keucht in langen Zügen. Ich springe zu ihm hinauf. Sich mit der Rechten auf den Säbel stützend, ergreift er meine Hände mit der Linken. So stehen wir eine Minute, hoch auf der Mauer, schweigend. Und vor uns dampft es, und um uns, und überall. Funken, von der Kirche her, umtanzen uns wie goldene Mücken. Mein linker Fuß ruht auf dem Nacken eines beim Übersteigen der Mauer erschossenen und hängengebliebenen Jägers. Und so stehen wir ... schweigend ... eine Minute ... und Sieg und Sonne glüht auf unsern Gesichtern.

„Noch kein Feierabend," sagt er stilllächelnd, und mit Vorwärts! Vorwärts! springt er hinab; ich mit ihm. Czicsan folgt; und alles hinterher, was noch Arme und Beine hat.

Und wieder weiter. Die Gewehrläufe sind zum Zerspringen heiß. Der Tambour schlägt unausgesetzt plum—bum plum—bum plum—bum, immer nach dem zusammenfallenden ersten Schlag der nachfolgende einzelne. Ich geh' mit dem Hauptmann vor der Kompagnie. Plötzlich sehen wir im Feld einen Ziehbrunnen. Hin! Hin! Er ist umkränzt von Toten und Verwundeten; längst ist der Eimer verschwunden. Alles umzingelt ihn im Augenblick. Da schlägt (du Biest) eine Granate mitten in meine Leute. Sie reißt die halbe Einfassung mit; und einige kollern mit den Steinen in die Tiefe. Elf, zwölf Füsiliere hat sie erschlagen, die Eingeweide herausgehaspelt, Arme, Beine, Köpfe, große Fleischstücke hat sie sich geharkt.

Der Hauptmann läßt Avancieren blasen, und ruft: Nicht umsehen, nicht umsehen! Der Tambour schlägt wieder: Plum-bum plum-bum plum-blum.

Vorwärts! Vorwärts!

Was ist das? Der Hauptmann steht. Den Säbel hält er steilhoch. „Formiert das Karree! Marsch! Marsch!" Und wir sind schon im Knäuel um ihn herum.

Zwei feindliche Kürassierregimenter hatten uns wahrscheinlich schon lange vom Versteck aus beschielt.

Schon setzen sie mit schmetternden Fanfaren an — da kommen die rettenden Engel.

Der erste rettende Engel (— der auch als tüchtiger Reitergeneral geschielt hatte; mag es vielleicht der Künste schwerste sein, große Reitermassen im Gefecht richtig zu führen —) war ein kleiner, dicker, preußischer General, der wie ein Gummiball heranprescht; sein Säbel, den er wie eine Schleuder über sich schwingt, blitzt, sein gut gefärbtes rotes Wrangelbärtchen leuchtet wie zwei spitze Flämmchen. Ihm hinterher — die beiden nächsten Engel — in weiter Entfernung voneinander in derselben Linie: ein Dragoner- und ein Ulanenoberst. Beide, mit breiter Auslage nach vorn, liegen auf den Hälsen ihrer Gäule. Und nun viele hundert Engel: Eine

Kavalleriebrigade, zusammengekeilt, wie der Donnerwind. Ratatata!

Der kleine, dicke preußische General haut sich schon mit dem feindlichen herum. Dann gabs einen Krach (— zwei Lokomotiven in voller Fahrt brechen nicht so ineinander —), und dann wars, als wenn sich tausend Ringel einer ungeheuern Schlange im Kreise drehn. Bald aber verhüllte der Staub alles . . .

He . . . he . . . ja, was denn . . . was ist das . . . Mein Gott, ja . . . Ein einzelner feindlicher Kürassier rast auf uns ein. Sein Geschrei ist Gebrüll . . . Es ist der Antichrist . . . fünfzig, dreißig, zehn Schritt . . . bei uns . . . Kein Gewehr gegen ihn von uns hebt sich. Wir sind im Bann . . . Jetzt . . . jetzt . . . Die Nüstern seines Rappen sprühen Feuer . . . Jetzt . . . und er haut mit einem Hieb, als holt er aus den Sternen aus, zur Erde . . . Er hat einen Füsilier in der Mitte des ersten Gliedes getroffen; er hat ihm den Helm, den Kopf, den Hals bis auf den Wirbel gespalten . . . Nun erst erwachen wir . . . Cziczan ist der erste . . . Zwanzig, dreißig Läufe heben sich, und Roß und Reiter stürzen wie ein schlecht geratener Pudding in sich zusammen . . .

Einige sprangen auf und schnallten dem tapferen Reiter den Pallasch los. An der Innenseite der Koppel steht: Kürassier Teufel, 1. Eskadron, Regiment Graf S.

Die feindlichen Kürassiere sind geschlagen. Es hinkt und humpelt von der Reiterwahlstatt zu uns her. Wir gehen ihnen entgegen, unterstützen sie, nehmen sie auf. Ah, sieh da, auch mein Freund Karl, der schmucke Ulanenoffizier . . .

In der Garnison wird er von uns Kameraden Lieutenant Schneiderschreck genannt, weil er es fertig gebracht haben soll, einen nicht gut sitzenden Rock achtzehnmal nach Berlin zurückzusenden, bis er saß. Er hat einundzwanzig Bürsten, Bürstchen und Bürstelchen, und liebt es sehr, sie an seinem Lockenkopf in Bewegung zu setzen . . . Da kommt er nun her, etwas kläglich.

Ulanka und Hosen sind durchaus in Fetzen; die Czapka ist gleich zum Teufel gegangen. Er hat (— ein Reitergefecht ist nicht so gefährlich wie es aussieht —) nur flache Hiebe erhalten ... Ich geh' ihm entgegen. Er blinzelt mich an. „Ein verfluchter Schweinhund hat mir mein Lorgnon von der Nase in den Dreck geworfen," ist sein erstes Wort. „Aber du hast doch deine Nase selbst noch." Wir lachen; aber, weiß es Gott, es ist keine Zeit zum Lachen.

Ich liebe den guten Jungen sehr. Trotz seiner einundzwanzig Bürsten, Bürstchen und Bürstelchen hat er ein Goldherz; und frisch und klar sprudelt ihm Wort und That, und ohne Falsch.

Rechts auf seinen Säbel gestützt, links von einem Ulanen geführt, nähert sich uns vom Attackenfeld der Rittmeister Graf Glashand (heute: Graf Stahlfaust). Er ist schon ernstlicher zugerichtet als mein Freund Karl. Unausstehlich unangenehm ist er mir von jeher gewesen. Er gehört zu den sogenannten „Hochkirchlichen". Ohne je eine innere Bewegung zu fühlen, ohne Verständnis und Herz für alles Leben, ist sein Urteil über seine Mitmenschen hart und streng und kalt. In seiner Haartracht und dessen Bearbeitung ist er ein Quäker im Gegensatze zu meinem Freund Karl. Ich glaube, er stellt seinen Generalsuperintendenten höher als seinen kleinen, dicken Brigadegeneral, der, mit verbundenem Nacken, auf einer Protze, die von einem Beutepferd gezogen wird (— ein Schlachtfeld sieht schon nach einer Stunde wie ein buntest verstreuter Weihnachtstisch aus —), uns entgegenfährt. Ich eile stürmisch vor, um den mir bekannten und von mir hochverehrten General zu begrüßen.

„Herr General erlauben mir meinen und unser aller Dank aussprechen zu dürfen für die wundervolle Rettungsattacke."

„Äh, was," antwortet der Gummiball, der aber in diesem Augenblick recht fest auf dem Protzkasten klebt, „äh, was," und er dreht sich das eine Flämmchen seines

Wrangelbärtchens in die Höhe, „heit hat jeder seine Schuldigkeit jethan . . . Diese unverschämten Limmel scheinen keinen preißschen Jeneral zu kennen . . . Hau' ich mich da, was das Zeig hält, herum mit dem feindlichen Jeneral, schlägt mir so'n Hundsfott von Kürassier in'n Nacken, daß mir der Helm wackelt. Ich schrei' den Kerl an: Kennt er denn keinen preißschen Jeneral . . . Aber der beigt sich zu mir . . ." Der kleine, dicke Herr wird plötzlich ohnmächtig. Rechts zu ihm setzt sich Graf Glashand, links mein Freund Karl; und so fährt der schneidige General, dem ich mein für ihn entzücktes Herz mitgebe, inmitten von Pharisäer und Weltkind, auf den Verbandplatz.

Gerade bringt ein Adjutant auf einem Husarenpferde, dessen Schabracke nach der einen Seite hinunterhängt, dem Hauptmann den Befehl, daß die Kompagnie halten, und, indem er auf eine Mulde zeigt, sich mit dem Regiment vereinigen soll — als eine letzte, weit herkommende matte Kugel dem alten Cziczan ins Herz schlägt; sie hat just noch soviel Kraft, daß sie ihn auf der Stelle tötet. Und Cziczan ist den Heldentod gestorben. Wir haben keine Zeit, ihn zu begraben. Morgen früh kommt er mit den übrigen (— schichtweise werden sie gelegt —) ins Massengrab. Ich schiebe ihm unter den Rock, auf das dunkelblaue Fleckchen, wo die Kugel eingedrungen ist, seinen Waldersee. Vorher hab' ich eine neben mir stehende Taglichtnelke gepflückt (die weiße Blume war allerliebst mit roten Bluttüpfeln gesprenkelt), und lege sie auf die Stelle:

Mit kühner Todesverachtung stürze der Soldat sich dem Feinde entgegen, und erreicht ihn eine feindliche Kugel, so falle er mit dem erhebenden Bewußtsein, daß es kein schöneres Ende für ihn giebt, als ein ruhmvoller Tod für König und Vaterland. —

Und Bataillon auf Bataillon, noch frisch, marschiert bei uns vorüber nach vorn; Verfolgungsbatterien rasseln in die Ferne. Wir aber ziehen uns der Mulde zu, um uns dort mit dem Regiment zu vereinigen.

Welch' ein Wiederseh'n. Welches Wiederfinden! Welches schmerzvolle Vermissen!

Die alten, heiligen Fahnen meines Regiments hat die Siegesgöttin geküßt. Aus ihren Lorbeerhainen hat sie uns Kränze gebracht. Den Verwundeten fächeln ihre Flügel Kühlung, den Gefallenen zeigt sie mit goldener Hand lächelnd Walhalla.

Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen,
Auf grüner Heid im freien Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.

Im engen Bett nur einr allein
Muß an den Todesreihen:
Hier findet er Gesellschaft fein,
Falln mit wie Kräuter im Maien.

Und die Nacht sinkt. Tod und Schlaf, die Brüder, sind bald nicht auseinander zu kennen; so ruhts auf dem Schlachtfelde.

Wir Offiziere sitzen um ein Feuer. Und einer nach dem andern von uns schließt auf der Stelle, wo er sitzt, liegt, die Augen. Mein treuer Bursche hat irgendwo eine Pferdedecke für mich erobert; er wickelt mich sorgfältig hinein wie ein Kind.

Noch hör' ich, wie mein in den Kreis tretender Hauptmann sagt: „Der König ist bei der Armee eingetroffen," und mein letztes Wort ist, ehe ich in festen, traumlosen Schlaf falle:

Der König! Der König!





John Henry Mackay

Hans, mein Freund



Hans, mein Freund

„Hinaus! — Nur hinaus! —" sagte er fast knirschend. Wir verließen die Litteraten-Gesellschaft und ihr Gespräch, so schmutzig und ungesund wie die Luft des lärmenden Café's.

Wir hatten uns dorthinein verirrt und suchten nun wieder die stille, saubere, heimliche Ecke unserer altmodischen Weinstube auf.

Er war „anders wie seine Bücher." Seine Bücher waren ernst, schwer und tief; aber er war lebendig, angeregt und scheinbar fast sorglos. Auch sprach er nie von seiner Arbeit.

Der Wein stand vor uns. Wir schlürften das erste Glas und sahen uns zufrieden an.

„Ich möchte eine Geschichte hören," sagte ich.

Er kannte solch' reizende kleine Geschichten, die er von den jungen Lebemännern von Piccadilly oder von den Studenten des Quartier latin oder in der Künstler-Bohème Münchens gehört, oder die er auch selbst erlebt hatte auf seinen ruhelosen Weltfahrten, reizende kleine

Geschichten, wie sie uns Maupassant hinterlassen, die er nie verwertete, außer daß er sie erzählte.

Er war ein guter Erzähler, freilich nur im kleinsten Kreise, und eine solche Geschichte wollte ich gerade jetzt.

„Ich möchte eine Geschichte,“ wiederholte ich faul, als er nicht antwortete.

Er sah mich an und lächelte plötzlich. Dann aber kam ein Ausdruck von Härte und Unmut in seine Augen, als er wiederholte:

„Sie möchten eine Geschichte hören? — Gut, ich will Ihnen eine erzählen.“

Wir schoben die Gläser von uns und lehnten uns zurück.

* *
*

„Ich war seit drei Jahren zum erstenmale wieder seit fast einem Jahrzehnt in Berlin. Ich hatte viel zu thun, mußte gleich beginnen und durfte daher nicht viel Zeit mit dem Suchen meiner Wohnung verlieren. Ich wählte mir die Lage — SW. — und mietete, nachdem ich mich von der Ruhe der Zimmer überzeugt.

Das Haus war die richtige Mietskaserne. Das Treppenhaus war trüb-dunkel, jeder Flur hatte rechts, links und geradezu eine oder zwei Eingangsthüren, welche mit Porzellanschildern, Briefkästen und Visitenkarten übersät waren; die Treppen waren nie leer und am Hausthor hatte man sich zu jeder Tages- und Abendzeit durch einen Haufen spielender Kinder durchzudrängen.

Nichtsdestoweniger — die Zimmer waren groß und sie paßten mir. Sie lagen im Hintergrunde eines nicht sehr langen, aber ziemlich dunklen Ganges, der abends von einem Lämpchen beleuchtet war. Ihre Ausgangsthüren führten in diesen Gang. Und sie waren, wie gesagt, so ruhig, wie ich sie wünschte. Die Vermieterin war mir gleich auf den ersten Blick hin höchst unangenehm: ein langes, dürres Weib mit einem bösen, fanatischen Blick, einer kalten, klanglosen Stimme, fast zu sauber in ihrer geschmacklosen Tracht. Eine religiöse

Fanatistin schlimmster Art, das war fast unverkennbar. Daß sie geizig war, sah ich an der Art, wie sie die erste Monatsrate einstrich.

Ich traf meine Anordnungen so, daß ich sie nie zu sehen brauchte und zog ein.

* * *

Ich sah das Weib fast nie. Ich wurde gut bedient, d. h. wenn ich mittags nach Hause kam, fand ich die Zimmer gemacht und des Morgens beim Betreten des Wohnzimmers mein Frühstück.

Ich war viel zu Hause; ich hatte, wie gesagt, viel zu thun. Die Wochen rannen hin, ungezählt wie die Tage.

Nie begegnete ich in dem Gange zu meinem Zimmer irgend jemanden. Die Thüren waren stets fest verschlossen und nie drang ein Ton hinter ihnen hervor. Ich glaubte nicht anders, als ich wohne völlig allein an diesem Gange mit meiner Wirtin. Übrigens dachte ich nicht weiter darüber nach, da ich nie belästigt wurde.

* * *

Eines Abends klopfte es leise an meine Thür. Ich saß am Schreibtisch und schrieb. „Herein —"

Eine schüchterne, helle Stimme sagte:

„Ein Telegramm —"

Als ich den Satz fertig geschrieben hatte lag die Depesche auf dem Tische an der Thür, aber es war niemand mehr im Zimmer.

Ein anderes Mal hatte ich einen Brief besorgen zu lassen und keine Zeit, selbst nach einem Dienstmann zu suchen. Ich ging, um meine Wirtin zu fragen, ob sie im Hause jemand wisse, der den Gang thun könne.

Ich klopfte an die Thür, hinter welcher ich ihr Wohnzimmer vermutete. Sie öffnete, offenbar sehr erstaunt. Dann rief sie ins Zimmer hinein, als sie hörte, um was es sich handelte:

„Hans, schnell —"

Ein kleiner Junge kam. Ich gab ihm den Brief

und ein Trinkgeld und prägte ihm die Adresse ein. Antwort war nicht nötig und die Sache damit erledigt.

Die Alte hatte dabei gestanden, ohne ein Wort zu sagen.

Ein paar Tage später hörte ich beim Durchschreiten des Ganges — ich kam zu einer ungewohnten Tagesstunde nach Haus — aus dem Zimmer meiner Wirtin heraus ein unterdrücktes Schluchzen und Wimmern.

Das wird mein kleiner Bote sein, dachte ich. Wie leicht Kinder doch weinen . . .

Als ich wieder ein paar Tage später von einem etwa zehnjährigen Jungen schüchtern gegrüßt wurde, ohne ihn weiter zu beachten, wurde ich wieder an ihn erinnert. Gesehen hatte ich ihn noch nicht; es war zu dunkel auf dem Gange gewesen.

* *
*

Zwei Wochen später war Ostern. Ich war nun schon acht Wochen in Berlin und hatte mehr zu thun, wie je. Ich gedachte die beiden Tage zu Haus zu bleiben und in ihrer festlichen Ruhe tüchtig zu arbeiten.

Das Haus war am Ostersonntag um die Mittagszeit bereits wie ausgestorben. —

Einmal hielt ich im Schreiben inne: eine alte, schleswig-holsteinische Sage fiel mir ein. . . .:

Es war im Winter und das Eis stand . . .

Das ganze Dorf ist draußen auf dem Eise, um ein Fest zu feiern. Nur ein altes, armes Mütterchen ist zurückgeblieben: krank in ihrem Bett. Aber von ihm aus sieht sie all' den Jubel auf dem Eise und den Trubel.

Aber sie sieht noch mehr, was die anderen nicht sehen: ein kleines, weißes Wölkchen am Horizonte, das Sturm verkündet und Untergang dem ganzen Dorfe. Und sie schleudert Feuer in das Stroh ihres Bettes . . . dann als eben die letzten, von dem brennenden Feuer angetrieben, den Strand erreichen, berstet die Decke . . .

Und über dieser alten, kleinen Geschichte verlor ich die Lust am Schreiben gänzlich.

Es war ein warmer Tag. Ich öffnete ein Fenster und die Lust erwachte in mir, auszugehen. Ein Gefühl des Unbehagens, vielleicht der einzige Mensch in diesem sonst von hunderten bevölkerten Haus zu sein, ergriff mich; und dieses Gefühl wurde unerträglich, als ich in das von Ofenwärme verdumpfte Zimmer zurücktrat.

Als ich den Gang durchschritt, sah ich, daß eine Thür zu den Zimmern meiner Wirtin offen stand und in diesem Zimmer saß an dem Tische in der Mitte ein Junge, still und traurig vor sich hinblickend.

Er stand auf, als er sah, daß ich näher kam.

„Wie," fragte ich erstaunt, „du bist heute zu Hause?"

„Ja," sagte er leise.

„Warum gehst du denn nicht hinaus und spielst, mein Junge?"

Er zögerte mit der Antwort.

„Ich darf nicht . ." sagte er leise und sehr verlegen.

„Warum nicht?"

„Großmutter hat es verboten."

„Ist deine Großmutter aus?"

„Ja."

„Und wann kommt sie wieder?"

„Um neun."

„Und bis dahin sollst du hier ganz allein sitzen?"

„Ich soll aufpassen, ob Sie nichts gebrauchen."

„Hat das deine Großmutter gesagt?" fragte ich wieder, denn das letztere war einfach ein Unsinn, da ich nie etwas verlangte.

„Ja."

„Ich gebrauche nichts, du kannst also ausgehen."

„Ich darf nicht," sagte er wieder leise, aber fest.

Ich sah den kleinen Kerl an, wie er so vor mir stand. Er sah blaß und kränklich aus, als wenn ihm frische Luft und gute Nahrung gleich fehlten, war mehr als ärmlich gekleidet trotz des Festtages und machte völlig den Eindruck eines vernachlässigten Kindes, das nie ein gutes Wort hört. Er sah ganz einfach verprügelt aus.

Das Zimmer war abscheulich in seiner geschmacklosen Öde, alles nüchtern, kahl, unfreundlich, unheimisch.

Das alles empörte mich. Welche Grausamkeit ein armes Kind aus irgend einem nichtigen Grunde an einem Tage, wo alles sich zu freuen bemühte, einzusperren!

„Du kannst ausgehen, ich brauche nichts,“ sagte ich.

Er blieb stehen.

„Du hast wohl keine Lust?“

Er sah auf.

„Ich darf nicht,“ antwortete er dann endlich.

Ich wurde ungeduldig.

„Aber ich will die Verantwortung übernehmen . . .“

Er wagte nicht, es war ganz klar.

Da fiel mir ein: langweilen würde ich mich doch heute mehr oder minder. Ich wollte ihn mitnehmen.

„Ich will dich mitnehmen, hörst du. Nimm deinen Hut und Überzieher und komm!“

Er war sehr verlegen und wäre in diesem Augenblick offenbar lieber hier geblieben. Aber seine Furcht vor meiner entschiedenen Stimme war nun doch wohl größer, als die Angst vor seiner Großmutter und so nahm er zögernd seinen Hut vom Nagel.

„Und deinen Überzieher?“

„Ich habe keinen.“ Er war sehr rot, als er es sagte

Ich ging in mein Zimmer und holte ein Plaid. Übrigens war es ein warmer Tag.

An der Straßenecke rief ich eine Droschke.

„Hopp, hinein. Wie heißt du denn eigentlich?“

„Hans,“ sagte er. Seinen Zunamen sagte er nicht.

„Fahren Sie uns die Müllerstraße hinauf an der Versuchs-Brauerei vorbei zum Plötzensee, zum Schützenhaus, Sie wissen ja —“

Dort waren wir am ehesten in frischer Luft und im Walde.

Hans hatte sich auf den Rückplatz gesetzt und die Hände zusammengelegt, als hätte er sich ergeben in ein unvermeidliches Schicksal.

Ich mußte lächeln, als ich ihn so dasitzen sah wie ein Häufchen Unglück und sah ihn mir zum erstenmale ordentlich an. Er trug ein geflicktes Röckchen, aus dessen verwachsenen Ärmeln seine Arme heraussahen, seine Handgelenke. Aber es war ein häßliches Kind im übrigen: seine Hautfarbe war gelb, die Stirn eckig, die Ohren abstehend und der ganze Kopf zu groß im Verhältnis zu dem kleinen, schwächlichen Körper. Schön waren nur seine Augen und der Mund, der von aristokratischer Feinheit war. Überhaupt, so ganz ohne Rasse war er nicht, aber alles zurückgeblieben, nicht zur Entwickelung gekommen, ich sagte es ja schon, offenbar ausgehungert und weggeprügelt.

„Also Hans heißt du. Und wie alt bist du?“

„Zwölf Jahre.“

Er sah aus wie neun.

Ich stellte dann noch einige Fragen und dann begann mich die Geschichte zu langweilen und während ich an anderes dachte, vergaß ich ihn fast. Als ich wieder aufsah, waren wir auf der öden Tegeler Chaussee und bogen gerade nach dem Plötzensee ein.

Hans hatte mäuschenstill dagesessen und ich begegnete seinem ernsten, aufmerksamen, auf mich gerichteten Blick. Jetzt sah ich, daß er viel älter war, wie seine Jahre, und wieder that er mir leid. Wir führten ein holpriges Gespräch bis zum Schützenhaus.

Dort — es war Konzert im Saale — ließ ich zunächst Kaffee und eine Riesenportion Kuchen auffahren, und dann noch eine, und endlich noch eine. Bei der dritten wurde er etwas ängstlich, aber ich bedeutete ihm, es müsse ja nicht heute sein und er packte sie sich ein. Ich hatte mir unterdessen die guten Leute um uns herum angesehen und vergeblich versucht, von der Musik recht wenig zu hören.

Als er fertig war, gingen wir an den See.

Aber zuerst machten wir alle Buden durch: wir warfen mit Bällen nach scheußlichen Fratzen, würfelten

dreimal für zehn Pfennige, und gewannen irgend etwas Gräßliches, hielten an der Elektrisiermaschine, aber nicht bis 1000, so daß wir — Gott sei es noch heute gedankt! — keine Cigarren bekamen und endlich setzte ich ihn aufs Karussell, und ließ ihn fahren, so lange er wollte.

Der See lag still und freundlich da, der kleine, schöne See mit dem häßlichen Namen. Wir umschritten ihn und gingen dann zwischen den Schießständen und den endlosen Kirchhöfen zurück.

Hans tapfte hinter mir her durch den gelben Sand und sagte nichts mehr, da er nicht mehr gefragt wurde.

Als wir die Pferdebahn erreicht hatten, saßen wir noch eine halbe Stunde bei einem Glase Bier und dann fuhren wir heim. Wenn seine Großmutter erst um neun Uhr kam, so kam er noch lange zur rechten Zeit.

Auf dem Wege hatte der Junge zwar nicht seine Schüchternheit, aber doch seine Angst verloren. Jetzt kam diese wieder sichtbar hervor. Aber als ich ihn fragte, ob ich ihn hinauf bringen solle, schüttelte er sehr energisch den Kopf.

Ich gab ihm die Hand und ließ ihn laufen. Mit einem leisen „Danke auch schön!“ schlich er sich weg. Es hatte ein echter Ton in den paar Worten gelegen, so daß ich den für mich etwas langweiligen Nachmittag nicht mehr bereuen konnte.

* *
*

Als ich am folgenden Tage der Alten auf dem Flur begegnete, redete ich sie an:

„Ich habe mir erlaubt Ihren Enkel gestern Nachmittag etwas an die freie Luft zu nehmen.“

Sie antwortete nicht, aber sie sah mich an mit einem bösen und gehässigen Blick.

Es war die Kriegserklärung.

Drei Tage später schlich Hans auf der Treppe an mir vorbei. Ich hielt ihn fest.

„Nun, es ist wohl alles gut abgelaufen?“ sagte ich.

Er antwortete ebenfalls nicht, sondern sah scheu zu Boden.

„Weshalb hältst du deine Hände auf dem Rücken?“

Er ließ sie fallen. Ich hob sie auf und sah, daß sie mit blutigem Striemen bedeckt waren.

„Was ist das?“

Er antwortete wieder nicht.

„Du kommst jetzt mit auf mein Zimmer,“ sagte ich.

Dort nahm ich seine Hände in die meinen und fragte ihn, daß er antworten mußte.

„So schlägt sie dich? — Womit?“

„Mit einem Lineal . . .“ stammelte er.

„Warum?“

„Weil ich Sonntag ausgegangen bin.“

„Schlägt sie dich oft?“ — Ich mußte diese Frage wiederholen. Er sah nieder, schwieg und bewegte lautlos die Lippen.

„Wie oft?“ — drang ich ihn.

„Alle Tage“ — glaubte ich zu verstehen.

Jetzt wußte ich genug. Ich ließ seine Hände los, die armen kleinen, mageren, feuchten Hände mit den schlechtgepflegten Nägeln, den fleischlosen Knöcheln, den Narben, den blutigen Stellen . . .

Ich schob ihn hinaus.

Als ich vom Essen kam, ging ich direkt von meinem Zimmer auf das meiner Wirtin zu, klopfte stark und trat sofort ein.

Sie saß am Tisch, der Junge ihr gegenüber, totenblaß, mit einer blutigen Strieme an der Stirn, zitternd und aus weitaufgerissenen, angstvollen Augen auf seine Peinigerin starrend.

Beide sprangen auf, als sie mich so unverhofft sahen. Die Alte war nicht erschrocken, nur maßlos erstaunt. Ich hatte den letzten Rest von Geduld verloren.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen,“ sagte ich, „schicken Sie Ihren Enkel hinaus.“ — Sie sah erst mich,

dann ihn an, machte eine heroische Bewegung nach der Thür und das Kind schlich sich hinaus.

Wir saßen nun beide in Positur und ich kann Ihnen sagen, ich bebte vor Wut. Es folgte eine lange und widerwärtige Auseinandersetzung, die ganz zwecklos war und aus der mir nun der Grund ihres Hasses gegen ihr Enkelkind klar wurde: es war ein uneheliches, es war der „Schandfleck der Familie", ihrer „ehrbaren, anständigen Familie", welche immer in „den Wegen Gottes gewandelt" sei u. s. w.

Ich redete ihr zu, ich drohte, wurde heftig und hatte dabei immer halb und halb das Gefühl, mich um eine Sache zu kümmern, die mich eigentlich nichts anging. Das wußte das Scheusal und so kamen wir zu keinem Zweck.

Sie gebrauchte die Bibelsprüche haufenweise.

Endlich ergriff ich das letzte und einzige Mittel. Ich legte ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch und erklärte mich bereit, ihr diese Summe allmonatlich zahlen zu wollen, wenn sie dieselbe zum Besten ihres Enkels verwenden und mir vor allem „auf ihr Gewissen" versprechen wolle, das Kind nicht mehr körperlich zu züchtigen.

Nun kämpfte ihr Geiz mit ihrer viehischen Grausamkeit. Ihre Augen verschlangen das Goldstück, aber als ich ungeduldig wurde, noch einmal drohte, andere Wege einschlagen zu wollen und das Geld zurücknehmen wollte, wurde sie weinerlich, und ich hatte gesiegt.

„Ja — ja — gewiß . . ."

Ich ging hinaus, angeekelt, wie selten in meinem Leben.

* * *

Von nun an paßte ich aber auf.

Nach einigen Tagen fing ich Hans ab und nahm ihn eindringlich ins Verhör: nein, er war wirklich nicht mehr geschlagen worden.

Es war kälter, empfindlich kalt geworden.

Einmal sah ich ihn traurig in der eisigen Stube bei seinen Büchern sitzen. Die Alte war aus. Ich nahm den Halberstarrten mit auf mein Zimmer und erlaubte ihm da zu bleiben, wenn er ganz still sein wolle.

Ich setzte ihn in einen der großen Lehnstühle am Tisch, in welchem er fast ganz versank, und arbeitete, ihm den Rücken zukehrend, weiter. Als ich mich nach einer Stunde umsah — ich hatte ihn längst vergessen — sah ich ihn regungslos dasitzen, so still, daß er kaum zu atmen wagte.

Seitdem kam er öfter. Erst mußte ich ihn holen, dann machte er freien Gebrauch von seinem passepartout. So leise kam er, daß ich ihn selten hörte. Dann kroch er auf seinen Stuhl und nahm sich ein Buch vor.

Er störte mich nicht. Ich hörte nichts von ihm, als zuweilen seine leisen regelmäßigen Atemzüge und hier und da in einer Pause meiner Arbeit das unendlich behutsame Umschlagen einer Seite in leisem Knistern.

Er war vollkommen verschüchtert, der arme Kerl, und es dauerte lange Zeit, ehe er dazu zu bringen war, auf alle Fragen zu antworten. Von sich aus hat er selbst mir nie etwas erzählt. Aber ich brachte doch aus ihm heraus, was ich wissen wollte.

Es war nicht viel: eine kleine, alltägliche, traurige Kindheitsgeschichte.

Die Mutter, eine Näherin, hatte ihn eines Tages geboren. Er war aufgewachsen, wie die meisten armen Berliner Kinder: halb auf dem Hofe und der Straße, und halb in der einzigen Stube seiner Mutter.

Aber er hatte doch in dem ersten Jahrzehnt seines Lebens deren Liebe nicht ganz entbehrt.

Mit sechs Jahren war er in die Volksschule geschickt und mit zehn Jahren war seine Mutter gestorben: die beiden großen Ereignisse seines Lebens.

Dann hatte ihn die Großmutter zu sich genommen und seit diesem Tage war jede Freude, auch die kleinste, aus seinem Leben verbannt. Er sprach nie von den Züchtigungen, die er erlitten, aber ich merkte aus allem, wie grausam sie gewesen sein mußten.

Er wurde nach und nach etwas lebhafter. Von Heiterkeit und Frische konnte aber keine Rede sein.

* * *

Eines Abends zeigte er mit sehr wichtiger Miene, was ihm seine Mutter hinterlassen. Es war ein Brief und eine Photographie. Sie hatte ihm beides, als sie starb, und das letzte Mal allein mit ihm war, in die Hand gedrückt und ihn ermahnt, es niemand zu zeigen, auch nicht der Großmutter. Den Brief solle er öffnen, wenn er groß genug sei, um ihn zu verstehen.

Der Brief, den sie einige Wochen vor ihrem Tode geschrieben hatte, wie der Poststempel zeigte, war an den Träger eines bekannten adligen Namens im Tiergartenviertel gerichtet und trug den Vermerk: „Absender verreist", was wohl ebenso gut hätte lauten können: Annahme verweigert. Die Adresse war geschrieben mit ungeübter Hand.

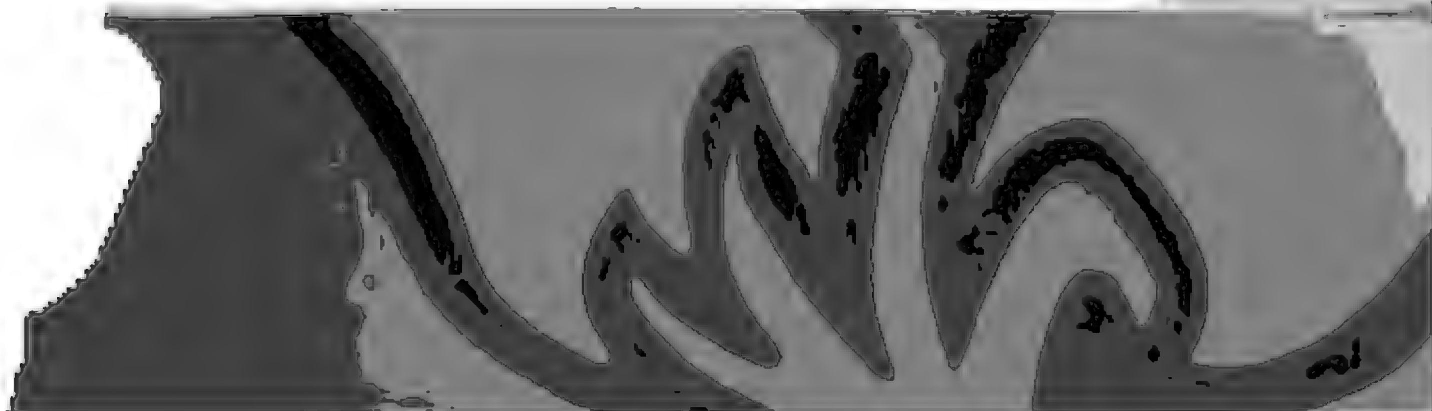
Die Photographie war hervorgegangen aus einem der ersten Berliner Ateliers und offenbar vorzüglich. Ich verglich des Kindes traurige, gespannte, unruhige Züge mit des Vaters stolzem, hartem, forschem, fast grausamem Gesicht: ich fand keine andere Ähnlichkeit, als in der feinen Form der Nase und einem gewissen herben Zug in den Mundwinkeln, die bei dem einen Überhebung, bei dem anderen vertrauenslose Verschlossenheit gegraben. Das Bild war offenbar unzählige Male zur Hand genommen. Ich gab es ihm wieder mit dem Brief, diesem letzten Schrei eines verzweifelten Herzens, welches nutzlos seinen letzten Stolz zum Opfer gebracht für das, was es liebte, und nicht anders retten konnte.

„Das mußt du sehr gut aufheben, Hans," sagte ich, „und deiner Großmutter niemals zeigen."

Er nickte überzeugt.

* * *

Einige Wochen später fiel mir das Bild wieder ein. Im Opernhaus, während einer Festvorstellung stieg im Zwischenakt ein höherer Offizier, nicht mehr ganz jung, von auffallend hohem Wuchs, an mir vorbei die Treppe herunter. Ich fragte nach den Namen. Es war so,



wie ich gedacht. Ich erzählte natürlich Hans nicht, daß ich seinen Vater gesehen, aber ich dachte mir mancherlei.

Der Vater hatte ihm doch verdammt wenig mitgegeben für den Kampf ums Dasein, dem armen, kleinen Kerl . . .

* * *

Sie wissen, was für ein leidenschaftlicher Bewunderer Dorés ich bin, heute mehr wie je, wo jeder Esel über diesen gigantischen Künstler seine kalte Nase zu rümpfen wagt. Ich besitze die sämtlichen Werke, die dieser große Geist in der Zeichnung wiedergegeben, und es machte mir ein ungetheiltes Vergnügen, wenn Hans auf meine Frage, welche Bücher er heute besehen wolle, immer wieder antwortete: „die großen".

Seltsam — manches Mal habe ich mit dem unwissenden Kinde über diesen wahrhaft großen Büchern gesessen und wir sind Hand in Hand dieser enormen Phantasie mit Dante in die Hölle und mit Milton ins Paradies gefolgt! . . .

Doch im allgemeinen hatte ich wenig Zeit für Hans übrig und ließ ihn allein sitzen, während ich schrieb. Einmal, während ich innehielt, sah ich wieder seine Augen mir zugekehrt.

„Was mögtest du werden, Hans?" fragte ich.

Da sagte er mit einem reizenden Ausdruck der Freude, daß ich erraten, an was er dachte: „Ein Dichter!"

Ein Dichter! — Ich glaube fast, daß er einer geworden wäre, wenn nicht —

* * *

Ja, wenn nicht! . . . Lassen Sie mich kurz sein.

Die Tage gingen wieder wie im Fluge hin. Er war von einer rührenden Dankbarkeit gegen mich, die sich oft in echt kindlicher Weise zeigte.

Er war mir wirklich lieb geworden.

Da erhielt ich eine Nachricht, welche mich zwang, Berlin fast sofort zu verlassen.

„Hans," sagte ich, „ich muß fort —"

„Nein," antwortete er mir, aber sein Blick suchte zu ergründen, ob ich scherze oder nicht. Dann ging er hinaus und kam an diesem Tage nicht mehr.

Ich kündigte sofort.

Als ich der Alten die Miete zum letztenmal einhändigte, sprach ich noch einmal mit ihr über ihren Enkel. Ich bat sie dringend, das Kind besser zu behandeln. Das Frauenzimmer hörte mir schweigend zu, aber hinter ihren kalten Augen, mit denen sie mich ansah, schien ein Plan zu liegen, ein unumstößlicher . . .

Geld gab ich ihr nicht mehr. Sie hatte es stets dafür genommen, daß sie ihn nicht mehr schlug; weder hatte sie ihn besser genährt noch gekleidet und an weitere Ausgaben für ihn dachte sie überhaupt nicht.

Ich gab es ihm selbst, ich drückte es ihm in die Hand, als ich wegging. Die Alte war nicht zu sehen.

Hans war in den letzten Tagen oft bei mir und höchstens stiller geworden. Aber als ich ihm jetzt Adieu sagte — mein Wagen wartete und die Sachen waren schon heruntergetragen — und ihn zu mir emporhob, die kleine, federleichte, schmächtige Gestalt — da erschrak ich selbst über den Ausdruck seines Gesichtes. Seine Augen waren weitgeöffnet und sahen mit namenloser Angst in die meinen, mit einer so namenlosen, flehenden, verzweifelnden Angst, daß ich beunruhigt sagte:

„Aber, Hans, sei doch ein Mann! — Wir sehen uns ja wieder, ich bleibe ja nicht für immer fort —"

Einen Augenblick fühlte ich seine eiskalte Wange an der meinen, dann ließ ich ihn niedergleiten und schrieb noch in Eile eine ständige Adresse auf. Er nahm den Zettel teilnahmlos.

In der Mitte des Zimmers stand er, leichenblaß und wie gebrochen, und sah mir nach, thränenlos, wie immer, auch in dieser Minute noch. So sehe ich ihn noch.

* * *

Ein Jahr später war ich wieder in Berlin. Ich hatte mir fest vorgenommen, bei der ersten Gelegenheit Hans zu besuchen. Aber Sie wissen ja, wie es mit solchen Vorsätzen geht: ich wohnte in einem völlig anderen Stadtteil und Woche auf Woche, Monat auf Monat verging, ohne daß ich mein Versprechen eingelöst.

Da liegt eines Morgens unter meinen Briefen einer, der von Berlin nach der Stadt, wo ich den Rest des letzten Jahres verbracht hatte, und von dort hierher zurückgesandt war und dessen Adresse mit einer großen, steilen Schülerhand geschrieben war. Mitten unter all' den andern Briefen lag er da, als habe er sich nur verirrt. Aber er war an mich.

Er war von Hans.

Ich kann Ihnen nur eins sagen: daß nichts, nichts im Leben mich heftiger erschüttert hat, wie dieser kleine Brief dieses armen Jungen. Er schrieb mir etwa so: er müsse mir doch schreiben, denn er glaube, daß er nicht mehr lange leben könne; er werde immer geschlagen, jeden Tag, seit ich fort sei; ich sei so gut zu ihm gewesen, ob ich denn nicht bald wiederkäme, er würde sich so sehr freuen, mich noch einmal zu sehen . . . Unterschrieben hatte er: Ihr lieber Hans.

Der Brief war in jener eckigen, großen Kinderhandschrift geschrieben und gewiß in großer Aufregung und Angst, denn einzelne Worte waren durch Thränen verwischt. — So hatte er nun doch Weinen gelernt.

Es hatte fast acht Tage gedauert, bis mich der Brief erreichte. Lassen Sie mich enden. . . . Ich warf alles hin und setzte mich in eine Droschke. Nach einer halben Stunde stand ich vor der Thür, welche ich so oft durchschritten, und klingelte heftig.

Ich hörte den schlürfenden Tritt, den ich kannte. Unverändert bis auf die Schuhsohle stand das Weib vor mir. Es war maßlos erstaunt.

„Guten Tag", sagte ich, und hörte, wie rauh meine Stimme klang. „Ich wollte mich nach Hans erkundigen".

Die Frau antwortete und rührte sich nicht, aber ein unglaublich gemeines Lächeln überflog ihr Gesicht.

„Wo ist er?“ fragte ich fast drohend. Und da sie wieder nicht antwortete, trat ich vor und zwang sie zurückzutreten. Sie zog sich zögernd nach der Küche zurück. „Er ist d.“, sagte sie dann, als sie merkte, daß ich Ernst machte, und zeigte nach der Thür. Nie hat ein hohnvollerer Triumph in wenigeren Worten gelegen.

Ich trat in das Zimmer. Es war leer. Aber die Thür zu dem Nebenzimmer stand offen und hier — in einem elenden zerrissenen Bett — auf dem Rücken lag Hans. — — Er war tot.

Ich eilte auf das Bett zu. Ich ergriff seine Hände — sie fielen schlaff herab; ich hob das Kinn in die Höhe — es sank nieder. — — Er war tot.

Ich setzte mich auf den Rand des Bettes.

Ich sah ihn lange an.

Sein Auge war fest geschlossen. Ein müder, gequälter Ausdruck — derselbe, den er im Leben nie verloren — lag, nur viel stärker, auf dem kleinen Gesicht.

Plötzlich sprang ich auf. Ich hatte etwas gesehen — was war das?

Auf der Stirn eine Wunde, an der Schulter, welche nackt durch das zerrissene Hemd sah, eine Wunde, ich zog die dünne Decke von der Brust und schob das Hemd beiseite: Wunde bei Wunde, Strieme an Strieme, Narbe neben Narbe! — — Ich glaube, ich schrie auf vor Grauen.

Sie hatte ihn totgeprügelt!

Das Entsetzen überlief mich in eisigen Schauern. Und wie ich wieder in das Gesicht des Kindes sah, schien es mir, als öffneten sich diese braunen, klaren, unschuldigen Augen und sprächen zu mir: Und du bist ihr Mitschuldiger, denn du hast es geduldet! — du konntest mich retten, und du hast es nicht gethan! — —

Ich zog die Decke um seine blutigen Schultern, schob das Haar aus der Stirn, nahm wieder die kalten Hände

in die meinen und saß lange auf dem Rande des Bettes: bedrückt von Gefühlen, bitterer wie die Reue. . . . .

Endlich besann ich mich.

Ich ging auf den Flur, bleich vor Wut. Ein häßliches, gemeines Gesicht streckte sich zu der Thür des hintersten Zimmers heraus — ich stürzte förmlich auf sie zu.

„Mörderin!" — schrie ich. — „Verruchte Mörderin!"

Ich glaube, ich hätte sie erwürgt.

Mit einem gellenden Schrei hatte das Weib — noch ehe ich es erreicht — die Thür zugeschlagen und verschlossen.

Ich hieb gegen die Thür mit der Faust, ich weiß nicht wie lange. Sie öffnete nicht.

„Du wirst schon öffnen!" knirschte ich.

Dann ging ich zurück zu dem toten Kinde. Es war mir unmöglich, es noch einmal anzusehen. Ich eilte fort.

Ich fuhr zu einem alten Freunde, einem Rechtsanwalt. Er hörte mich sehr geduldig an.

Aber dann: „Beweise . . . Beweise!" — Und? dann der Zweck? — Es war ja nun doch einmal geschehen. . .

Und so war es auch.

* * *

Sie wissen, wie wenig mir daran liegt, was mit unsern Kadavern nach unserem Tode geschieht. Wenn wir uns am meisten und endlich zu Tode gequält haben, beheulen wir uns am lautesten und jämmerlichsten.

Ich ging nicht einmal mehr hin. Ich that garnichts. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, Mackay, wie sehr und in wie vielen Stunden ich gelitten habe unter dem Gedanken: Du hättest ihn retten können, und du hast es nicht gethan! . . . Aber so sind wir: zu allem haben wir Zeit, was innerhalb der Gleise unseres Lebens liegt. Sollen wir aber nur einmal — unangetrieben durch irgendwelche Notwendigkeit — handeln aus freien Stücken, so versagen wir, so versagen wir elend! . . . Feiglinge, die wir alle sind im Dienste des Lebens . . ."

Er schwieg. Wir schwiegen beide.

Dann griffen wir nach unsern Gläsern, aber der Wein schmeckte herb und bitter.

„Warum schreiben Sie sich die Geschichte nicht vom Herzen?“ — fragte ich nach altem Rezept.

Er schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte er.

„Ich möchte sie schreiben“ — fuhr ich fort.

„Ja,“ sagte er gleichgültig.

„Ich würde sie nennen: „„Hans, mein Freund““ . . .

„Hans, mein Freund!“ hörte ich ihn bitter lachend wiederholen. „Ja, er war mein Freund, aber ich war nicht der seine. Armer Hans! — Was suchtest du dir keinen besseren . . . Armer Hans! . . .“

Und jetzt — in diesem Augenblick — erkannte ich während eines jahrelangen Verkehrs in ihm den Dichter, der die „Lieder der Trauer“ geschrieben und der jene intime, schmerzliche, fast erhabene Dichtung sang, welche die Esel der Kritik verdammt und ein nicht nur undankbares, sondern auch albernes Publikum nicht gelesen hat, weil sie in Versen gedichtet war.





Willy Pastor

Der Tod des Judas



Der Tod des Judas

Es ist Nacht.

Auf dem Richtplatz ist es endlich stille geworden. Als es dunkelte, verzog sich allmählich die Menge. Die Soldaten zuerst, nach und nach die Masse der Neugierigen, schließlich auch die Jünger, zuletzt Maria.

Die Leiche hat man vom Kreuz heruntergenommen. Eine der Frauen hat ein weißes Tuch über den Körper gebreitet — den Mantel haben die Soldaten mitgenommen — dann hat man sich nicht weiter um den Toten gekümmert. Morgen wird er begraben, die Nacht über kann er noch im Freien liegen. Der Soldat, den man zur Wache zurückließ, hat sich heimlich fortgestohlen. Zwei volle Stunden dauert es bis zur Ablösung. Die Zeit kann man sich besser vertreiben. — —

Schwere, finstere Wolken verdecken den Himmel. Nicht einen Meter weit vermag das Auge die Dinge zu unterscheiden. Wie eine Hand legt sich diese Dunkelheit vor die Augen. Und dabei ist es so still, so grabesstill, daß man deutlich das mühsame keuchende Atmen des Menschen vernimmt, der wohl noch seine zwanzig Schritt von der Richtstätte entfernt auf dem Bauche liegt.

Das ist Judas.

Er hat einen furchtbaren Tag hinter sich. An der Richtstatt zu erscheinen, vor seinen Herrn zu treten, das hatte er nicht wagen dürfen. Für ihn hatte der große Verzeiher keine Verzeihung. „Verräter" hatte er ihn genannt. Verräter — und war es seine Schuld?

Heute nicht vor ihn hintreten zu dürfen, in dieser letzten Stunde, wo die Geliebten sich um ihn scharten, um seinen Segen zu empfangen, heute abseits zu schleichen und den Berg zu umkreisen wie ein Nachtfalter das Licht — wie entsetzlich hatte das seine Seele zermartert!

Aber eine Hoffnung hatte er doch immer noch gehabt. Gewiß, wenn die Gefahr am höchsten, würde der Heiland seine Macht zeigen. Das Reich Gottes würde erfüllt, und mit einem Schlag wären die Ungerechten alle vernichtet. Wie gerne wollte auch er dann zu Grunde gehen! Als Ungerechter, als Verdammter, einerlei — wenn der geliebte Meister nur gerettet war.

Aber die Rettung war nicht gekommen. Er war gestorben, und die Menge, die das Kreuz umstanden, hatte das Gottesgericht nicht gesehen. Als wäre nichts Besonderes geschehen, so gleichgiltig war dieser Menschenstrom, der Jesus nach der Richtstatt getragen und sich dort zum See gestaut hatte, allmählich wieder zurückgeflutet, der Stadt zu.

Dann war es dunkel geworden, und nun endlich wagte Judas sich vor. Schnell erst. Langsamer, als er höher kam. Nicht des steilen Berges wegen: aber er traute sich immer weniger, je näher er sich vortastete. Schließlich sank er auf die Erde nieder, um zögernd, wie ein Hund, der die Peitsche fürchtet, auf allen Vieren heranzukriechen.

Leichenblaß starrte das Gesicht hervor, aus der Fülle des dunklen Haupt- und Barthaares. Die Lippen blutlos, wie vor Kälte bebend, die tiefliegenden Augen unstät flackernd, wie die eines Irren: so kroch er näher.

Das kochende Blut klang ihm in den Ohren. Er

glaubte Töne zu hören. Keine klaren Worte, auch keine bestimmte Weise. Etwas Allgemeines, ganz Allgemeines — ach und so furchtbar Trostloses.

Er starrte in die Nacht. Das Dunkel schien sich vor seinem Blick zu teilen. Aber was dahinter lag, war wieder Nacht. Immer tiefer drang sein Blick vor — und immer wieder fand er nichts als Nacht, finstere schwere Nacht, die wie ein Gewicht auf seinen Schädel drückte.

Jetzt war er nahe genug, um das Leichentuch zu sehen, unbestimmt, wie ein flirrendes Irrlicht. Sein Herz ging schneller, er zitterte an allen Gliedern.

„Jesus — —" eine Stimme ohne Klang, rauh, aber doch unendlich zärtlich zugleich und bittend. Er wand sich noch näher. Dann hielt er wieder still. Die Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten, die Zähne klapperten, mit den Fingern kratzte er sich in den Boden ein.

„Jesus —" wiederholte er. Die Stimme wurde nachdrücklicher, aber sie zitterte vor Erregung. In den Mienen sprach die Angst des jungen Tieres, das sich hilflos zur erschossenen Mutter schleicht.

Da drang aus der Tiefe der Dunkelheit hinter ihm ein unbestimmtes Geräusch an sein Ohr. Er horchte auf.

Ein schwerer Wind wälzte sich durch die Nacht. Mühsam schob er die Wolkenmassen vor sich her. Als er an die Richtstatt kam, blies er wie zum Spiel das Tuch vom Leichnam weg. Dann zog er auf der anderen Seite weiter, in die Nacht hinein. Aus immer größerer Ferne hörte man das Schwirren und Pfeifen der Peitschenhiebe, mit denen er die Wolken vor sich hertrieb.

Es war wieder still.

Jetzt kroch Judas an die Leiche heran.

„Jesus!" klagte er in wildem Aufschrei, als er mit den eigenen Augen die Schatten der Wundmale sah. Der Krampf, der seine Seele gepackt hatte, löste sich, und in unbändigem Schmerz warf er sich über den

Körper hin. Sein brennendes Gesicht preßte er fest gegen die kalte Brust des Toten, mit der Linken wühlte er in dem vom Blut klebrigen Haar, während die Rechte sich tief in das Fleisch des Oberarmes einkrallte. Halten wollte er seinen Meister, festhalten, und zerreißen wollte er den, der ihn hinwegzubringen suchte.

Das war also das Ende! Und er an allem Schuld! Ihn hatte er gemordet! Ihn, den er so unsäglich liebte, dem er alles verdankte, der ihn erst zum Menschen gemacht hatte!

Ein Mensch — das war er vorher nicht gewesen. Der Zöllner, dieser unbarmherzige Blutaussauger, das seelen- und willenlose Werkzeug der fremden Tyrannenmacht, das war ein Wesen, das man nur wie ein Tier treten und verachten konnte. Verachtung, grenzenlose Verachtung, war alles, was man für ihn übrig hatte. So oft ließ man es ihn spüren, daß er es selbst sich schließlich einredete, er sei ein minderwertiges Geschöpf, ein Wesen niederer Art, das sich freuen könne, wenn ein wirklicher Mensch mit einem Fußtritt seiner gedächte.

Da war Er gekommen, der große Einsiedler von Nazareth. Noch kannte er ihn nicht. Mürrisch ging er der kleinen Gruppe des Herrn und seiner Jünger entgegen, als sie an jenem heißen Sommertag die staubige Landstraße herkamen. Er mußte seine Pflicht erfüllen und machte sich schon auf die gehässigen Worte gefaßt, mit denen man ihn begrüßen würde.

Aber was war das? Der bleiche Fremde mit den gedankentiefen Augen und den ernsten Zügen bat ihn um einen Trunk Wasser? In seinem Hause wollte er rasten? Und in welchem Ton er zu ihm sprach! Behandelte er ihn nicht wie einen Menschen? Ja, wie einen edlen Menschen? Wie angewurzelt stand Judas da. Der Fremde mußte sich wohl geirrt haben.

Aber der Fremde hatte sich nicht geirrt. Und als der Zöllner das merkte, da fiel er ihm an die Brust und bat schluchzend, ihm folgen zu dürfen.

Nur einen Wunsch hatte er seitdem gekannt: dem Meister und seinen Aposteln sich nützlich zu erweisen.

Er war der letzte unter den Jüngern. Alle anderen waren schon länger dem Meister gefolgt. Sie waren tief in die Lehren eingedrungen, die für Judas noch etwas Fremdes waren. Wie höhere Wesen erschienen ihm so auch die Apostel. Er glaubte nicht, je das werden zu können, was sie waren.

Aber gleichwohl: sie sollten sich nicht getäuscht haben, als sie ihn wie einen der Ihrigen aufnahmen. Einen Punkt gab es, in dem er besser Bescheid wußte, als sie alle: das war der Geldpunkt. Als Zöllner hatte er Gewandtheit in allen praktischen Fragen erlangt. Die Apostel aber hatten als Schüler des Meisters das letzte Verständnis für solche Dinge verloren. Hier konnte er also helfen. Und das wollte er! Wie eine nimmermüde Hausmutter wollte er für sie sorgen. Wie ein Sklave, wie ein Tier wollte er jede Beleidigung und Rohheit dulden, nur um sie nicht darben zu lassen.

An Erniedrigungen von außen her sollte es nicht fehlen. Er nahm alles ruhig hin. Aber auch die Auserwählten selbst verstanden den Sinn seines Treibens nicht. Sogar Jesus fand immer seltener Worte des Lobes für seinen letzten Jünger.

Auch das machte ihn nicht irre. Er wußte, daß er gut mit seinen Bemühungen that, und setzte sie fort.

Bis zur krankhaften Leidenschaft steigerte sich so sein ehrlicher Eifer. Alles betrachtete er nur noch danach, ob es ergiebig sei oder nicht. Im Ernst verwies es ihm der Meister damals, als er jenem Weibe wehren wollte, das kostspielige Öl zur Salbung zu verwenden. Der Nazarener sah nichts an ihm, als eine unverbesserliche Habsucht, und eine wachsende Entfremdung drängte sich zwischen ihn und den alten Zöllner Judas.

In dieser Zeit war es, daß die Pharisäer Jesus nachstellten. Sie kannten die Schwäche des Judas und

boten ihm Geld, wenn er Zeit und Ort angäbe. Entrüstet wies er sie zurück.

Als er aber allein war, kam ihm ein Gedanke. Wie wäre es, wenn er das Geld nähme und eine falsche Angabe machte? — Er schüttelte den Gedanken sogleich wieder ab. Was würde Jesus dazu sagen! — Aber der Gedanke kam wieder. Jesus hatte für die praktischen Dinge ja überhaupt keinen Sinn. Es war ja gewiß nicht ganz ehrlich, wenn er es thäte. Aber that er es nicht für Jesus? Werde seine Handlung nicht gut allein dadurch?

Er begann die Möglichkeiten zu erwägen. Erst spielend, mit dem steten Gedanken, nur in der Phantasie so zu handeln. Aber immer greifbarere Formen nahmen diese Phantasiegebilde an. Und je faßbarer sie wurden, um so mehr beruhigte er sein Gewissen.

„Jesus“, so sagte er sich, „wohnt in dem Landhaus an der Ostseite des Ölbergs. Nach Sonnenuntergang geht er aus der Stadt dorthin. Hat er sich in der Stadt ungewöhnlich lange aufgehalten, so geht er gleich nach Haus. Ist es aber noch nicht zu spät, noch nicht Nacht, so geht er erst in den Garten dort in der Nähe und bleibt da eine Zeit allein. Passah steht vor der Thür. Am Passahtag wird er bestimmt durch das Passahmahl lange in der Stadt aufgehalten. Von einem Gang in den Garten ist dann keine Rede mehr. Wenn ich also —“

Judas hatte seinen Plan gefaßt. —

Die Pharisäer sahen ihm scharf ins Auge, als er ihnen hoch und heilig versicherte, am Abend des Passahtages sei Jesus im Garten von Gethsemane zu treffen. Aber er hielt den Blick aus, und so gaben sie ihm das Geld. Allerdings verlangten sie, er selbst müsse die Soldaten, die zur Verhaftung befohlen würden, führen.

Er ging auf die Bedingung ein. Zwar, sie war unangenehm. Man würde ihm vielleicht sogar das Geld wieder abnehmen. Aber das konnte er ja zeitig in

Sicherheit bringen. Dann könnten sie ihn höchstens noch schimpfen und prügeln. —

Das unstäte Licht einiger Fackeln beleuchtete den kleinen Zug von Bewaffneten, der spät am Abend des Passahtags auf Gethsemane zuging. Judas hatte die Führung. Es war ihm sonderbar zu Mut. Was würde die schwertrasselnde Bande da hinter ihm thun, wenn sie sich nun betrogen sähe? Aber dann dachte er wieder daran, wie notwendig grade jetzt das Geld ihrer Kasse gewesen, und er freute sich, daß ihm der Streich so gut geglückt war. Fast heiter führte er seine Leute zu der Stelle, wo Jesus sonst zu finden war. Schon wollte er seine Entschuldigungsrede beginnen und warf nur noch einen gleichgiltigen Blick in die Gegend, um sich vom guten Ausgang zu überzeugen. Da —

Himmel und Hölle! Sah er richtig?! Regte sich da nicht eine Gestalt? Jesus doch nicht? Nein, nein! Die Gestalt wandte sich um — das Licht der Fackeln spielte in seinen Mienen — entsetzlich, er war es!!

Wie im Krampf zuckte Judas zusammen. Dann stürzte er Jesus entgegen. Sein erster Gedanke war, ihn zu schützen, sein Leben zu lassen, ehe sie ihn bekommen sollten.

Aber Jesus stieß ihn zurück. „Verräter!" war alles, was er sagte.

Verräter! Wie das Wort ihm in den Ohren gellte, wie er zurücktaumelte davor und es ihm schwarz wurde vor den Augen. Die Besinnung drohte ihm zu schwinden.

Aber er mußte wach bleiben, er durfte die Geistesgegenwart nicht verlieren, jetzt nicht!

„Er ist es nicht!" rief er den Soldaten zu. „Nein, er ist es nicht! Wir müssen weiter gehen. Da drüben ist er zu finden. Das hier ist nur —"

Aber Jesus richtete sich stolz auf, und ohne ihn mit einem Blick zu streifen, wandte er sich an die Soldaten. Mit fester Stimme brachte er die beiden verhängnisvollen Worte vor:

„Ich bins!“

Nun war es verloren, alles verloren. Judas sah mit blöden Augen drein. Wie durch einen Schleier bemerkte er nur noch, daß die Jünger nach kurzer Gegenwehr in alle Winde flohen, daß Jesus sich ruhig binden ließ und daß die Fackeln den Rückweg antraten.

Dann verlor er die Besinnung und fiel mit einem dumpfen Schlag zu Boden.

Es war Nacht, als er wieder zu sich kam. Die Erinnerung wurde lebendig in ihm. Da sprang er auf und wie ein Rasender stürzte er auf die Höhe eines Steinbruchs in der Nähe. Er trat hart an den Rand und sah hinab in die schwindelnde Tiefe. Es schien ihm, als winke ihm dort unten etwas entgegen. Schon wollte er den entscheidenden Schritt thun. Aber da hielt es ihn wieder zurück. Konnte er nicht vielleicht doch noch seinem Herrn helfen?

Die ganze Nacht durch irrte er im Freien. Als es tagte, war sein erster Gang zu den Pharisäern, die ihm das Geld gegeben. Unterwegs holte er von Hause alles, was er an barer Münze besaß. Dann trat er vor sie hin. Er bat, flehte, winselte. Hier bringe er das Geld zurück, sie möchten ihn freigeben.

Sie lachten.

Er wolle alles geben, was er habe . . . er wolle ihnen dienen . . . umsonst, als Sklave . . . er wolle sich behandeln lassen, wie ein Vieh . . . zu den gemeinsten Dingen sei er bereit . . .

Sie spuckten vor ihm aus und ließen ihn stehen. In seiner Verzweiflung warf er ihnen den Geldbeutel nach, so heftig, daß die Münzen herausrollten. Dabei heulte er auf wie ein getretener Hund, und sich in den Haaren raufend lief er weg. — — —

Noch immer lag Judas unbeweglich auf dem Leichnam. Die Hitze seines Gesichtes hatte die Brust des Toten erwärmt. Judas vermißte die beruhigende Kühlung. Verstört hob er den Kopf.

erw…
Verstör…

Das Gewölk hatte sich geteilt. Klar und tief wölbte der Himmel sich über der Richtstatt. Judas richtete sich auf die Kniee und starrte hinein in die unermeßliche Sternenkuppel.

Es schauerte ihn. War es nicht, als sähe aus dem Himmel ein Auge auf ihn herab? Ein Auge, daß er nur allzu gut kannte? — Unwillkürlich wagte er einen Blick auf den Leichnam zu seinen Füßen. Da schrie er auf und mit einem Satz war er auf den Beinen. Lebte Jesus noch? Wie die gebrochenen Augen ihn anstarrten! Und zuckte es nicht um diese bläulichen Lippen? . . . Ja . . . sie bewegten sich . . . sie flüsterten . . . was doch? . . . Ver—räter? —

Verräter!! . . .

Er taumelte zurück. Mit einem ungewissen fragenden Blick streifte er nochmals die Züge des Toten: die glasigen Augen waren noch immer auf ihn gerichtet.

Da war es um ihn geschehen. Er warf den Mantel ab, und in großen Sprüngen raste er davon — den Berg hinunter.

Der Soldat der Wache kam gerade zurück. Er stellte sich breitspurig in den Weg, um den seltsamen Nachtwandler zur Rede zu stellen. Judas warf ihn mit einem Faustschlag vor die Brust zu Boden und raste vorbei.

Der Wind pfiff ihm um die Ohren.

Vorüber!

Ein Nachtvogel flatterte krächzend vor ihm auf.

Vorüber!

Eine Dornenhecke riß ihm die Füße blutig.

Vorüber! Vorüber!

Er sah nicht, was ihm im Weg lag. Zweimal schlug er hin. In einen Graben erst, dann über einen Haufen kleiner Steine. Aber blitzschnell raffte er sich immer wieder auf und raste weiter.

Endlich gähnte der Steinbruch vor seinen Füßen.

Erschöpft hielt er an und ließ die keuchende Brust zur Ruhe kommen.

Seine Sohlen brannten. Über sein Gesicht tropfte das Blut. Der Schweiß klebte das Untergewand fest an den Körper.

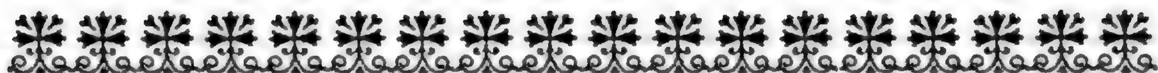
Er fühlte nichts. Nur eine große Sehnsucht war in ihm lebendig. Rächen wollte er seinen Verrat. Sterben wollte er, sterben — aber sterben wie ein Christ. Darum wartete er, bis die wunde Brust sich beruhigt hatte und es ihm klarer wurde im Kopf.

Dann sank er hin auf die Kniee, faltete die Hände, und inbrünstiger als er es je gethan, betete er das Gebet seines Herrn.

Mit Seelenruhe trat er darauf an den Rand des Steinbruchs. Noch einen Blick sandte er empor zum Himmel. Die Thränen traten ihm in die Augen, als er nun die Arme ausbreitete, und, ohne zu zögern, den fürchterlichen Sprung wagte.

Mehrere Wochen vergingen, ehe man den zerschellten Leichnam zwischen den Steinen auffand. Erst durch den faulenden Geruch war man aufmerksam geworden. Zwei Verbrechern fiel die Aufgabe zu, die halbverwesten Glieder zu verscharren.





Carlot Gottfrid Reuling

Der Diamant — Am Herdfeuer

(Das Glück — Das Gewissen — Das verschenkte Herz)



Der Diamant

Hans war ein tüchtiger Arbeiter und ein hübscher Bursche. Die blonden Haare und der Bart standen gut zu den rotbraunen Backen und die blauen Augen schauten treuherzig in die Welt hinein. Die Leute sagten zwar, Hans habe den Verstand nicht gerade mit Löffeln gegessen; daran aber lag einmal wahrhaftig nicht viel und dann müssen ja die lieben Menschen ihrem Nächsten immer wenigstens etwas schlimmes nachreden. Hans hatte das Zimmergeschäft gelernt und stand schon jahrelang bei demselben Meister in Lohn; er schimpfte zwar nicht wenig auf die harte Arbeit und redete immer davon, daß es anders kommen müsse, war aber im Grund seines Herzens seelenvergnügt. Das Räsonnieren hatte er sich nur angewöhnt, weil es die andern so machten und er es für klug und nebenbei sehr gebildet hielt. Jeden Morgen war er der Erste auf dem außerhalb der Stadt gelegenen Zimmerplatz und hackte noch darauf los, wenn die übrigen Gesellen schon Feierabend gemacht hatten.

Als er eines Samstagabends wie gewöhnlich als letzter sein Handwerkszeug zusammensuchte, hörte er auf

der Wiese vor dem Zimmerplatz ein lautes Gelächter, dazwischen Schimpfen und Rufen. Er machte einen langen Hals und sah über die Wiese einen mächtigen Kolkraben hüpfen; hinter ihm her keuchte ein kleiner, dürrer Mann mit einem gewaltigen Höcker, zerzausten Haaren und staubigen Kleidern. Er lockte den Raben fortwährend und dieser ließ ihn ganz nahe herankommen. Sobald aber der Kleine die braunen Spinnenfinger nach ihm ausstreckte, krächzte er höhnisch und flatterte über den Boden hin. Hoch fliegen konnte er nicht, weil ihm die stärksten Schwungfedern ausgerauft waren; trotzdem kam er viel schneller vorwärts, als der Buckelige. Ein großer Trupp Leute stand da, gaffte, und lachte jedesmal aus vollem Halse, wenn der Rabe weiter flatterte. Als jetzt der Kleine gar über einen Stein stolperte und auf die Nase fiel, wieherte der Haufen vor Vergnügen laut auf.

Dem gutmütigen Hans that der Kleine leid; er sprang dem Raben nach, holte ihn auf seinen kräftigen Beinen schnell ein und packte ihn trotz seines Krächzens und bösartigen Schnabelhackens am Kragen. Dann reichte er ihn zum nicht gelinden Ärger der Gaffer dem atemlosen Kerlchen. Der sah ihn aus seinen tückischen Schweinsaugen zuerst etwas mißtrauisch an; nachdem er aber mit Hans ein Weilchen geplaudert hatte, kicherte er in sich hinein und fing an, zutraulich zu werden. Als nun Hans seine große Rede hielt: von der harten Arbeit, dem ungerechten Ausnützen seiner Kräfte, dem miserablen Verdienst, da nickte der Buckelige sehr eifrig und erklärte, Hans habe vollkommen recht; er solle nun auch einmal anfangen, von den anderen zu zehren.

Hans sah ihn sehr verdutzt von der Seite an und meinte nach einigem Besinnen, das möchte er ja gerne, er wisse nur nicht recht, wie! Doch der Kleine erwiderte, er wolle ihm zum Dank dafür, daß er ihm seinen Raben gefangen habe, ein Mittel sagen. Er solle nur morgen in seine Wohnung kommen, da wollten sie alles nähere besprechen.

Als Hans den nächsten Tag in dem besten Anzug seinen seltsamen, neuen Freund besuchte, klopfte ihm das Herz nicht wenig, während er die Treppe hinaufstieg. Er wohnte in einem einstöckigen Häuschen einer sehr engen, dunkeln Gasse; die Zimmer sahen auch nicht besonders einladend aus; merkwürdiger Krimskrams lag auf allen Stühlen und dem Tisch und der große Rabe krächzte auf eine solch fatale Art, daß es Hans einmal über das andere Mal eiskalt den Rücken hinunterrieselte. Der Verwachsene empfing ihn sehr freundlich, holte eine große Flasche Wein herbei, schenkte seinem Gast fleißig ein und schwatzte lustig mit ihm. Hans schmeckte der Wein und als die Flasche leer geworden, war sein Mut so gewachsen, daß er den Kleinen bat, ihm nun das Mittel zu sagen, durch welches er auf die Kosten anderer bequem leben könne.

Da grinste der Buckelorum ganz abscheulich, nahm einen Hammer und schlug die Flasche entzwei. Sie war aus schwerem Glas gemacht und besonders der Boden sehr dick und schön geschliffen. Den packte der Kleine, schnitt mit einem Instrument die Kanten und Ecken ab und rieb ihn mit einem rötlichen Pulver ein. Nun glänzte er auf einmal gar prächtig und schimmerte in tausend Lichtern. Dann hielt er Hans den über faustgroßen Brocken unter die Nase und frug, was das sei. Hans glaubte, er wolle ihn zum besten haben und entgegnete etwas unwirsch, es sei ein Flaschenscherben. Darauf lachte der andere nur um so mehr und behauptete, der Scherben wäre ein kostbarer Diamant aus dem reichsten und gesegnetsten Lande der Welt und solle Hans zu einem bequemen Leben helfen.

Das ging dem guten Burschen etwas über seinen Horizont und er glotzte den funkelnden Brocken so dumm an, daß der Kleine plötzlich ernsthaft wurde. Nach einiger Mühe gelang es ihm, Hans klar zu machen, es käme besonders darauf an, seine lieben Mitmenschen zu überzeugen, der Scherben sei ein Diamant und stamme

aus dem Lande, wo ein nie zu erschöpfender Überfluß an köstlich schmeckenden Nahrungsmitteln sei. Nach ihm werde Hans die Menschen bringen, sobald die rechte Zeit dazu gekommen wäre. Zum Wahrzeichen, daß er das Land ganz genau kenne, müsse er den Leuten seinen Diamanten zeigen und ihnen sagen, der Stein besitze die Wunderkraft, den Weg dorthin zu weisen. Dann würden sie ihm sicher glauben — der Augenschein überzeuge stets — und ihm für seine glänzenden Versprechungen für die Zukunft gleich jetzt Essen und Trinken in Hülle und Fülle geben. Die Hauptsache sei: daß er selbst fest glaube, einen Diamanten zu besitzen; dann werde er auch die anderen überzeugen. Dieser Glaube würde sich aber in kurzer Zeit schon geben.

Obgleich Hans nickte, kam ihm die Sache doch etwas absonderlich vor und er frug, wie er es denn anstellen solle, den Leuten weis zu machen, sein Scherben sei ein Diamant, der nach dem Wunderland führe. Da sprang der Buckelige auf, lief an ein Schränkchen und holte eine Eselszunge heraus. Nun forderte er Hans auf, seinen Mund möglichst weit aufzusperren. Hans klappte die Kinnladen wie ein Scheunenthor voneinander, der Kleine griff ihm blitzschnell in den Rachen, nahm seine Zunge heraus und setzte die Eselszunge an ihre Stelle. Dann schleppte er ein verschlossenes Gefäß herbei, nahm einen Löffel und strich Hans eine klebrige, zähe Flüssigkeit auf die neue Zunge. Sie schmeckte süß wie Honig und brachte ein fortwährendes, angenehmes Prickeln im Gaumen hervor, so daß sich Hans behaglich den Mund abwischte.

Jetzt sagte der Buckelige, sein Freund sei nun genügend ausgerüstet, das neue Leben anzufangen. Er solle nur vor die Leute treten und reden; die mit einem kostbaren, nie vergänglichen Honig bestrichene Eselszunge bürge dafür, daß die meisten Menschen von seinen Worten entzückt seien. Aber eins müsse er sich merken: wenn er selbst einmal so thöricht werde, nicht mehr an die

Echtheit des Diamanten zu glauben, so dürfe er dies Geständnis doch bei Leibe nicht aussprechen. Sobald er es dennoch thue, gehe der ganze Zauber sogleich verloren.

Hans entgegnete, so dumm werde er sicher nicht sein; er bedankte sich für das Geschenk und hielt eine große Abschiedsrede, bei der man schon die Wirkung der neuen Zunge ganz beträchtlich verspürte. Der Buckelorum führte ihn deshalb in heller Freude über sein wohl gelungenes Werk die Treppe hinunter und verabschiedete sich auf Nimmerwiedersehen.

Als Hans auf der Straße stand, wickelte er zunächst seinen Diamanten bedächtig in das Taschentuch und überlegte geraume Zeit, was er jetzt anfangen müsse. Endlich kam er zu dem Entschluß, daß er vor allen Dingen in sein Stammlokal gehen und dort tüchtig essen und trinken solle; das weitere werde dann schon von selbst kommen. Er trabte also hin und nachdem er sich gehörig gestärkt hatte, fing er an, seine gewohnte Rede über die harte Arbeit zu halten. Aber er mußte heute selbst staunen, wie glatt ihm die Worte aus dem Mund kamen und was für schöne Dinge er auf einmal zu erzählen wußte. Es bildete sich ein immer dichterer Kreis um ihn; man hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und war wirklich ganz begeistert von dem, was er sagte. Als er nun gar von dem reichen Land berichtete, in das er seine lieben Brüder nächstens führen werde, leuchtete die hellste Freude aus allen Augen. Jetzt holte Hans seinen Diamanten hervor, zeigte ihn zum Beweis, daß er die reine Wahrheit verkünde und verhieß sich hoch und heilig, mit Hilfe des wunderbaren Steines sicher den Weg zu finden.

Nachdem mehrere Vertrauensmänner den Stein befühlt und unter kräftigen Flüchen für durchaus echt erklärt hatten, war jeder Zweifel gründlich beseitigt. Man wurde ganz ausgelassen vor Jubel, verehrte Hans als den künftigen Retter der Menschen und zahlte ihm so viel Bier, daß er erst gegen Morgen durchdrungen

vom Gefühl seiner Bedeutung nach Haus schwankte. Jetzt glaubte er selbst felsenfest an seinen Diamanten.

Seit diesem ersten Versuch wuchs das Ansehen des guten Hans mit ganz unglaublicher Schnelligkeit. Er hatte über Nacht durch die honigbestrichene Eselszunge einen Ruf als bedeutender Redner und geistreicher Kopf bekommen und mußte beinahe täglich in großen Versammlungen über das Wunderland sprechen, wofür man ihn reichlich bezahlte. Der Erfolg blieb immer der gleiche, ja wurde sogar noch rauschender, je mehr die allgemeine Begeisterung Fortschritte machte. In einiger Zeit bildeten sich überall Genossenschaften, deren Zweck war, schon jetzt allmählich Vorkehrungen zur Wanderschaft in das schöne Land zu treffen, aus dem der Diamant stammte und wohin er einst den Weg zeigen werde.

Dem braven Hans ging es ausgezeichnet; er hatte in ein paar Jahren einen hübschen Bauch bekommen und seine schwieligen Hände waren weich geworden. Er lebte herrlich und in Freuden auf die Kosten anderer. Alle glaubten zwar nicht an die Echtheit des Diamanten und warfen Hans vor, er führe die Leute an der Nase herum und spräche ganz entsetzlich dummes Zeug. Aber das waren die Neidischen, die es immer in Hülle und Fülle giebt und ihr Geschwätz konnte den Ruhm des hochgeachteten Mannes nicht viel verkleinern.

Dies alles trug dazu bei, das Selbstbewußtsein in Hans zu einem beträchtlich hohen Grad zu steigern. Früher war er ein sehr bescheidener Mann gewesen; jetzt aber konnte er nicht mehr den leisesten Widerspruch ertragen, während er sich selbst herausnahm, jedermann zu widersprechen. Es wurde sogar eine förmliche Sucht von ihm, stets das Gegenteil von dem zu behaupten, was ein anderer sagte. Er bildete sich nämlich ein, dies, wie überhaupt Unglaube gegen alles, sei das Zeichen eines wahrhaft bedeutenden, klugen Mannes. Da er sich natürlich für den Gescheitesten auf der ganzen Welt hielt,

glaubte er für seinen Teil schon lange nicht mehr an die Echtheit seines Diamanten; dafür konnte er sie nur um so besser gegen andere verteidigen. Am meisten ärgerte ihn, wenn man seine geistigen Fähigkeiten vor einem größeren Kreis in Zweifel zog. Da konnte er ganz außer sich geraten und wußte aus verletzter Eitelkeit gar nicht mehr, was er überhaupt sagte.

Einer seiner Gegner hatte diese Schwäche schon öfter benutzt und ihn mit seinen eigenen Widersprüchen in die Enge getrieben. Der war nämlich selbst ein äußerst rechthaberischer, ehrgeiziger Geselle und nur deshalb ein Feind von Hans, weil er keine honigbestrichene Eselszunge hatte, und es also nicht so weit bringen konnte wie jener.

Als Hans einmal vor einer besonders großen Versammlung über das schöne Land der Zukunft sprach und gerade seinen Diamanten zeigte, zog der boshafte Bursche gleichfalls einen hervor und rief mit lauter Stimme, er kenne jenes Land ebenso genau wie Hans, denn er sei selbst dort gewesen und habe auch einen Diamanten mitgebracht. Hans ärgerte sich mächtig über diese Frechheit und entgegnete zornig, wie er sich unterstehen dürfe, die Leute mit solchen Märchen zu foppen; er wisse ganz genau, was er eben für eine große Lüge gesagt habe. Doch der andere erwiderte, das könne jeder behaupten; man solle ihm erst einmal beweisen, daß er gelogen; er habe auch einen Diamanten zu zeigen und der sei gerade so echt und so gut wie der von Hans!

Da geriet Hans vor Wut ganz außer sich; er fuhr ihn wie ein hungriger Wolf an, hieß ihn einen ganz abscheulichen Schwindler und schrie ordentlich bebend, einen schlechteren Beweis könne er überhaupt nicht bringen; sein eigener Diamant sei auch nichts weiter, als ein ganz gewöhnlicher Flaschenscherben!

Bei diesen Worten aber gab es eine furchtbare Aufregung; man sprang von den Stühlen auf, lärmte und tobte wild durcheinander. Die einen schrieen, man

solle den betrügerischen Hans durchprügeln; die anderen behaupteten, schon längst die Sache durchschaut zu haben; die dritten wollten noch immer nicht ihre schönen Hoffnungen verloren geben und gebärdeten sich am wildesten.

Hans starrte ganz fassungslos in die aufgeregte Menge; der süße, prickelnde Geschmack auf seiner Zunge, der die ganze Zeit über gedauert hatte, war plötzlich verschwunden und statt seiner fühlte er einen ganz abscheulichen, beißenden. Da fielen ihm die Worte des Buckeligen ein und ein Todesschrecken fuhr ihm durch alle Glieder, daß er sein Glück verscherzt habe. In seiner Angst wollte er reden; aber jetzt merkten alle auf einmal die Eselszunge. Es gab zuerst ein ungeheures Gelächter, dann eine neue, noch größere Erbitterung gegen den unglücklichen Hans. Wie er nun gar zur Beschwichtigung seinen vermeintlichen Diamanten in die Höhe hob, brach ein so zorniges Johlen los, daß Hans erschrocken weglaufen wollte. Aber ein riesenhafter Metzgerbursche packte ihn am Arm und drosch gewaltig auf ihn ein. Im Nu folgte man seinem Beispiel; da sich aber die Prügelnden bald gegenseitig in die Haare kamen, gelang es Hans, halbtod aus dem Saal zu entwischen. Noch an demselben Abend machte er sich eilig aus dem Land und verkroch sich in einer unbekannten, öden Gegend, wo er sich bis zum Tode über seine Dummheit ärgerte und von der schönen Vergangenheit zehrte.

Der vermeintliche Diamant wurde von den Zornigen entzwei geschlagen und die Stücke achtlos beiseite geworfen. Mehrere kluge Leute aber steckten sie eilig ein und es dauerte gar nicht lange, so tauchten wieder Männer auf und versicherten der biederen Menge, es sei doch etwas wahres an der Geschichte von dem schönen Land. Der Stein von Hans sei zwar nur zum Teil echt gewesen, sie aber besäßen gerade das richtige Stückchen aus ihm und würden deshalb ganz sicher auch den rechten Weg finden.

Und allmählich fingen die guten Leute wirklich

wieder an zu glauben und neue Hoffnungen auf das schöne Land zu setzen. Es war ja ihr einziger Trost in schwerer Zeit, und um ihn zu hören, gaben sie gerne ihre paar Pfennige an seinen Verkünder.

Seitdem sind die Nachfolger des braven Hans nicht mehr all' geworden!



Am Herdfeuer

Märchen

Das Glück

Vor Zeiten lebten einmal zwei innig befreundete Bildhauer; sie besaßen, wie alle rechten Künstler, keinen Pfennig Geld, waren dafür aber immer lustig und frohen Mutes. Alle Wände ihres Zimmers hatten sie mit Werken von ihren Händen ausgeschmückt. Besonders der größere Bildhauer schuf die herrlichsten Sachen; wer sie sah, war ganz begeistert von ihnen und jedermann prophezeite ihm eine große Zukunft. Vorläufig aber ging es den beiden nicht gerade zum besten. Ihre Freunde hatten wenn möglich noch weniger Geld als sie selbst und konnten also nichts kaufen und die reichen Leute waren nicht im stande, die vielen, vielen Treppen des Hinterhauses zu erklimmen. Die schweren Geldsäcke in ihren Taschen schlugen ihnen fortwährend abmahnend an die Beine und ließen sie allerhöchstens in die Ateliers im ersten Stock steigen; zu diesen führten doch wenigstens breite, mit dicken Teppichen belegte Marmorstufen. Da war die Mühe nicht allzu groß.

Unglücklicherweise war auch damals das Rezept noch nicht erfunden, nach dem man nicht zu essen und zu trinken braucht und doch gesund leben kann; die

beiden Bildhauer arbeiteten deshalb in einer Werkstätte für Grabmonumente. Das war eine schöne und muntere Beschäftigung. Der Gedanke, daß man vergnügt lebt, während der Gute, für den das prachtvollste Kreuz ausgehauen wird, von all' der Herrlichkeit gar nichts mehr genießt, stimmt überaus heiter, und die trostreichen Sprüche in glänzenden, goldenen Lettern tragen zur Erbauung nicht wenig bei. Es kommt also auch das Gemüt bei dieser Arbeit nicht zu kurz!

Wenn die beiden am Abend zu Hause saßen, kneteten sie aus Lehm prächtige Modelle; sie sollten im feinsten Marmor ausgeführt werden, sobald sie einmal zu Geld kämen. Gewöhnlich schlief der eine, ein großer Phlegmatiker, unter diesen Gesprächen ein, während der andere ganze Nächte hindurch Pläne machen und träumen konnte.

Dieses ruhige, beschauliche Leben sollte jedoch nicht allzu lange dauern. Sie waren nämlich beide entschiedene Feinde von unnötigen Ausgaben; zu diesen rechneten sie in erster Linie Geld für Kohlen und Holz. Deshalb führten sie im Winter an fünf Tagen in ihrer Stube die kühnsten Indianertänze auf, um sich warm zu machen; an den zwei übrigen Abenden luden sie ihre Freunde zu Grog bei sich ein. Dann tanzte zur Abwechselung die ganze Gesellschaft einen höchst kunstvollen Reigen und es gab ein Lärmen und Lachen, daß man mit einiger Sicherheit rechnen durfte, jeden Augenblick müsse der Fußboden einbrechen. Dies wurde auf allgemeine Klagen der Wirtin doch ein bißchen zu bunt und sie kündigte den beiden. Inzwischen war aber der Frühling herangekommen und die Freunde beschlossen, nach Italien zu wandern, um dort weiter zu arbeiten. Sie verkauften ihre paar Habseligkeiten, veranstalteten von dem Geld ein großes Abschiedsfest und marschierten dann zum Thor hinaus.

Es war ein überaus schöner Morgen; ein leichter Duft hing an den blühenden Bäumen, die zartgrünen Blätter schienen zusehends zu wachsen. Die beiden liefen

seelenvergnügt in die Welt hinein; allzu schwer zu tragen hatten sie ja nicht und um den Weg kümmerten sie sich erst recht nicht; sie folgten ihrem alten Spitz, den sie mitgenommen hatten und der den Führer machen sollte. Da der brave Hund nun leider das Unglück hatte, beinahe blind zu sein, so verirrten sie sich tüchtig und schätzten sich glücklich, spät am Abend noch eine alleinstehende Mühle zu finden. Der Müller versprach ihnen auf ihre Bitten ein Heulager zu geben; Betten besaß er selbst keine; nach einem einfachen Essen streckten sie sich todmüde auf dem kleinen Heuboden aus.

Sie mochten einige Stunden geschlafen haben, als der größere Bildhauer wach wurde. Er rieb sich die Augen und wußte im ersten Augenblick nicht, wo er sich befand; der Duft des Heu's hatte ihm den Kopf berauscht. Da sah er einen breiten Strahl glänzenden Lichtes über das Heu gleiten; erstaunt sprang er in die Höhe, eilte an die Dachluke und sah hinaus.

Vor ihm dehnte sich eine Heide aus; an dem Saum des nahen Waldes aber sah er eine wunderbare Erscheinung. Das Glück stand dort auf einer schimmernden, goldenen Kugel; sein Schleier, mit Sternen besät, flatterte in dem Nachtwinde; aus dem Füllhorn schüttete es seine Gaben weithin in das Land. Da faßte eine tiefe, unendliche Sehnsucht nach dem Glück seine Brust; es drängte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach der schönen Frau. Er kletterte von dem Heuboden herunter und rannte über die Heide. Die liebliche Fee lächelte ihm freundlich entgegen und nickte ihm zu. Schon war er ziemlich nahe — da verschwand sie plötzlich in dem Dunkel des Waldes! . . . .

Beim Frühstück erzählte er seinem Freunde und ihrem Wirte, was er die Nacht gesehen hatte. Der Müller kratzte sich bedächtig in den grauen Haaren, nahm die Pfeife aus dem zahnlosen Mund und sagte ernst zu dem Scheidenden, daß er sich doch vor dem Glück in acht nehmen sollte. Es hätte schon so manchen

tüchtigen Kerl zum Narren gehalten und der junge Bildhauer sehe ihm gerade so aus, wie einer, der leicht von der festen Straße weggelockt werden könne.

Eine Zeitlang gingen die Freunde schweigend ihres Weges; dann erklärte der Größere, sie müßten ihren Plan ändern. Er könne das Glück nicht vergessen, das gestern so strahlend in seiner Nähe geschwebt sei; er müsse es erreichen, koste es, was es auch immer wolle. Ihm würde er folgen, seinetwegen bis an das Ende der Welt.

Sein Freund gab sich zuerst Mühe, ihm den Gedanken auszureden. Er ließ sich aber nicht irre machen und beharrte eigensinnig auf seinem Willen, so daß der gutmütige Kleine des lieben Friedens wegen endlich nachgab. Sie zogen nun kreuz und quer in allen Ländern herum und folgten der Spur des Glücks. Manchmal waren sie ihm wirklich ganz nahe; aber zufassen konnten sie doch nicht. Gerade im letzten Augenblick fing die Kugel an, so schnell zu rollen, daß sie trotz der verzweifeltsten Anstrengung nicht folgen konnten.

An einem glühend heißen Augustnachmittag gelangten sie auf ihrer Wanderung nach einem sauberen, zwischen zwei kleinen Bergen gelegenen Städtchen. Gleich am Eingang stand auf der linken Seite der Straße ein Wirtshaus; der große Garten wurde von prächtigen alten Linden hübsch beschattet und hinter ihm, dicht am Zaune, floß der Waldbach vorbei, aus dem ein kühler Wasserhauch herüberwehte. Tische und Bänke waren weiß geputzt und hinter den Fenstern sah man auf dem Gesims eine große Menge blitzender Deckelkrüge, Gläser und Flaschen. Da verspürte der kleine Bildhauer auf einmal einen geradezu unüberwindlichen Durst; er behauptete, vor Mattigkeit keinen Schritt weiter gehen zu können; hier wollten sie einkehren und sich mal gründlich ausruhen.

Sie setzten sich an ein recht kühles Plätzchen in dem Garten, die Wirtin brachte Gläser, Butter und Käse, nahm bei ihnen Platz und sprach mit ihren Gästen.

Der Kleine fühlte sich so wohl, wie noch nie in seinem Leben; er unterhielt sich vortrefflich und als ihm die Wirtin — sie war hübsch und rundlich — zum Abendessen sein Leibgericht, ganz ausgezeichnete Pfannkuchen buk, glaubte er sich im siebenten Himmel zu befinden.

Sein Freund hatte an allem wenig Anteil genommen; er saß still da, starrte vor sich hin und träumte von dem Glück, das er bald zu erreichen hoffte. Kaum war die Sonne aufgegangen, so wollte er weiter gehen; diesmal aber weigerte sich der Kleine hartnäckig; er habe sich den Fuß vertreten und könne in den nächsten Tagen nicht fort. Wohl oder übel mußten sie bleiben; während der Größere in der Nähe herumschweifte, saß der Bequeme bei der Wirtin und plauderte mit ihr. Er merkte bald aus hundert Dingen, daß sie großes Gefallen an ihm fand; auch er wurde ihr von Herzen zugethan und es kam ihm vor, als flüstere ihm eine leise Stimme zu, er solle das Suchen nach dem großen, unbekannten Glück aufgeben, lieber die Gelegenheit beim Schopf nehmen und das saubere Mädchen heiraten. Er faßte sich ein Herz und frug gleich am selben Abend die Wirtin, ob sie seine Frau werden wolle; als sie daraufhin verschämt lächelte, zog er sie an sich und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Als der Freund von der Verlobung hörte, schnürte er sogleich sein Bündel: es sei für ihn die höchste Zeit, auf's neue nach dem Glück auszuziehen. Wenn er es gefunden habe, wolle er gleich zurückkehren und seinen lieben, alten Gefährten so vieler, froher Stunden daran teilnehmen lassen. Jetzt aber dulde es ihn nicht länger unter seinem Dach. Trotz aller Bitten wartete er nicht einmal die Hochzeit ab, sondern umarmte seinen Freund und eilte einsam hinaus in die Welt, dem Glücke nach, das er in weiter Ferne vor sich hinschweben zu sehen meinte.

Jahr um Jahr zog er rastlos hinter ihm her. Er sah, wie das Glück seine Gaben nach allen Seiten ausstreute, über Arme und Reiche, Alte und Junge, Kranke

und Gesunde; er selbst konnte nicht die geringste erhaschen. Jedoch seine Hoffnung schwand um nichts; er dachte, gewiß das Glück zu erreichen und dann die reichste Entschädigung für alle Mühen zu finden. Den ganzen Tag über jagte er ihm nach und gönnte sich selbst in der Nacht nur ein paar Stunden unruhigen Schlafs. Das Haar an seiner Stirne wurde erst grau, dann hing es in weißen, dünnen Strähnen herab; sein Gesicht magerte von der ewigen Anstrengung ab und wurde blaß, von Falten durchzogen. Er war ein vor der Zeit alter Mann geworden. Manchmal wollten ihn die Füße vor Mattigkeit nicht weiter tragen; und doch trieb es ihn vorwärts; mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts. Schon zweimal glaubte er sein Ziel erreicht zu haben und streckte bereits die Hand aus, den Schleier des Glücks zu fassen. Da griff er in Nichts und sah in weiter, weiter Ferne den Schimmer strahlen, den er so nahe geträumt hatte.

In der letzten Zeit merkte er aber ganz deutlich, daß der Abstand zwischen ihm und dem Glück immer geringer wurde. Noch einmal belebten Hoffnung und Kraft seine Brust und er schritt wieder munter dahin, wie in früheren Tagen. Und in einer Juninacht war er dem Glück wieder so nah gekommen, daß er zum drittenmal die Hand nach ihm ausstreckte. Aber zum drittenmal griff er die leere Luft.

Mit tiefem Aufseufzen ließ er die Hand sinken und blickte nach dem Glück. Es war diesmal nicht wie sonst in weite Ferne gerückt, sondern schwebte nur wenige Schritte vor ihm über einem Hause und goß sein ganzes Füllhorn dort aus. Dann verschwand es plötzlich in der Nacht.

Der Bildhauer sank todmatt zu Boden. Nun wußte er, daß alles zu Ende und ihm auf Erden kein Glück beschieden sei. Ganz gebeugt blickte er um sich; und es kam ihm vor, als ob er die Gegend schon früher einmal gesehen habe. Er sann und sann; plötzlich fiel

es ihm wie Schuppen von den Augen; er befand sich in dem Städtchen, wo er vor Jahren seinen Freund verlassen hatte. Und dort — dort das Haus, über dem das Glück geschwebt und sein Füllhorn geleert hatte, es war das seines Freundes. Er lag mit Frau und Kindern in tiefem Schlaf!

Da war es dem müden Mann, als ob eisiger Hauch um seine Schläfe wehe. Anstatt des gehofften Glückes stand jetzt der Tod neben ihm. Er hatte in rastlosem Jagen seine Kräfte vernichtet; er hatte zu viel gewollt, auf zu Großes gehofft: — sein Freund im Kleinen Befriedigung gefunden.

Und wieder fühlte er den eisigen Wind. Er drang in seine Brust und löschte die Flamme des Lebens aus. Noch einmal fuhr er krampfhaft in die Höhe. In weiter, weiter Ferne tanzte wie ein Irrlicht das nie erreichte Glück, das Ideal seines Lebens!

Er schloß die Augen für immer.



Das Gewissen

Bei einem außerordentlich reichen und deshalb auch sehr angesehenen, vornehmen Herrn war ein Kutscher im Dienst. Er konnte aus seiner kleinen Wohnung im Hinterhaus nach den erleuchteten Fenstern der Villa sehen, das Klingen der Gläser hören und den feinen Duft der köstlichen Speisen riechen. Hierin bestand die hauptsächlichste Ergötzlichkeit in dem Leben des Kutschers; sonst mußte er vom Morgen bis Abend auf dem Bock sitzen, wobei er einmal von der Sonne beinahe geröstet, dann wieder zur hübschen Abwechselung vom Regen bis auf die Knochen durchweicht wurde. Fuhr er endlich heim, so sorgte er zuerst, daß seine Pferde ordentlich ihr Futter bekamen, hierauf sah er nach, ob der Wagen

und das Geschirr auch wieder blitzblank geputzt sei und half häufig selbst mit, wenn es ihm nicht gut genug gemacht worden war. Erst nach alledem dachte er an sich. Kluge Leute lachten ihn deshalb heimlich und öffentlich aus, weil er so ungemein thöricht war, seinen eigenen Vorteil über dem seines Herrn zu vergessen, und sie nannten ihn einen durchaus unpraktischen, etwas beschränkten Menschen. Im Grunde genommen hatten sie freilich recht; der Kutscher paßte ganz und gar nicht in die vernünftige Welt; er hatte nämlich von Geburt an einen schweren Fehler: ein überaus strenges Gewissen.

Schon als Knabe litt er unter ihm; er bekam eine Höllenangst, wenn ihn seine Spielgefährten aufforderten, irgend jemand einen harmlosen Schabernack zu spielen oder gelegentlich mal Äpfel oder Nüsse zu stripsen. Er hätte es ja für sein Leben gern gethan; aber das fatale strenge Gewissen setzte ihm dermaßen zu, daß er es zu seinem Leidwesen nicht über das Herz brachte. Natürlich wurde er deshalb von seinen Kameraden ausgelacht gehänselt und wenn mehrere beisammen waren, von ihnen gemeinschaftlich durchgeprügelt.

Als er älter wurde, ging es ihm um kein Haar besser; er arbeitete von früh bis spät wie ein Pferd und brachte es auch nicht einen Schritt vorwärts. Im Gegenteil, er hatte häufig kaum trockenes Brot zu essen, wenn es sich andere bei Wein und Braten wohl sein ließen. Sie besaßen zu ihrem Glück kein so strenges Gewissen. Trotzdem war er aber immer noch leidlich vergnügt, und als er es endlich durch eine Empfehlung zum Kutscher des reichen Herrn gebracht hatte, fühlte er sich in seiner feinen Umgebung äußerst behaglich und bekam sogar einen kleinen Hochmut wegen seiner gesellschaftlichen Stellung.

Der war ihm aber auch wirklich nicht zu verdenken, wenn man seinen Herrn ansah. So feine Kleider, so massige Ketten und Ringe, ein so glänzender Cylinder, und vor allen Dingen: solch einen Beutel voll Gold-

stücke. Die Leute zogen schon den Hut, wenn sie den reichen Herrn von weitem sahen und fühlten eine ganz unbegrenzte Demut vor ihm. Er hatte es auch wahrhaftig verstanden, vorwärts zu kommen, das mußte man ihm lassen. Er war Kaufmann und sein bösartigster Feind konnte ihm nicht nachsagen, daß er jemals seine Person vergessen oder gar etwas umsonst gethan habe, aus Freundschaft oder Nächstenliebe. Über solche Schwachheiten war er vollständig erhaben; er hatte es verstanden, immer andere für sich arbeiten zu lassen und seinen lieben Mitmenschen ihr Geld auf so geschickte Art abzunehmen, daß sie ihm dafür noch dankbar sein mußten.

Daß ein so hochbeanlagter Mann heutzutage überall mit offenen Armen empfangen wird, ist sonnenklar. Nichtsdestoweniger befand er sich in letzter Zeit häufig in sehr verdrießlicher Stimmung; man hatte ihm plötzlich den Vorwurf gemacht, daß er selbst für einen Kaufmann doch ein bißchen gar zu schnell verdiene und keine Spur von Gewissen mehr habe. Natürlich lachte er selber über eine so hirnverbrannte Meinung. Als sie aber allmählich immer weiter verbreitet wurde und die Leute nach und nach keine Lust mehr zeigten, sich mit ihm in Geschäfte einzulassen, lachte er nicht mehr, sondern fing an, nachdenklich zu werden. Gegen Schaden war er nämlich sehr empfindlich. Zuerst suchte er durch reiche Almosen mit deutlicher Namensnennung und glänzende Gesellschaften den unangenehmen Vorwurf zu entkräften. Aber das half nur wenig; die eingeladenen Leute aus der feinen Gesellschaft fanden seinen Standpunkt ohnehin durchaus richtig und würden genau so gehandelt haben, wenn sie so schlau wie er gewesen wären. Die große Menge aber konnte er doch unmöglich zu Gaste bitten, und gerade an ihr verdiente er am meisten. Als sie nun hartnäckig bei ihrem dummen Glauben blieb, er habe kein Gewissen, entschloß er sich endlich schweren Herzens, ein Opfer zu bringen.

Man hatte ihm ein paar Mal gesagt, daß sein Kutscher ein sehr gutes Gewissen habe und er nahm sich

vor, es ihm bei einer passenden Gelegenheit abzuhandeln, um dann vor aller Welt damit dick zu thun. Er rechnete sich aus, daß er das Geschäft bei ihm viel billiger, als irgend wo anders zu stande bringen könne; einmal nämlich, weil der Mann in seinem Dienst stand, und zweitens, weil er von dem Werte des Geldes überhaupt keine Ahnung hatte. Und richtig, als er dem Kutscher ein Sümmchen für sein Gewissen anbot, war er mit dem größten Vergnügen bereit, auf den Handel einzugehen. Kaum merkte der reiche Herr seine Geneigtheit, so drückte er den Kaufpreis schnell um ein Drittel herunter. Aber auch hierauf ging der Kutscher gern ein und überließ seinem Herrn sein strenges Gewissen. Der stieg etwas verstimmt in seine Villa hinauf; es wurmte ihn schändlich, daß er das Geschäft so schnell fertig gemacht und nicht noch einiges heruntergehandelt hatte. In früherer Zeit wäre ihm so etwas nicht passiert; er fing wahrhaftig schon an, zu feinfühlig zu werden.

Aber zu seinem furchtbaren Schrecken wurde er gewahr, daß dieser Ärger nur das Vorspiel zu einer trüben Leidenszeit bildete. Sein strenges Gewissen plagte ihn so unablässig für jedes Unrecht, daß er kaum noch wagte, sein Geschäft weiter zu treiben, und vor neuen Unternehmen gar ein Grauen bekam. Daß jetzt die große Masse wieder anfing, Vertrauen in ihn zu setzen, bereitete ihm die furchtbarsten inneren Qualen. Er wollte die Leute so herzlich gerne wie sonst prellen, hatte sich ja das Gewissen nur zu diesem Zweck aufgehalst, und jetzt verdarb ihm gerade dieses seinen ganzen Plan. Welch hübsches Unternehmen hatte er sich doch für die Zeit ausgetiftelt, in der man ihm wie sonst Geld anvertrauen würde. Es wäre sogar nicht einmal besonders einträglich gewesen; die Leute sollten nur die Hälfte ihrer Einlage an ihn verlieren; das war doch wahrhaftig das Wenigste, was ein ehrlicher Gründer verlangen konnte, um selbst zu bestehen. Und nicht einmal dieses solide Geschäftchen ließ ihn sein strenges Ge-

wissen ausführen. Es war wirklich zum Verzweifeln. In seinem Zorn vergaß er sich eines Abends so weit, daß er sein Gewissen, obgleich es ihn doch etwas gekostet hatte, ingrimmig packte und zum Fenster hinauswarf. Seinen Kutscher hatte er in einer ähnlichen Stimmung schon längst fortgejagt. Er fühlte sich auch gleich erleichtert und konnte zu seiner inneren Beruhigung mit einem guten Freund einen kleinen Handel abschließen, bei dem jener ganz gehörig geprellt wurde.

Seelenvergnügt legte er sich in das Bett und dachte über sein solides Unternehmen nach, bis er einschlief. Da fühlte er plötzlich einen Druck auf seiner Brust, und eine ungeheure Angst schnürte ihm ordentlich die Kehle zu. Das war ja gerade, als ob sein strenges Gewissen wieder bei ihm wäre! Er erschrak darüber so sehr, daß er wach wurde; und richtig, vor ihm auf der Bettdecke saß sein Gewissen und starrte ihn mit seinen steifen Zügen unbeweglich an. Ganz verzweifelt schnappte er zunächst ein paar Augenblicke nach Luft; als er sich sodann einigermaßen erholt hatte, fuhr er das Gewissen wie ein bissiger Kettenhund an: was es denn eigentlich noch bei ihm wolle; er habe ihm seine Geringschätzung deutlich genug bewiesen und es weggeworfen. Das lasse sich doch niemand gefallen, der nur ein bischen Anspruch auf höhere Bildung und Anstand mache. Aber das strenge Gewissen entgegnete ihm mit wirklich beleidigender Ruhe, vertreiben lasse es sich überhaupt nicht; bei wem es einmal sitze, bei dem bleibe es auch für Lebzeiten. Nur wenn es ein anderer freiwillig übernehme oder als Geschenk behalte, gehe es zu ihm über. Sonst aber sei es durch nichts auf der Welt zu vertreiben.

Dem reichen Herrn stieg bei dieser gemütvollen Eröffnung von der Anhänglichkeit des Gewissens jedes Haar einzeln zu Berge und er klapperte mit Armen und Beinen wie ein Hampelmann. Daß niemand das strenge Gewissen freiwillig übernehmen werde, war ihm bei seiner ausgebreiteten Menschenkenntnis sonnenklar. Warum

hatte er auch einen solchen Eselsstreich gemacht! Längere Zeit schlich er ganz niedergebeugt herum; da kam ihn eines Nachmittags im Schlaf ein guter Gedanke.

Er ließ einen wunderschönen Sammetrock mit goldenen Knöpfen machen und in das Futter aus Atlas vorsichtig und kunstvoll das strenge Gewissen vernähen. Dann befahl er die Pferde anzuspannen und fuhr eilig zu einem sehr guten Bekannten, dem Finanzminister. Der hatte früher mit dem reichen Herrn häufig Geschäfte gemacht und ein ungeheures Vermögen verdient. Da er aber noch schlauer als sein Genosse war, hatte er niemals eine gewisse scharfe Grenzlinie überschritten, so daß ihm kein Mensch etwas anhaben konnte. Seine hervorragenden Fähigkeiten, die Säckel anderer zu leeren und den seinen zu füllen, hatte die Regierung des Landes bewogen, ihm den schwierigen Posten des Finanzministers vertrauensvoll zu übertragen.

Als ihm der reiche Herr gemeldet wurde, ließ er ihn gleich eintreten; er wußte, daß jener nie mit leeren Händen kam. Und gerade über den kostbaren Sammetrock freute sich der Minister sehr; er war ein sparsames Gemüt und konnte kleine Ausgaben nicht leiden. Zum Dank für das Geschenk gab er seinem Genossen einige Andeutungen, was sich in der nächsten Zeit vielleicht ereignen und woraus jener ein Vorteilchen ziehen könne, und der reiche Herr entfernte sich, doppelt vergnügt über den gelungenen Wurf.

Der Finanzminister aber zog seinen neuen Rock gleich einmal zur Probe an und setzte sich an den Schreibtisch. Er wollte eine sehr wichtige Arbeit fertig machen, eine neue Steuervorlage, die ihm mindestens einen Orden einbringen mußte. Aber sonderbar! Noch vor einer halben Stunde war ihm der Plan ganz vortrefflich vorgekommen, und jetzt erregte er ihm auf einmal Bedenken. Er las und las und je mehr er nachdachte, desto unzufriedener wurde er. Es lief ihm kalt und heiß über den Rücken. Die Leute konnten ja die Steuer ganz un-

möglich aufbringen. Was in aller Herrgottswelt hatte er nur angestellt! So ging es ja wahrhaftig nicht; und doch mußte die Vorlage fertig werden; der Staatsrat wartete schon darauf.

Ganz verstört rannte er im Zimmer auf und ab und drehte nach seiner Gewohnheit so heftig an einem der goldenen Knöpfe, daß er ihn mit dem Futter zugleich abriß. Nun hatte er zu seinem großen, allgemeinen Kummer noch einen kleinen, privaten, weil er seinen neuen Rock so unvorsichtig verdorben hatte. Sehr verstimmt sah er in das Loch; da kam es ihm vor, als ob da drin im Futter etwas schimmere; er untersuchte genauer und prallte entsetzt zurück: er hatte das strenge Gewissen erkannt. Eilig riß er sich den Rock vom Leibe, warf ihn weit von sich und schickte ihn sogleich mit einem Eilboten an den reichen Herrn zurück. Nun ging er wieder an den Schreibtisch. Richtig, jetzt stimmten die Zahlen; der Plan war wieder so trefflich wie früher. In kurzer Zeit hatte er seine Vorlage fertig. Die neue Steuer erwies sich als ausgezeichnet. Es kam zwar im Lande beinahe darüber zu einer kleinen Empörung, aber sie wurde unterdrückt, und der brave Finanzminister erhielt sogar zwei Orden auf einmal.

Als dem reichen Herrn sein Rock mit dem strengen Gewissen wiedergebracht wurde, fiel er vor Schrecken vom Stuhl. Sein schöner Plan war nicht nur kläglich gescheitert, sondern er hatte auch noch obendrein die wertvolle Freundschaft des Ministers schnöde verscherzt. Er nahm sich das so zu Herzen, daß er ganz mager davon wurde; außerdem ging sein Geschäft von Tag zu Tag mehr zurück und er hatte schon den größten Teil seines Vermögens verloren. Trotzdem plagte ihn sein strenges Gewissen noch unablässig und er sah ein, daß er wohl nicht eher Ruhe finden könne, als bis er seinen letzten Pfennig an den rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben hätte. Er würde es auch gethan haben, wenn ihm nicht zuguterletzt noch ein Rettungsweg eingefallen

wäre. Einen Menschen gab es doch noch auf der Welt, der das strenge Gewissen nicht zu fürchten brauchte, ja, dem es sogar willkommen sein mußte: dem Frömmsten in der ganzen Christenheit!

Der unglückliche Besitzer des strengen Gewissens machte vor Freuden einen Luftsprung; er rechnete ganz sicher darauf, daß ihm dieser heilige Mann seine Last abnehmen, ihm vielleicht obendrein ein Geschenk für das Gewissen geben würde. Er ließ einen Kasten aus Gold, mit Edelsteinen verziert, machen, legte das strenge Gewissen hinein und trat die Wanderfahrt an ....

Nachdem er endlich den Frömmsten ausfindig gemacht und ihm demütig den Fuß geküßt hatte, reichte er ihm das wertvolle Kistchen und bat ihn, es als Geschenk huldvoll anzunehmen. Doch der heilige Mann zuckte sofort ein Merkliches zusammen; seine geistliche Nase witterte, was in dem Kasten verborgen sei. Als er sich nun zum Überfluß durch den Augenschein überzeugt hatte, daß ihn seine Ahnung nicht betrogen, wurde er sehr böse über die ihm angethane Beleidigung, winkte seinen Trabanten und ließ den Mann in den Hof führen. Dort bekam er zunächst eine ganz gehörige Tracht Prügel wegen seines unverschämten Benehmens und dann wurde er aus den Thoren geworfen. Sein strenges Gewissen gab man ihm auf besonderen Befehl wieder sorgsam mit; den goldenen Kasten schenkte der Fromme zur Erinnerung an das seltsame Vorkommnis einer guten Freundin; das Fräulein hatte schon lange um einen solchen Kasten gebeten, daß sie in ihm Gold und Edelsteine für ihre beiden Kinder aufheben könnte.

Jetzt endlich ergab sich der Mann mit dem strengen Gewissen in sein Schicksal. Er trieb sich zuerst viele Jahre in der Fremde herum, und als ihn endlich die Sehnsucht nach seiner Heimat packte, bettelte er sich langsam in seine Vaterstadt zurück. Dort fühlte er sich aber nicht im mindesten behaglich, sondern ärgerte sich über tausend Dinge, am meisten jedoch, als er seine

ehemalige Villa wiedersah. Ein ihm unbekannter, sehr fein aussehender Herr wohnte jetzt in ihr; er fragte einen Diener nach seinem Namen und erfuhr zu seinem tiefsten Ingrimm, daß sein ehemaliger Kutscher das Haus gekauft habe. Ihm war es ausgezeichnet gegangen, seitdem er sein strenges Gewissen losgeworden war; in ein paar Jahren hatte er es zu einem der reichsten Leute in der Stadt gebracht.

Bei dieser Nachricht riß dem Mann mit dem strengen Gewissen die Geduld; er suchte sich eilig einen Strick und hängte sich noch in derselben Nacht gerade vor dem Schlafzimmer seines früheren Kutschers an einem tüchtigen Ast auf.

Als am nächsten Morgen dem Eigentümer der Villa die freche That gemeldet wurde, kam er selbst herbei, um sich den Toten anzusehen. Kaum hatte er einen Blick auf ihn geworfen, so erkannte er trotz der gealterten Züge sofort seinen ehemaligen Herrn. Da faßte ihn eine schreckliche Angst, das strenge Gewissen werde am Ende gar zu ihm zurückkommen. Er ließ eilig einen festen Sarg aus Eichenholz herbeischaffen, darüber einen erzenen machen, über diesen noch einen großen steinernen, den Mann hineinlegen und sofort in das Meer versenken.

Seitdem hat niemand mehr in der Welt etwas von dem strengen Gewissen gemerkt!



Das verschenkte Herz

In der Mitte eines prächtigen, großen Gartens vor dem Thore steht ein Haus von grauem Stein mit reichen Verzierungen. Eine breite Treppe führt von dem Balkon herunter gerade nach dem Springbrunnen, um dessen Becken aus Marmor Beete voll

Jelängerjelieber angelegt sind. Weiter nach hinten sehen die weißen Blütenglocken von Tulpenbäumen aus dem Gebüsch und wenn ein leiser Windhauch vorüber geht, trägt er den köstlichen Duft der Rosen bis hinaus auf die staubige Straße. Der Balkon hat auf beiden Seiten eine förmliche Wand aus stämmigen Lorbeerbäumen, und auf der breiten Treppe blühen in großen, grünen Kübeln Orangen und Oleander!

Dort wohnte ein ganz außerordentlich reicher Mann; er lebte herrlich und in Freuden. Bei ihm gab es immer vorzügliches Essen mit den besten Weinen; kostbare Birnen und Trauben wurden von Dienern in tressenbesetzten Röcken auf goldenen und silbernen Platten herumgereicht. Alle Tage lud der Mann seine Freunde zu sich ein: da ging es hoch her; der Champagner knallte unaufhörlich und eine kurzweilige Überraschung folgte auf die andere. Und wenn die Gäste endlich müde geworden waren, ließ der Mann seine Kutschen herbeiholen; sie hatten Sitze von blauem und weißem Sammet und Atlas und waren sehr weich gepolstert, damit die Freunde gar bequem nach Hause fahren konnten.

Und doch war der reiche Mann nicht glücklich! Wenn er einsam in dem roten Polstersessel seines prächtigen Zimmers saß, kam es ihm zuweilen vor, als ob ein ganz leiser Zugwind um seine Schläfe wehe. Da wurde er immer sehr ernst und traurig; die Sonne schien dann auf einmal nicht mehr so leuchtend wie sonst und über sein hübsches, junges Gesicht zogen langsam ein paar düstere Schatten. Und da der Zugwind stets öfter und öfter kam, entschloß er sich, zu einem sehr klugen Mann zu gehen und den um Rat zu fragen. Er ließ sich seinen Stock mit dem goldenen Knopf geben und sein oberster Kammerdiener zog ihm den Rock an. Nun machte er sich auf den Weg zu dem Weisen.

Der war ein verhuzeltes Männchen ohne einen Zahn in dem Mund und trug ein rundes Sammetkäppchen auf dem kahlen Scheitel. Er hatte eine große

Brille auf der Nase und bückte sich über ein schweinsledernes Buch voll gar seltsamer Zeichen. Neben ihm hockte ein großer Rabe; seine Federn waren vor Alter ganz grau geworden. Er konnte sprechen und mußte seinem Herrn beim Lesen die Blätter umwenden.

Als der reiche Mann eintrat blickte ihn der Rabe mit dem rechten Auge etwas höhnisch an; als gebildeter Vogel sagte er aber kein Wort, sondern kraute sich nur bedächtig mit der Kralle auf dem Kopfe. Jetzt sah der alte Herr von dem Buche auf; er wußte gleich, was der Fremde von ihm wollte, denn er hatte soeben in dem Buch sein Schicksal gelesen.

„Sie wollen hören, wie Sie glücklich werden können," sagte er zu dem reichen Mann und stützte seinen wackelnden Kopf auf die rechte Hand. „Hm; das ist gar keine so leichte Sache. Aber ich kann Ihnen trotzdem helfen! Sie müssen sich etwas schenken lassen."

„Was sollte ich mir denn schenken lassen," lachte der reiche Mann vor sich hin.

„Sehr viel," murmelte der Alte, „sehr viel!" Ein Herz, das ganz und gar nur Ihnen allein gehört und auch gar nichts nach Ihrem Geld frägt."

„Kann ich mir so eins nicht lieber kaufen?" frug der andere wieder.

„Nein; dann macht es ja nicht glücklich. Sie müssen eben suchen, bis Sie es endlich finden," näselte der Weise und kehrte sich wieder seinem Buche zu. Der Rabe aber lachte diesmal ganz laut und höhnisch auf und zeigte mit der Kralle nach der Thüre! Der reiche Mann zuckte die Achseln und ging etwas ärgerlich fort!

Daheim gab er dem Haushofmeister seinen Stock mit dem goldenen Knopf und befahl ihm, er solle ein noch köstlicheres Essen wie sonst anrichten lassen, und noch mehr Freunde wie gewöhnlich dazu einladen. Er hatte sich nämlich vorgenommen, jetzt erst recht in Saus und Braus weiter zu leben. Es machte ihm viel zu viel Mühe, sich ein Herz zu suchen; und es sich gar

schenken lassen wollte er unter keinen Umständen; dazu war er zu stolz.

„Wenn es durchaus nicht anders geht, werde ich mir schließlich doch eins kaufen," sagte er zu sich selbst; „vorläufig aber will ich noch lustig sein und mir gute Tage machen."

Und so geschah es auch; die Freunde gingen bei ihm ein und aus. Sie zechten und lachten und jubelten, daß es eine Art hatte und schwuren ihm gewiß hundert Mal ewige Freundschaft — aber ein Herz schenkte ihm niemand!

Eines Abends hatte sich der Schwarm der Gäste früher wie sonst verlaufen. Der reiche Mann war müde; er öffnete ein Fenster und ließ die laue Sommerluft hereinströmen. Da fühlte er auf einmal den Zugwind viel stärker als je zuvor, daß er sich ganz erschrocken umwandte. Und siehe da, neben ihm stand eine Frau mit gar wunderbar milden, lieben Zügen; die dunkeln guten Augen aber hatte sie traurig auf den reichen Mann gerichtet! Ein unendlich banges Gefühl stieg bei ihrem traurigen Blick in ihm auf und seine Stimme zitterte ein wenig, als er die schöne Frau frug, wer sie sei und was sie bei ihm wolle.

„Ich bin deine Jugend" antwortete sie leise, „und bin gekommen, um heute Abschied von dir zu nehmen."

Da wurde es dem reichen Mann plötzlich so weh ums Herz, daß er glaubte, in seiner Brust sei etwas entzwei gegangen. Und es war auch etwas darin gebrochen für immer. Er bat die schöne Frau flehentlich, bei ihm zu bleiben; er könne ja nicht ohne sie leben. Aber sie schüttelte den Kopf und sagte: „meine Zeit ist um; ich muß fort! Du bist mein Liebling gewesen, und ich bin länger bei dir geblieben, als ich eigentlich durfte. Ich hoffte immer, du würdest doch noch dem Rate des Alten folgen und dir ein Herz schenken lassen, um glücklich zu werden. Nun wird es wohl zu spät sein und besonders, weil ich von dir fort

gehe. Armer Freund! Wer weiß, ob du noch gut machen kannst, was du versäumt hast! Vielleicht!"

In diesem Augenblick schlug die Turmuhr Zwölf! Die schöne Frau beugte sich über den Mann im Sessel und küßte ihm dreimal die Lippen; dann breitete sie ein paar mächtige Schwingen aus und flog hinaus in die dunkle Nacht. Und die Sterne funkelten und glänzten, der Wind wehte leise, die Springbrunnen plätscherten, und die Rosen wiegten die duftenden Blütenkelche.

Das Herz des reichen Mannes schlug und hämmerte als ob es zerspringen wollte. Ein unsagbar tiefes Weh, ein stechender Schmerz drang ihm durch die Seele. Er schaute zum Himmel hinauf, ob er die scheidende Jugend nicht noch einmal sähe. Umsonst! Nur ein Meteor flog durch das Sternengewimmel über die Stadt nach dem rauschenden Wald! . . . .

Am andern Morgen war der reiche Mann müde und alt geworden. Die gestern noch glänzenden Augen blickten matt vor sich hin und seine bisher so frischen Backen waren ganz blaß geworden. Die Freunde glaubten, er sei krank und sie drangen in ihn, einen Arzt holen zu lassen. Als er aber nur still den Kopf schüttelte und immer weniger Lust zeigte, die üppigen Gelage weiter fortzusetzen, so nannten sie ihn bald einen griesgrämigen Langweiler und einer nach dem andern blieb weg; sie fanden eben keinen Vorteil mehr bei ihm und etwas anderes hatten sie nie gewollt. Nach längerer Zeit ging niemand mehr bei ihm ein und aus, und eines Tages entließ er seine Diener, schloß sein Haus zu und wanderte hinaus in die Welt, um einen Menschen zu suchen, der ihm sein Herz voll und ganz schenke.

Er zog durch alle Länder, bergauf und bergab und frug in jeder Stadt und in jedem Dorf, ob ihm niemand sein Herz schenken wolle. Aber alle Menschen hatten es schon weggegeben oder sie fanden an dem allmählich grau gewordenen Mann keinen Gefallen und sagten ihm ganz einfach, er solle weitergehen. Bald fing man an,

über ihn zu spotten und hieß ihn einen alten Thor; in der Jugend müsse man sich ein Herz schenken lassen; im Alter sei es doch wahrhaftig zu spät dazu. Da nun alle ihm das Gleiche sagten, glaubte er es am Ende selber, ward sehr betrübt und beschloß, nach Hause zu gehen.

Da fand er eines Abends ein Mädchen unter einem Baume sitzend; es hatte den schönen Kopf in die weiße Hand gestützt und weinte bitter vor sich hin. Der reiche Mann fühlte tiefes Mitleid mit ihm und frug, was ihm denn geschehen sei; es erzählte ihm, daß die Mutter totkrank sei, es selbst und ihr Bruder nichts mehr zu essen habe und ihr Hausherr sie aus der Wohnung jagen wollte. Der Mann ging mit dem schönen Mädchen, zahlte die Miete, ließ einen Arzt holen und Braten und Wein herbeischaffen. Aber für die Mutter kam jede Hilfe viel zu spät; doch sie starb beruhigt; der reiche Mann hatte ihr versprochen, für ihre Kinder zu sorgen.

Er nahm die beiden mit sich nach Haus; sie bekamen prächtige Kleider und alles, was ihr Herz begehrte. Nach einiger Zeit frug er das schöne Mädchen, ob es seine Frau werden wolle; es besann sich nicht lange, sondern willigte gerne ein und fuhr nun als Herrin in dem Wagen mit seidenen und sammetnen Kissen nnd war mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Und nach einiger Zeit klopfte der Storch an das Fenster und brachte einen kleinen Knaben. Aber der dumme Storch hatte kein schönes Kind ausgewählt und die Mutter freute sich nicht über es.

Der Kleine bekam seine Wärterin, eine alte, gute Frau; sie pflegte ihn und hatte ihn lieb. Weil aber die junge Mutter keinen Staat mit dem Knaben machen konnte, mußte er meistens in dem Hinterzimmer bleiben. Nur der Vater besuchte ihn öfter, streichelte seine Backen und brachte ihm Spielzeug. Aber auch er kam nicht gerade häufig; er hatte nur Augen für seine schöne Frau; sie rauschte in Seide und Spitzen und gab ein glänzendes Fest nach dem andern. Er that ihr, was er nur

an den Augen absehen konnte, denn er hoffte im Stillen, sie werde ihm ihr Herz schenken und ihn dadurch glücklich machen. Gefragt hatte er noch nicht; er fürchtete sich nämlich etwas davor; aber wenn sie so vergnügt schien und so hell auflachte, da glaubte er sicher, eine günstige Antwort zu bekommen.

Mehrere Jahre waren vergangen und der Knabe war in ihnen so groß geworden, daß er in dem weiten Garten herumspringen konnte. Wenn sein Vater manchmal mit ihm spielte, war es ein Fest für ihn, und über die unschönen Züge glitt dann ein Lächeln wie Frühlingssonnenschein. Vor seiner glänzenden Mutter hegte er immer eine geheime Scheu; außerdem hatte sie stets einen ganzen Schwarm von geputzten Damen und vornehm aussehenden Herren um sich.

Umso mehr aber liebte sie der reiche Mann und eines Abends konnte er sich nicht länger zurückhalten; er legte seinen Arm um ihren weißen Hals und frug sie mit bebender Stimme, ob sie ihm ihr Herz schenken wolle. Ein leises Rot lief über ihr Gesicht und sie schüttelte das geschmückte Haupt.

„Sonst alles was du willst,“ gab sie zur Antwort! „Aber mein Herz habe ich schon lange, lange weggegeben!“

Ein tiefes, stechendes Weh zog bei diesen Worten durch die Seele des Mannes, gerade so wie damals, als seine Jugend von ihm Abschied genommen hatte. Und er stand auf und ging in sein Zimmer und vergrub den Kopf in den dicken Polstern. Jetzt wußte er, daß ihm niemand mehr sein Herz schenken werde und er sterben müsse, ohne glücklich gewesen zu sein.

Da sprang mit einmal die Thüre auf und sein Knabe lief herein. Er faßte mit beiden Händchen nach dem Kopf seines Vaters und als er seine trüben, ernsten Augen sah, that er ihm leid und er sagte: „Was fehlt dir denn, Papa? Soll ich dir etwas schenken? Willst du meine Armbrust oder meinen neuen Kreisel?“

Und der reiche Mann zog das Kind zu sich in die Höhe und küßte es.

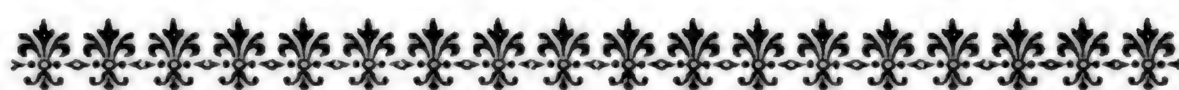
„Du kannst mir nicht helfen, mein Liebling. Siehst du, ich muß ein Herz geschenkt bekommen, und das will mir ja doch niemand geben!“

„Aber so nimm meines, Papa! Ich gebe es dir ja so sehr gerne.“

Da war es dem Mann, als ob plötzlich ein goldener Sonnenstrahl durch die Fenster flute und das Zimmer mit einer wunderbaren Helle erfülle, als ob tausend und aber tausend Vögel jauchzten und ein neuer Frühling in seine Brust ziehe. Er hörte ein leises Rauschen und als er in die Höhe blickte, sah er seine Jugend über sich schweben. Sie hielt einen duftenden Zweig voll goldener und silberner Blüten über ihn und lächelte ihm freundlich entgegen. Und eine Blüte fiel auf sein Haupt und neue Kraft und neues Leben durchströmte ihn.

Er preßte den Knaben an seine Brust und tanzte mit ihm in dem Zimmer herum. Und dann lief er mit ihm in den Garten und sie spielten zusammen auf dem Rasen. Der reiche Mann war zum erstenmal in seinem Leben glücklich. Er hatte ein Herz geschenkt bekommen, ein liebevolles, warmes Menschenherz, das nur ihm allein angehörte!





Paul Scheerbart

Die Nacht war groß — Hinter den Bergen — Der Tod Emins — Qualm und Rauch — Die hastigen Cyklopen — Die kleine Fliege



Die Nacht war groß

Eine Sterngeschichte

Die Nacht war groß. Und am Himmel blitzten die alten Sterne — die großen Weltkörper des unendlichen Raums — sie blitzten durch die Finsternis hinab ... bis auf den Parnaß der Erde.

Auf dem Parnaß der Erde saßen viele Dichter, die schauten hinauf, hinein in den unendlichen Raum, in dem die fernen Weltmassen, die alten unzähligen Sternheere fortwährend blitzten.

Plötzlich ging ein tolles Flackern, Flammen und Leuchten durch die Unendlichkeit. Tausende neuer Sterne entstanden, wurden furchtbar hell und sausten als gleißende glühende Streifen auf den Parnaß der Erde hinab. Mit ungeheurer Kraft bohrten sie sich knarrend — tief in das feste Gestein des Parnasses.

Die neuen Sterne erhuben ein großes Geschrei, sie riefen immerfort:

„Wir sind vom Himmel gefallen!"
„Wir sind vom Himmel gefallen!"
„Betet uns an!"
„Betet uns an!"

Die Dichter aber auf dem Parnaß der Erde begannen heftig zu murren. Sie sagten sich ärgerlich:

„Das sind ja gar keine Sterne.“

Da wurden die, die vom Himmel gefallen waren, sehr böse; sie kreischten auf und brüllten:

„Ihr Lumpenhunde, wenn ihr uns nicht anbetet, so schmeißen wir euch vom Parnaß runter, hört ihr's?“

„Wir hören,“ sagten die Dichter, holten aus ihren Höhlen die Spaten heraus und beschütteten die neuen Sterne, die sich tief in das harte Gestein des Parnasses hineingebohrt hatten, mit nasser Lehmerde.

Und da zischten die neuen Sterne wie giftige Schlangen auf.

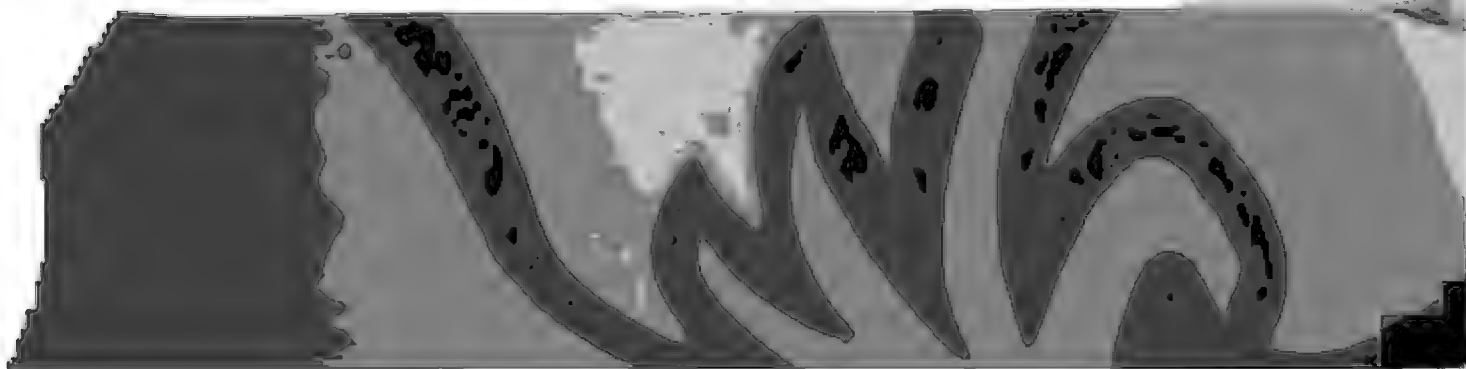
Doch die Dichter mit ihren Schaufeln wurden sehr böswillig, sie verzogen die Stirnhaut in tiefe Falten, knirschten mit den Zähnen und schmissen immer mehr nasse Lehmerde auf die neuen Sterne, die noch immer ganz heiß waren.

Dieses alles sahen nun sofort die ältesten Dichter, die ganz in der Mitte des Parnasses lebten; sie kamen ohne Spaten näher; sie sprachen, während sie sich bedächtig die langen weißen Bärte glatt strichen, mit lauter Stimme:

„Kameraden! Kameraden! Fürchtet ihr euch denn vor den neuen Kräften? Ob's Sterne sind oder nicht — das ist doch einerlei — für uns. Wir dächten, Ihr hättet was besseres zu thun. Ihr seid doch keine Totengräber! Bedenkt das doch! Laßt die Verschüttung! Die eilt ja nicht. Die Kleinen werden schon von selbst wieder ruhig werden. Ärgert euch doch nicht gleich so, ihr seid ja böswillig! Nicht doch! wartet! hört auf!“

Wie das die neuen Sterne vernahmen, wurden sie sehr froh, denn die Lehmerde war sehr naß und sehr kalt. Sie begrüßten die alten Dichter sehr artig und meinten — jetzt schon viel bescheidener:

„Wir sind aber doch wirklich vom Himmel gefallen,



wirklich aus dem Himmel herausgefallen. Habt ihr uns denn nicht gesehen?"

Hiernach versetzte der eine der Alten: „Wir sahen euch schon aus eurem Himmel herausfallen, glaubt's nur! Mancher von uns soll auch aus dem Himmel gefallen sein. Wir wissen's nicht genau. Aber deswegen brauchten wir ihn noch nicht anzubeten. Auf dem Parnaß der Erde hat nur der Dichter was zu sagen. Die Kraft allein macht's bei uns nicht . . . und die Klugheit auch nicht. Ihr habt euch ja mit großer Kraft in unsern Parnaß hineingebohrt. Indessen damit habt ihr doch noch nicht gezeigt, was ihr als Dichter könnt!"

Und ein andrer der Alten fuhr fort: „Sagt mal, ihr kleinen, ihr neuen Sterne, warum sollten wir euch eigentlich anbeten? Glaubt ihr, wir haben so'n unbezwingliches Betbedürfnis? Wir beten ja ganz gern. Aber wenn wir beten wollen, dann haben wir ja dort oben die alten festen großen Sterne, die ganze Weltenmassen sind — die lassen sich die Anbetung immer noch gefallen, da sie gutmütig sind wie alte Riesen. Ihr glaubt, Stern sei Stern. Und das stimmt doch nicht. Dann müßt ihr auch bedenken, daß ein Stern noch nicht ein Dichter der Erde ist. Seht ihr? Wir halten uns nicht für so gering, als ihr dachtet."

Und ein leises Lächeln ging durch die Reihen der irdischen Dichter. Und aus einer Gruppe von den jüngeren, die sich jetzt müßig auf ihren Spaten stützten, sprang rasch ein Dichter mit schwarzem Haar hervor, fuchtelte mit dem Spaten in der Luft herum und rief: „Wir sind böswillig gewesen, ihr neuen Sterne, nehmt es nicht krumm! Wenn ihr aber Dichter werden wollt, dann wollen wir euch wieder ausgraben, wollt Ihr?"

„Ach ja! thut das! die verdammte Lehmerde wirkt gräßlich." Also erwiderten die neuen Sterne.

Da gingen die Dichter mit ihren Spaten wieder

zu den neuen Sternen hin und begannen die tief im harten Gestein Festgerammten — auszugraben.

Die älteren Dichter waren währenddem ins Reden geraten. Einige meinten:

„Übrigens haben wir auch noch alle einen Stern hinter unsrer Stirn — das ist unser eigner Stern, und den werden wir wohl am häufigsten anzubeten haben, damit was Ordentliches aus uns wird.“ Und in einer anderen Gruppe meinte man: „Wenn wir uns gegenseitig anbeten wollten, dann müßten wir wohl recht viel überflüssige Zeit haben. Und — fördern würden wir uns dadurch doch wohl nicht.“

„Nein, nein!“ sagten die Andern, und sie gingen aus einander — schmunzelnd, lächelnd, mit Falten auf den Wangen neben der Nase . . .

Die Nacht ward wieder groß. Und am Himmel blitzten die alten großen Sterne — die Weltallsonnen — viel, viel heller als sonst.

Der Älteste der irdischen Dichter dachte jedoch eifrig nach, ob wohl die großen Sterne des Himmels auch dichten könnten — nur dann wollte er sie für seinesgleichen halten — denn der älteste Dichter der Erde war maßlos stolz.



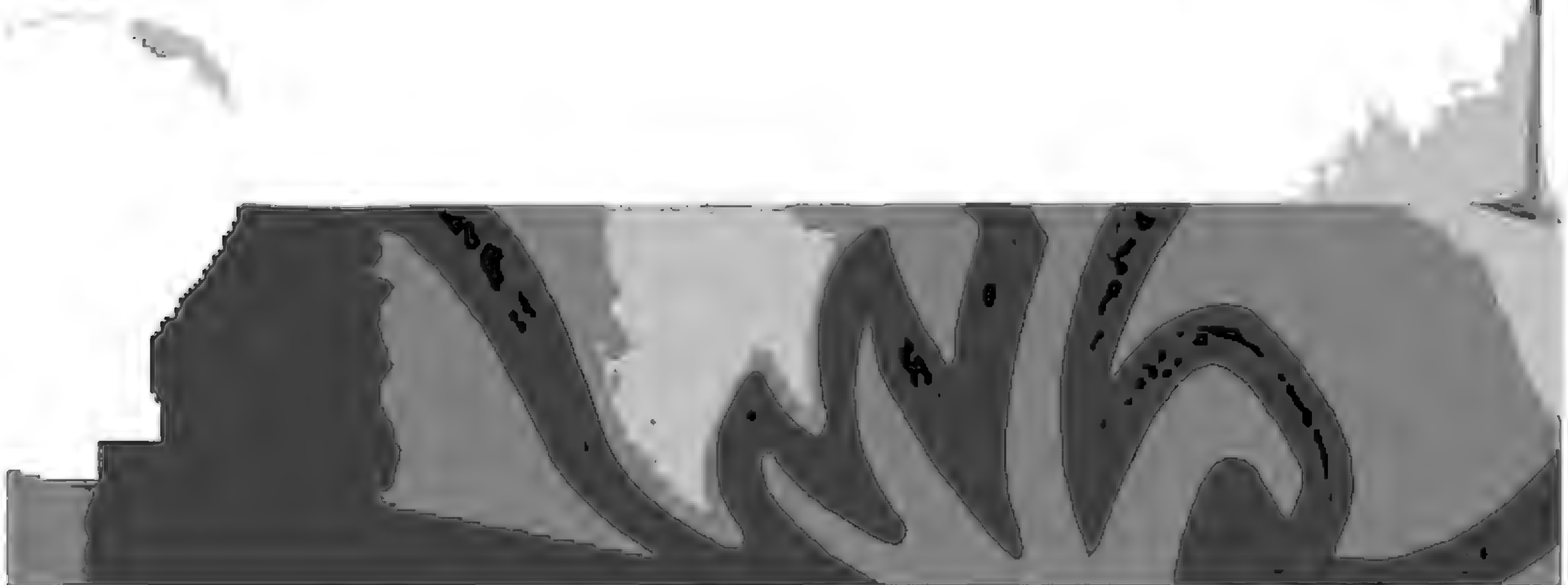
Hinter den Bergen

der

Gewöhnlichkeit

Scherzo

Hinter den Bergen der Gewöhnlichkeit sitzen zwölf kleine Kinder — sie rauchen. Sie rauchen die Blätter vom Erkenntnisbaum. Die Gegend ist etwas grau. Regen träufelt in sie hinein. Die Kinder sitzen unter



zwölf gelben seidenen Regenschirmen. Da kommt plötzlich eine alte Sphinx des Wegs daher. „Was macht ihr da?“ ruft sie aus. „Wir rauchen die Blätter vom Erkenntnisbaum,“ rufen die kleinen Kinder jubelnd der Alten entgegen. „Ach so!“ sagt die — und geht fort.



Der Tod Emins

Ein Chalifenidyll

Auf staubigen Blumen sitzen müde Käfer. Glühend scheint die Sonne hinab in die Gärten der großen Chalifenburg. Träge liegen dicke Schildkröten auf den braunen Kieswegen. Ein schwarzer Sklave schleicht durch's Gebüsch. Immer wieder leuchtet zwischen Myrten und Lorbeern das gelbe Lendentuch des Sklaven hell auf.

In den Straßen Bagdads wird es stiller und stiller — denn die Sonne steht ganz hoch oben am Himmel. Es ist so heiß und so drückend schwül — wie in der Wüste.

Auf dem breiten Tigris gleiten chinesische Dschunken mit schmierigen Segeln langsam dahin — an der Chalifenburg vorbei — der kleinen Speicherinsel zu.

In der Chalifenburg schreien die Haremsfrauen, die Prinzen drücken sich verstohlen die Hände, die Sklaven flüstern mit scheuem Blick, nur die Hofleute lächeln — verschmitzt — überlegen — kalt. Und von Palast zu Palast eilen die Boten mit wichtigen Briefen. Die ganze Hofburg mit ihren bunten Gärten, mit ihren Hallen und Hainen, mit ihren unzähligen Schlössern und Villen — ist in große Bestürzung geraten — — denn eine große Empörung ist ausgebrochen in den

weiten muhamedanischen Landen. Man hat dem Chalifen Emin den Gehorsam gekündigt. Und die Aufständischen werden geführt von Mamun, dem Bruder des Chalifen. Schon nahen die Rebellen den Thoren Bagdads. Niemand wagt dem Mamun zu widerstehen, die Söldnerscharen gesellen sich auch zu den Aufständischen — — — und Mamun kommt immer näher und näher, und mit ihm kommen zügellose Rotten, wilde blutgierige Krieger — sie nahen der Chalifenburg. Bagdads Bürger ziehen sich in ihre Häuser zurück. Um die Mittagszeit ist auf allen Straßen kein Mensch mehr zu sehen.

Aber im Fischpalast am Tigris, wo der Chalif Emin seit einem ganzen Jahr am liebsten zu weilen pflegt, da stehen die Sklaven an den Thüren und starren gradaus, keiner von ihnen wagt, sich zu bewegen. Der Chalif hat befohlen, alle Sklaven sollen ganz still stehen. Um das Mauerwerk des kleinen Schlosses plätschern die Tigriswellen, die große Prachtbarke schaukelt. Auf einer Galerie, die sich dicht über dem Strome hinzieht, geht Emin langsam auf und ab, zuweilen bleibt er stehen, starrt ins Wasser, lehnt sich mit der Brust über das Holzgeländer und schlägt mit dem rechten Fuß nach hinten aus wie ein Pferd . . . .

Die Prachtbarke schaukelt nicht fernab von der Galerie, deren Holzgeländer reich mit roten und blauen Farben bemalt ist. Der Chalif trägt einen grünseidenen Kaftan und einen weißen Turban, unter dem das dunkelbraune Gesicht mit kleinem Schnurrbart und blitzenden Pechaugen plötzlich unheimlich hervorschaut. Emin faltet die Hände — und seine Augen werden blöde.

Emin weiß heute wieder nicht, was er zuerst thun soll, gestern wollt' er auf den Tigris hinausfahren. In der Nacht fiel ihm aber ein, daß er einen Brief an einen indischen Teppichhändler zu schreiben habe. Des Morgens wachte der Chalif mit einem neuen Bauplan auf. Er wollte fürderhin in den Kronen der größeren

Bäume wohnen, weil dort die Aussicht so gut ist. Wie er nun so an dem Holzgeländer lehnte, fielen ihm einige Regierungsgeschäfte ein. Auch überlegte er dabei, ob er nicht lieber einmal einen Krieg anfangen sollte. „Ja wohl" murmelte er, „als Chalif muß ich eigentlich auch Krieg führen, das hab' ich ja noch nie gethan. Wenn ich nur nicht so viel zu thun hätte. Immerfort muß ich so viel thun. Ich komme bald zu gar nichts mehr, und ich vergesse so vieles. He Sklaven!"

Zitternd und bebend nahten die beiden Sklaven, die an der nächsten Thüre standen; Emin fragte:

„Was habe ich vergessen?"

Der größere Sklave — ein Armenier mit hellem Gesicht und dunklem Bart — kreuzte die Hände langsam über der Brust, verbeugte sich bis zur Erde und sprach:

„Angeln! Herr!"

„Richtig! richtig! richtig!" rief der Chalif, und majestätisch schritt er durch die Pforte in seinen Speisesaal, den grade sechs persische Jungfrauen festlich schmückten. Auf den Teppichen lagen Rosen und Nelken. Weihrauch brannte in goldenen Schalen. Und in der Mitte auf einem weißen, ovalgeschnittenen Ziegenfell stand ein Kalbsbraten — der duftete. Die Jungfrauen sanken auf die Kniee, warfen Rosen hoch in die Luft und sangen ein arabisches Schlachtlied, das der Chalif immer zum Frühstück zu hören pflegte. Der Chalif setzte sich nun auf das Ziegenfell und aß — die Mädchen sangen und warfen Rosen in die Luft, die Weihrauchbecken qualmten, und Emin dachte plötzlich wieder nach; er dachte wieder an alle seine vielen Geschäfte, an den Krieg und an den indischen Teppichhändler. — Da kam aber der Armenier herbei und rief wieder:

„Angeln! Herr!"

„Ach richtig," sagte schmunzelnd hierauf der Beherrscher der muhamedanischen Welt, kaute hastiger, stach das Messer in den Kalbsbraten und sprang auf.

Die Mädchen sangen nicht mehr, auf einen Wink des Armeniers jagten sie jetzt wie die Windhunde davon, um die Angelruten zu holen. Von allen Seiten eilten Sklaven herbei, stürzten dem Allmächtigen zu Füßen und küßten den Teppich, den der Herr betreten wollte — — — jedoch kein einziger Sklave, kein Hofmann und kein Prinz wagten zu sagen, daß Rebellen der Chalifenburg nahten, daß Mamun, des Chalifen Bruder, schon ein paar Dutzend Siege über Emins Truppen davongetragen — — — nein, nein — Emin hörte nur zuweilen, daß an den Grenzen Krieg ausgebrochen, daß das aber nichts zu bedeuten habe — das sei immer so gewesen, das sei überhaupt noch gar kein wirklicher Krieg — so ungefähr sprachen die Hofleute, wenn sie einmal vor dem Herrn der Erde reden durften, was nicht oft vorkam.

Und Emin schritt stolz in seinen Teichsaal — da war der ganze Fußboden aus Alabaster, und in den Alabaster waren blaue Sterne von Lapis lazuli eingelegt. Vor den Fenstern des reich vergoldeten Saales war nur das erhellte Laub grüner Bäume zu sehen, die wie grüne Gardinen das Licht dämpften. In der Mitte des Saales befand sich ein großer Teich, der durch Röhren mit dem Tigrisstrome verbunden war. Hier angelte der große Chalif. Er saß in ganz, ganz weichen Kissen am Rande seines Teichbeckens mit dem Rücken gegen die Fenster und angelte. Wenn sich die grünen Blätter vor den Fenstern bewegten, dann bewegten sich auch die grünen Lichtflecken auf dem Alabasterboden. Die blauen Sterne von Lapis lazuli wirkten gar geheimnisvoll zwischen den grünen Lichtflecken.

Die Sklaven standen jetzt überall an den Thüren wieder ganz still und starrten gradaus, denn der hohe Herr des Hauses angelte. Wundersam — heut' biß nichts an. Doch Emin starrte in den Teich und ließ die Angelruten nicht fallen. Er hatte Krieg, Indien und Regierung vollkommen vergessen.

In den Gärten der Chalifenburg schleicht ein schwarzer Sklave mit gelbem Lendentuch einen kleinen Hügel hinan. Er klatscht in die Hände, und siehe — da kommen Krieger aus dem Gebüsch, wilde Gestalten mit blitzenden Säbeln — wohl an die hundert Mann. Der schwarze Sklave zeigt auf den Fluß und erzählt hastig den Führern, was er im Schloß erfahren — hauptsächlich, daß dort alle still stehen und gradaus sehen müssen.

Mit ein paar Kähnen fahren die Krieger neben der Prachtbarke des Fischpalastes vorbei an die Galerie, auf der noch vor kurzem der Chalif nachdachte.

Die Sklaven fliehen, wie sie die Krieger sehen, und diese durchsuchen nun das ganze Schloß, essen den Kalbsbraten im Speisesaal auf und kommen an die Thür des Teichsaales.

Und da schreit der Chalif Emin hell auf, fängt an zu lachen, daß ihm die Thränen über die braunen Wangen rollen — denn er hat einen großen Aal gefangen, der Aal zappelt an der Leine, schlägt wuchtig mit dem Schwanz nach allen Seiten, und Emin freut sich darüber.

Die beiden Sklaven an der Thür flüchten in die Ecken des Gemachs. Die wilden Rebellen sehen sich erstaunt an, lachen auch wie Emin, dann aber zieht der Wildeste hurtig sein Schwert, holt kräftig aus und schlägt dem lachenden Chalifen den Kopf ab. Der Kopf fällt mitsamt dem Turban in den Angelteich — und die Angelrute fällt mit dem Aal auch ins Wasser. Der Aal zieht Leine und Rute mit sich in die Tiefe durch die Röhren hinaus in den breiten Tigrisstrom.

Prächtig glänzt in dem grünen Blätterscheine das rote Blut des toten Chalifen. Auch der Alabaster wird an dem Teichrande rot gefärbt und ein blauer Stern von Lapis lazuli wird auch ganz rot. Die grünen Lichtflecken auf dem weißen Alabaster kommen neben dem roten Blute zu prächtigster Wirkung. Nur die

beiden Sklaven in den Ecken des Gemachs achten nicht auf die seltene Farbenstimmung.

Das grüne Dämmerlicht zittert im Teichsaal — und es wird immer dunkler.



Qualm und Rauch

Ein Nachtstück

Weiche Trunkenheit überkam mich.

Unzählige Schornsteine rauchten vor meinen Augen. Und der Rauch ward immer dicker und dunkler.

„Das ist das Überflüssige und Unbedeutende, das Falsche und Gewöhnliche, das diejenigen hervorbringen, auf deren Herde sehr viel wirklich Treffliches entsteht. Aber das nicht Treffliche ist überall auch da — und das steigt nun als Qualm und Rauch aus hohen Schornsteinen vor dir in den Himmel auf und trübt deinen Blick.“

So sprach ein altes Weib mit grasgrünen Augen und orangefarbigem Antlitz zu mir. Karminrote Haare wehten ihr um die feine lange Nase.

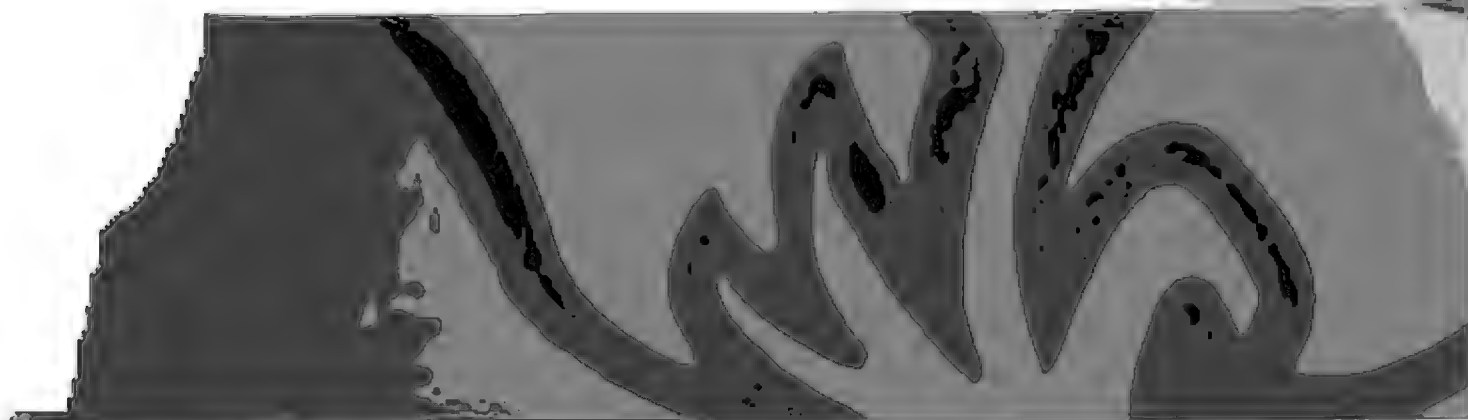
Ich und das alte Weib, wir saßen auf einer Dachrinne und schauten träumend in den Qualm, in den Rauch.

Da wirbelten Gestalten in dem Rauch empor und abgedroschne Redensarten, salomonische Weisheit und Carnevalsulk . . . . . und wirre Nebelbilder zuckten hindurch — und ich wußte nicht mehr, was da trefflich war und — was nicht.

„Nur was uns erlöst — von irgend etwas — das ist trefflich,“ — so sprach das Weib neben mir mit dem Orangegesicht.

Ich aber wußte nicht, war das Weib ein höhnisches Sinnbild, das die Klarheit darstellen sollte — oder war das Weib auch nur Qualm und Rauch? — Ich ging über die Dachrinne zurück und legte mich schlafen.





Die hastigen Cyklopen

Kratergeschichte

Donnerwetter!! — dieser Lärm!

Die Kohlenklötze fliegen von Hand zu Hand — die Cyklopen im Ätna wollen wieder heizen — sie wollen heizen, damit's ringsherum auf der ganzen Erde — — Erdbeben gebe, damit überall das Veraltete und Schlechte platze — zusammenstürze — zu Schutt und Müll werde. Mit ihren braunen mächtigen Armen heben die Cyklopen die schweren Kohlenklötze hochaufatmend empor, schmeißen sie dem Nachbarn wild lachend zu, recken sich, daß die Riesenglieder knacken und knarren und bücken sich dann mit dem nackten Oberkörper wieder zu den Kohlen hinunter — dort brechen die Starken mit ihren Eisenfingern neue Kohlenklötze heraus.

Und abermals schmeißen die Riesen hochaufatmend dem Nächsten den Kohlenklotz zu, der schmeißt ihn wiederum weiter — die Kohlenklötze fliegen von Hand zu Hand — die Cyklopen im Ätna wollen wieder heizen. Es soll und muß jetzt wieder mal was zusammenbrechen auf dem alten Erdenrund. Zu viel Schlechtes giebt's da draußen. Die Cyklopen ärgern sich zu sehr darüber.

Dröhnend krachen die Klötze neben dem großen Feuerloch auf einem großen Kohlenhaufen durcheinander.

Wie der Kohlenhaufen ganz groß geworden ist, brüllt ein junger Riese wie ein Stier los: „Schaufeln! He! Hollah! Schaufeln holen!"

Schwerfällig tappen die Riesen nach hinten in die schwarzen Höhlen hinein. Das Stirnauge der Cyklopen rollt.

Im Kraterschlunde brennt trocknes Holz. Feine züngelnde Flammen flackern knisternd hinter dem Feuerloch empor.

Die Cyklopen kommen mit ungeheuren Schaufeln zurück, stellen sich rings um den großen Kohlenhaufen

auf und fassen die mächtigen Spatenstiele fest mit beiden Fäusten.

Die ältesten Riesen mit weißen Bärten stehen vor dem Feuerloch und starren mit ihrem großen Stirnauge wild in die züngelnden Flammen hinein.

An den schwarzen Wänden spiegelt sich das Feuer. Die weißen Bärte der Alten sehen rot aus. Die knorrigen Arme der Cyklopen glänzen im heißen Feuerschein. Es glänzt ihre Brust. Es glänzen ihre großen Ohren. Es glänzt ihr ganzes Gesicht.

Plötzlich brüllen die Alten:

„He! Hollah! Los!“

Und gleich kracht's los, daß die ganze Erde zittert und bebt — — — es war ein langer, gewaltiger, krachender Knall.

Alle Schaufeln sind zugleich hineingestoßen in den großen Kohlenhaufen. Jetzt drehen die Riesen den Spatenstiel.

Donnerwetter!! — dieser Lärm!

Dann werden alle Schaufeln mit mächtigen Kohlenlasten emporgehoben.

Ein Knacken und Bersten, ein Rollen und Rasseln, ein wildes erderdröhnendes Zittern geht durch die Hallen — und die Riesen mit der Spatenlast dastehend zittern auch, die Spatenstiele biegen sich, und Kohlenklötze fallen hinab.

Die Riesen stehen und wollen jetzt die Kohlen von ihren Spaten fortschleudern — hinein in das große Feuerloch. Die Herkulesse stehen und brüllen:

„He! Hollah! Aufgepaßt!“

Die Alten treten zur Seite.

— — —

Doch zugleich schreitet herein in die schwarzen Hallen mit ruhigem, langsamem Schritt — der Meister.

Er blickt kalt umher.

Alle schaun ihn erschrocken an.

Der Meister ruft bedächtig — höhnisch:

„Ho! — Ho! — Was soll das sein?“

Einzelne Kohlen fallen wieder von den Spaten herunter. Die Riesen zittern, sie können die Kohlenlast nicht mehr halten.

Der Meister spricht:

„Die Erde ist noch warm genug. Leben und Bewegung ist noch da. Ihr wollt nur immer Alles kurz und klein schlagen. Ein Glück, daß ihr nicht draußen lebt. Immer ruhig! Immer ruhig! Zum Heizen kommen wir noch. Was schlecht und überflüssig auf der Erde ist, das können wir immer noch vernichten — in einem Augenblick — ihr wißt es! Jetzt aber . . . ho! ho! Fort mit den Spaten!“

Ro — bo — fliegen die Schaufeln mit den Kohlen auf dem Kohlenhaufen durcheinander.

Die Riesen recken ihre Glieder, daß es knackt und knarrt; sie gähnen.

Der Meister aber sagt, indem er sich umwendet, laut und ruhig: „Es hat noch Zeit!“

Die Riesen murmeln ihm das nach, murmeln: „Es hat noch Zeit!“

In den schwarzen Kraterhallen des Ätna gehen die Cyklopen, die versammelt waren, wieder auseinander. Wieder hört man dumpf — murrend — murmelnd: „Es hat noch Zeit!“

Sie haben schon oft wiederholt — das große Meisterwort: „Es hat noch Zeit!“

Draußen unter dem italienischen blauen Himmel dampft der Ätna ganz hellgraue Wolken aus seinem Krater heraus.

Die grauen wirbelnden Wolken werden von der warmen Nachmittagssonne lieblich beschienen.



Die kleine Fliege

Winteridyll

Da sitzt sie — die kleine Fliege — mit ihren sechs Beinen — ganz gemütlich — auf Großmutters weißer Haube.

Es ist eine kleine schwarze Fliege — die Fliege, die auf Großmutters Haube sitzt.

Das ganze Zimmer ist so still, und die Großmutter denkt an die gute alte Zeit.

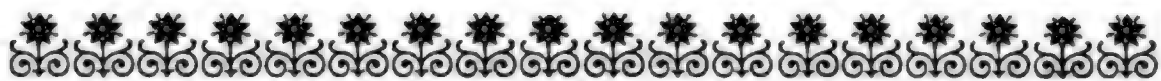
Und die kleine Fliege fliegt auf, im Zimmer herum, stößt sich an der großen Lampe, spiegelt sich im alten Spiegel, umbrummt die Nippes auf der Kommode, setzt sich auf den Rand des Goldfischglases und reibt sich mit den Vorderfüßen den kleinen Kopf.

Großmutter trinkt Kaffee — sie nimmt ein Stück Zucker und taucht es in den Kaffee hinein — da kommt die kleine Fliege, fliegt geradezu auf den Zucker los, setzt sich auf ihm fest — und beginnt zu saugen.

Großmutter sieht's, schmunzelt — und hält die Hand ganz still — um die Fliege nicht zu stören.

Großmutter mag auch nicht gestört werden.





Johannes Schlaf

Frühlicht



Frühlicht

An den himmelhohen Mauern nieder, durch das Fenster, zwischen den Gardinen das erste Morgenlicht.

Leise. Grau. Tot.

Hoch oben das arme Bißchen Himmel und die drei Sterne.

Und ich liege und brüte und würge an meinem blöden Leid.

Dich will ich! dich! . . .

Und mein Wille und meine große Pein schreit in mir: dich will ich! dich! dich!

Nichts ist in der müden Welt als das Grauen und der Zweifel.

Und du und ich. Du und ich und unsre Sehnsucht.

Und unsre Sehnsucht will neuen Anfang. Unsre Sehnsucht, die nie sterben kann! Nie! —

Wo bist du?! Wie halt ich dich?!

Ich schreie nach dir durch meine einsame, einsame Nacht!

Meine Sehnsucht wird Angst und meine Angst wird Grimm!

Gieb dich mir!!

Du mußt dich mir geben!! Mußt!!



Wo bist du?!

Überall, überall bist du und überall flirrt meine Sehnsucht an dir hin.

Mit hundert dummen Masken hast du mich den Tag über geäfft.

Warum?

Du warst die Kinder, die am Brunnen Ringelreihen spielten. Und wie sie sangen und jauchzten, Wahn, ganz junger, seliger, helläugiger Wahn, da, einen Augenblick, hielt ich dich.

Aber hinter hundert thörichten Masken verlor ich dich wieder.

Alt, runzlich, gebückt, niedergezwängt von stummen Qualen wanktest du an mir vorüber. Verkrüppelt, häßlich, schmutzig. Du sahst mich an mit schielendem, ausweichendem Blick, mit feigem Haß. Stumpf, im Fron von tausend täglichen Hantierungen, in tausend Gestalten, sah ich dich keuchen und gegen deine Sehnsucht ringen. Du schaltst, logst, stahlst, beschimpftest Du verleumdetest, betrogst, weintest, lachtest, sangst und warst guter Dinge: und immer wolltest du dich um deine Sehnsucht betrügen. Deine Stimme war grell und roh. Deine Geberden gemein und widerwärtig. Rauh deine Sprache. Und wieder sanft und mild und weich, und schwoll in köstlicher Fülle von deiner sehnenden Angst.

Hinter tausend dummen, thörichten Masken wolltest du dich vor mir verbergen.

Warum?

Meinen Augen bleibst du nicht verborgen.

Tief und scharf sehen sie in dich hinein und sehen deine suchende, hastende Angst und deinen Willen, der doch weiß, der ja doch weiß . . .

Ach, warum sind wir so feig, du und ich?

Warum bin ich so feig?



Nächtig ist es überall und überall nur tausend irrende, grausige Fragen.

Ach, ich kenne unsre Erlösung!

Denn ich sehe ein Licht, ein fernes Licht und höre einen Ton, von fern einen feinen, süßen Ton.

Irgendwo seh ich ein Licht, irgendwo hör ich einen Ton und irgendwo grollt ein Wille.

O, ich kenne unsre Erlösung!

Hier glimmt das Licht! In mir! In dir!

Wenn wir wollen, hellt es alle Nächte und gebiert Millionen freudiger Farben und Formen.

Hier lebt der Ton! In mir! In dir!

Und wenn wir wollen, so jauchzt er ungeahnte, nie gehörte Melodien.

Hier grollt der Wille! In mir! In dir!

Und er ist die morgenfrische Kraft neuer, junger, knospender Sinne.

In uns drängt das unermeßliche Glück einer Offenbarung.

Wann soll es hervorbrechen?

Wann lacht es unsre Feigheit zu Tode?



Weichst du mir aus? Weichst — du — mir — aus?!!

Wohin?

Komm! Komm mit!

Weit, weit durch die Nacht! Hinauf zu den Höhen!

Den Höhen! —

Ach, Hohn! Hohn! . . .

Oben, hoch oben im weiten Zwielicht.

Hoch über den brausenden Wäldern, in der einsamen, schaurigen Frühe.

Hoch über den weißen, toten Nebeln, zwischen dem schwarzen, donnernden Grauen der Tiefen und den kalten, blassen Weiten.

Durch die frühlichtwitternde Öde geht ein Sausen, eintönig, ein weites, weites Sausen. Dumpf über Höhen und durch Schlünde.

Mein Gehör spannt sich ihm nach in alle Fernen

hinein und meine Augen starren in weiter Angst und doch mit mutiger, wollender, zorniger Lust.

Mitten hinein in diesen furchtbaren Einklang.

Das ist die „Harmonie der Sphären“.

Die Harmonie! . . .

Komm!



Dort oben die Himmel mit dem Wirrsal ihrer Weltenringe.

Ich fühle das eisige, tiefschwarze Grausen der endendlosen Räume.

Ich sehe all' die gelben Welten und höre den gräßlichen Tumult ihres Umlaufs. Jahre, Jahrzehnte, Jahrtausende und Jahrmillionen in die Unendlichkeiten hinein das gleiche und ewig gleiche kalte, blöde Sausen ihrer Bahnen.

Feuer, Wasser und alle Elemente, werdender Weltenstoff in den unerhörten Empörungen seiner zahllosen Bildungen. Wogen als weltenweite Nebel, dichten sich und lösen sich wieder und härten sich zu Welten, zeugen, gebären und verschlingen sich wieder, rasen ewig zwischen Werden und Untergang.

Wozu?

Dieses Glitzerpünktchen zu erzeugen, das das erste Licht hier auf dem grauen Gestein weckt? Oder wozu? . . .

Und hier, hier unten: immer der gleiche, tote Wechsel von Tag und Nacht, mit demselben Tumult tauber Farben, Formen und Töne? Und . . .

Ach, alte Leier!

Soll ich dich wieder und wieder und noch einmal herunterleiern?

Dummes Rätsel! Dumme Zweifel!

Wissen wir nicht unser Glück?

Wissen wir nicht?



O, ich denke, ich sitze da oben unter meinem Buchenstamm und du bist bei mir. Und du bist in mir eine gelassene Ruhe.

Und du, meine Ruhe, mein Frieden, du: leise, leise machst du die taube Welt lebendig, und mit innerlichstem Jubel seh' ich, wie das Licht wird.

Hell, hell wird es in mir von dem lieben Getön eines erwachten Vogelliedes.

Durch die grünen Gründe flötet es herauf und jubelt in der Gewißheit des nahenden Tages.

Ich schlafe, schlafe nun mit weit offenen Augen und schlafend seh' ich mit weitoffenen, lachenden Augen die große Einheit, die alles ist, die wir sind, du und ich . . .

Hinauf seh ich in die Höhe, hinein in die Breite, hinab in die Tiefe und sehe in mich hinein, wo das dreifach gedehnte einig ist, jetzt einig in einer friedevollen Einheit.

Und aus Schatten und Lichtahnungen werden Gedanken in mir und Lieder, laute, fröhliche, ausgelassene, stille, friedevolle Schlummerlieder.

Die sind nun meine Arme, meine weiten, riesenstarken Arme.

Mit denen will ich dich jetzt umfassen, und will dich an mein nun übermütiges, sonnenhelles Herz pressen. Mit denen heb' ich dich hinaus über den tausendgestaltigen Zwiespalt unserer Unrast, trotzig hinaus, hoch, hoch hinauf in einen goldigen, stillen Frieden, dich . . .



Hier sitzen wir, du und ich, in Liebe eins, und spielen, und geben dem Getümmel der Welten einen Sinn, der uns genehm ist, und der untrüglichste, fröhlichste, ausgelassenste Wahrheit ist.

Aller Welten und alles Lebens Sinn ist er, dieser kleine, dumme Sinn, den unsere spielende Liebeskraft ihm giebt und mutig drängt er sich gegen das große, schaurige Rätsel, und so muß es uns Frieden lassen, dir und mir . . .

So aber lacht unser Übermut und fabuliert:

Mit sehnenden und immer sehnenderen Bahnen kreisen die Welten, jede um einen Ursprung uranfäng-

licher Seligkeit und alle um einen, im ewigen Spiel ewigen Suchens, Findens und Verlierens.

Der blasse Mond, das stille, verlöschende Lichtwölkchen dort über den westlichen Wäldern, kreist um die mütterliche Erde in der Sehnsucht seiner Elemente nach aufflammender Vereinigung, und sie ist ihm unverweigerlich verbürgt nach unverbrüchlichen, mystischen Gesetzen.

Und die Erde um das liebe, gleißende Rund dort oben in der Sehnsucht ihrer Elemente nach aufflammender Vereinigung und sie ist ihr verbürgt unweigerlich nach den gleichen mystischen Gesetzen.

Der sehnende Zwang der Elemente aber dichtet sich in unergründlichen Mischungen, gestaltet sich und wird lebendig und seines selig-unseligen Geschickes sich bewußt in den unzähligen Generationen ungezählter Lebewesen.

In Milliarden von Krystallen formt sich ihre Sehnsucht und Seligkeit, in Kampf und Widerspiel, verfeinert sich zur ersten, dumpfen Lebensregung des Urschleims, wird Pflanze und Tier, wie die Zeitalter sich vollenden und das selige Ziel sich nähert.

Und das Tier wurde im Kreislauf der Entfaltungen erlöst zur Klarheit über sich selbst hinaus im Menschen. Und wie die Jahrtausende sich runden, werden die Elemente im Menschen durch unzählige Zeugungen hindurch zu herrlichen Erlösern, mischten und dichteten sie sich zu Confuzius und Zarathustra, zu Buddha und Christus, und alle, alle verkünden den einen Trost vom lachenden Ende, das unsterblicher Anfang ist.

Und enger und sehnender treiben und ziehen sich die Weltenbahnen gegen ihren Ursprung hin.

Neue Unruhe neuen Werdens und Erkennens.

Feiner mischen sich die Elemente und der letzten, hastenden Unrast des Erstarrenden entblühen neue, wissendere Geschlechter.

Sinn und Trost letzter, wilder Leiden, gieriger Genußwut, dumpfer, gellender Verzweiflung tod- und friede-

reifer Geschlechter und Erkenntnisse ist ein neuer Held und Heiland.

Und der wird schön sein und fein wie ein hellenischer Gott, mit weiten Sonnenaugen. Sein mächtiges Gehirn wird alle Weisheit Buddhas umspannen. Klug ist er und beweglich, ohne Falsch, gut, mild, edel, sich selbst eine Lust, ganz freudige, selbstsichere Kraft. Alle Weisheit wird in ihm zur heiteren, spielenden Thorheit eines Kindes geworden sein. Und er wird der Kaiser sein, der Kaiser einer goldigen, verjüngten Zeit . . .

Verstehst du mich? Dies große Lied und diese große Geschichte?

Unser kleines Lied und unsere kleine Geschichte ist das. Die lachende, lustige Geschichte von zwei Leuten, die sich lieb haben, von dir und mir. Und wir singen sie uns jetzt zu unserem Spaß so, und wenn wir wollen, werden wir sie morgen mit einem anderen Text singen . . .



Ich denke, ich liege nun an deiner Brust und schlummere und bin einen süßen Tod gestorben.

Mein Blut ist nun das morgenfreudige Tosen deiner Wälder. Weitgedehnte, hohe, blaue Berge in hundertfacher, freundlich wellender Bildung, tiefe, breite, grüne Thäler, blitzende Flüsse und trommelnde, donnernde Wildwasser: das alles bin ich in dir.

Meine Gedanken sind sanfte, blinkende Tautropfen, kleine, liebe, rote Blumen und unermeßliche Himmelsfernen, die entflammen in goldblauem Glanz, dunkle Wettertannen und zirpende, flötende Vogellieder, jähes Gestein mit gleißenden Rissen, umgoldet von den erwachten Lichtern der Frühe.

Mich, mich selbst seh ich mit trunkenen Augen. Klar bin ich meiner selbst mir bewußt, und mystisch verhüllt ahn' ich mich mit erschauernder Sehnsucht in meiner Unendlichkeit, in dir, als du . . .



Höher und höher hebt sich die Sonne über die blauen Wälder und wärmt und lacht und wärmt und zeugt.

Denn jetzt ist die urbestimmte Mischung der Elemente da, die, gewärmt und befruchtet von dieser Sonne und der Wärme dieser Sonnensphäre, den übermenschlichen Heiland zeugen und gebären.

Tiefes, tiefstes Geheimnis!

Und doch wie meine Hand hier auf der grauen Stammborke liegt, spür' ich es mit verstehenden, wissenden Schauern.

Und ich fühle, fühle, wie es unzählige Rinnen und Röhrchen und Poren öffnet, in Sehnsucht, in Sehnsucht der lieben Wärme entgegen, wie es giebt und aufnimmt in wonnigen Spannungen und Entladungen.



Und in mir habe ich jetzt den Trost einer unerhörten Selbstschätzung.

Meine Poren saugen die himmlische Glut ein und wie sie durch mein Blut schauert, weiht sie jetzt mich, mich zu dem Helden, der da ist und kommen soll.

Siegfried bin ich und schlage einen mächtigen, alten Lindwurm tot.

Vor mir, in mir krümmt und schlingt und windet er sich mit tausend klammernden Schwänzen und klaffenden Rachen, gebannt, gebannt von meinen lachenden Blicken.

Und wie er sich auch feige windet mit unzähligen, schlauen Listen, mir beizukommen: mir bleiben sie nicht verborgen.

Da oben das liebe Licht durchbebt mich mit einem innerlichsten, frohen Gelächter: und dieses Gelächter ist mein Schwert. Mit dem schlag' ich ihn tot, den alten, müden, verzweifelten Lügner.

Schon blinzeln seine hundert Äugelchen und immer müder werden seine Kreise und seine böse Kraft dämmert hinüber in den seligen Frieden der Einheit, der auch ihm bestimmt ist.

Mit tausend Klammern umpreßt er das arme, junge Leben, und die nennen sich ehrbar Gesetze, Institutionen, heilige Vermächtnisse, Staat, Kirche, Sitte, Ehre, Moral, Gott.

Schlau trennt er die Natur, die ewig ungeteilte, in Geist und Fleisch. Sünde nennt er die Liebe und Teufel das Weib.

Tausend schnörklige Phrasen pfaucht und dunstet er mir ins Gesicht, bläst mir tausend verzwickte Neunmalklugheiten ins Ohr und hakt nach mir mit seiner gefährlichsten Tatze, die Gewissen heißt und Pietät.

Aber ich lache und lache nur, und vor meinem Lachen vergeht er in einen dummen, blöden Dunst, vor meinem unwissenden Lachen.



Und ich sehe in ein fernes Thal.

Da lacht im weiten Sonnenglanz ein schönes Wunderland.

Noch verhüllt, leise verhüllt.

Das ist das verlorene und wiedergewonnene Paradies.

Da gehen Hand in Hand Adam und Eva im gütigen Sonnenlicht an breiten klaren Wassern über smaragdene Wiesen.

Da gehen Hand in Hand, wir beide, du und ich, im gütigen Sonnenlicht an breiten, klaren Wassern über smaragdene Wiesen.



An den stillen Wassern gehen wir hin durch den Garten. Und wir sehen alles Getier, das in den Lüften lebt und im Wasser und auf der grünen Erde, und nennen es mit neuen Namen. Und wir sehen die Menschen, und über sie erlöst, nennen wir sie mit neuen Namen und haben an ihnen unser staunendes Ergötzen. Wir sehen Bäume, Sträucher, Kräuter und Blumen und

nennen sie mit neuen Namen. Und Lüfte, Winde, Wasser, Sonne, Mond und Sterne nennen wir mit neuen Namen. Denn alles, alles ist nun anders geworden und neu, und du und ich, wir sind zwei dumme Kinder, die spielen und staunen, und gaffen und lernen . . .



Du?!

Hörst du mich durch alle deine Masken, deine thörichten Masken?

Das ist das Lied unserer Sehnsucht und unserer Ahnung.

Trüb' noch, trübe und zag.

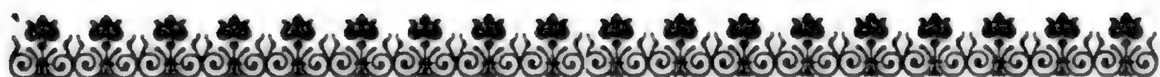
Aber ich weiß und will noch ein anderes. Das ist das letzte und höchste. Das kümmert sich nicht um Himmel und Rätsel. Das ist das Lied von den Nähen, das Lied von den enthüllten Nähen.

Wann wird seine Zeit gekommen sein?

Wann werden wir wollen?

Leise, leise kommt der Tag und mit ihm die Feigheit und die Angst und — der Zorn! —





Hans Schliepmann

Zwei Träume
(Silberne Gitter — Leben)



Silberne Gitter

Komm, mein Kleiner, ich will dir mein Sommervergnügen zeigen!

Mit spaßhaft glucksendem inneren Lachen beugte der alte Herr sich tief zu mir nieder; ich hob den Arm, so weit ich konnte, und so führte er mich wie ein ganz kleines Kind in seinen Park hinaus.

Ich wunderte mich gar nicht mehr, daß ich in diesem Parke niegesehene Bäume von den unerhörtesten Formen und Größen sah. Einzelne hatten rosiges, andere violettes Laub und goldenes oder rubingleich leuchtendes Geäst. Ein wundersames Tönen ging durch den unendlichen Raum, der von tiefdunklem Azur überspannt war. Er schien von den Blättern auszugehen, die in unbeweglicher warmer Luft rhythmische Schwingungen machten, denn das Lied buntgefiederter Vögel hörte ich wie Solostimmen aus dem unbeschreiblich süßen mystischen Chor hervorschallen. Auf dem Boden wandelten nicht nur fabelhafte Tiere friedlich durch leuchtende große Blumen nebeneinander, sondern auch schimmernde Krystalle vereinigten und schieden sich in immer neuen Formen. Durch das Laub aber bewegte sich in stillen ruhigen Bogen ein Heer leuchtender Kugeln, viele noch wieder von anderen umkreist, andere wieder sich teilend, wieder andere ineinanderfließend.

Und durch all diese Pracht sah ich einzelne nackte Menschen wandeln, die Blumen und Sterne selig betrachtend oder Blumen pflückend und Früchte essend; wenn sie aber meinen Führer erblickten, breiteten sie die Arme aus, neigten das Haupt, und von ihren Lippen flossen Lieder, heller, freudiger, wundersamer, als ich sie jemals vernommen. Aber merkwürdig; sie alle waren über und über mit Narben bedeckt, die sie doch nicht häßlich machten.

Da blitzte es silbern durch die Stämme auf. Nach wenigen Schritten standen wir vor einem dichten silbernen Gitter, so hoch, daß die höchsten Wunderbäume nicht hinüberragten. Die Stäbe funkelten und standen so dicht, daß man nur einen Finger, nicht einmal die ganze Hand hindurchstecken konnte.

Als ich hindurchblickte, gewahrte ich etwa zweihundert Schritt entfernt ein zweites ganz gleiches Gitter, dem ersten parallellaufend, und beide Schranken erstreckten sich geradlinig bis in unabsehbare Ferne.

Der Alte hob mich vom Boden und setzte mich auf seine Schulter. Ich konnte nun über das Gitter hinweg in den umhegten Raum hineinblicken. Tiefer Dünensand bedeckte den Boden; nahe den Gittern nur wuchsen Brombeeren mit unzähligen Dornen und einzelnen reifen Früchten; darunter lugten wenige kleine Himmelsaugen, Glockenblumen und Tausendschönchen hervor. Trostlos öde aber streckte sich der leichenfarbige Streifen Dünensandes bis ins Unabsehbare.

An den Gittern sah ich in kurzen Entfernungen mächtige Tafeln, darauf in blutigen Zickzacklettern unter einem rechtsweisenden goldenen Pfeile geschrieben stand: Zum Ziele!

Nun paß auf, mein Bürschlein, sagte der Alte und klatschte in die Hände.

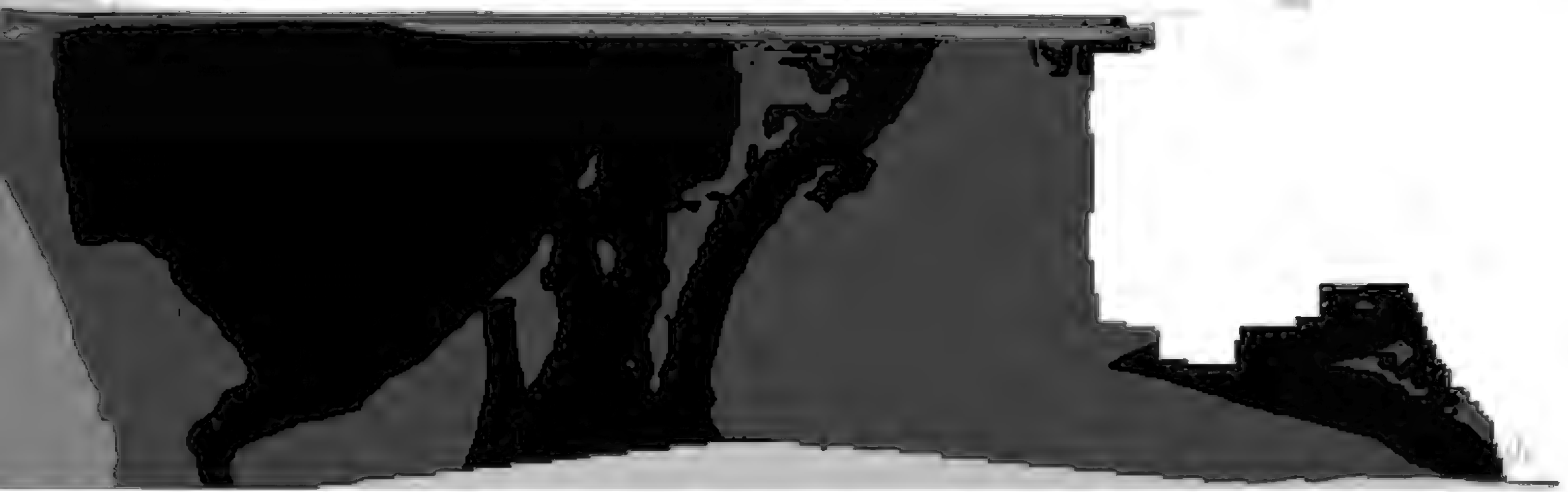
Da ward es zu meiner Linken innerhalb der Gitter lebendig. Ich hörte ein dumpfes Trappeln unzähliger Schritte und ein Keuchen und Ächzen. Eine Staubwolke erhob sich. Und nun kam es heran: Eine unabsehbare

laufende, stürzende Menge von Menschen aller Völker und Nationen. Ausdruckslos stierten ihre Augen in die Ferne, die Zunge lag ihnen trocken im halboffenen Munde; Schweiß rann aus allen Poren. Alle trugen seltsam-lächerliche schleppende Kleider, die sie am Laufe hinderten, doch mit unsäglicher Angst hielten sie die Falten um den Leib gepreßt und stampften vorwärts. Einige hatten eine abgeschmackte Kopfbedeckung, fast nach Art der Helgoländerinnen, weit vortretend, so daß sie nicht rechts, nicht links sehen konnten und mit großen Nummern vor der Stirn. Diese eilten am schnellsten, und ich merkte, daß sie überdies auch die Beine im Laufe hintenauswarfen, um gegen die Nachfolgenden auszuschlagen, während sie mit den Händen die Rockschöße der Voraufeilenden hielten. Die Getretenen aber machten es ebenso, und so bildeten sich lange Ketten, mit besonders rücksichtslosen Rennern an der Spitze.

Alle pflückten hastig im Laufe von den Brombeeren am Gitter, um den brennenden Durst zu stillen. Sie rissen sich die Hände blutig und verschmachteten doch fast. Wer sich aber das Gewand an den Dornen zerriß, den spieen die anderen an und den drängten sie zurück.

Als der Schwall der Voranstürmenden sich etwas lichtete, bemerkte ich einzelne leichter Gekleidete, die dennoch langsamer vorwärtsdrängten. Sie bückten sich häufiger zu den Brombeerbüschen hinab, und ich gewahrte, daß sie die kleinen Blumen unter jenen aufsuchten. Merkwürdig: jeder sammelte nur von einer Sorte und hielt die kleine Handvoll halbwelker dürftiger Blümchen wie den kostbarsten Schatz. Einer lächelte über den andern, daß dieser rotgerandete Tausendschönchen, jener ganz weiße pflückte. Wer aber Glockenblumen auflas, der suchte die Tausendschönchensammler mit Verachtung zu Boden zu treten, und der Himmelsaugenpflücker bemitleidete die, welche sich nach anderen Blumen bückten.

Und dann sah ich einen und wieder einen, der langsam am Gitter hinschlich, wie im Traume von ein-



zelnen Brombeeren pflückte, sie mit einer Miene des Ekels genoß, und der dann durch die Stäbe in den Park zu blicken suchte, sehnsuchtsvoll, unendlich sehnsuchtsvoll. Der und jener ergriff sogar die Stäbe und suchte an ihnen zu rütteln, und wo seine Hände sich einzukrampfen suchten, verblich das leuchtende Silber und häßliche Rostflecken traten hervor.

Auch das hatte mich nicht in Erstaunen gesetzt. Aber nun plötzlich durchrieselte es mich doch eiskalt: Einer der am Gitter Seufzenden trug meine Züge! Ich hörte ihn mit meiner Stimme rufen: Seht dort, dort draußen ist das Paradies! Laßt mich hinaus aus diesem gleißenden Gefängnis, aus dem Triebsand und Dornenkraut dieser Hetzbahn! Seht doch, durch die Stäbe! Seht doch, daß ihr gefangen seid! Seht doch die großen Blumen, die hellen Sterne, die schattigen Wunderbäume dort jenseits. Seht, daß dieses Gitter nur obenhin gleißend versilbert ist, daß es kaltes, drohendes, einschnürendes Eisen ist, das uns vom Paradiese drüben scheidet!

Aber da drangen alle, die meinen Doppelgänger hörten, auf ihn ein, rissen ihn vom Gitter und schleppten ihn in ihrer Mitte unter Schlägen und Püffen weiter: Er schmäht unsere glänzende Schutzwehr! scholl es durcheinander. Er lästert unseren Pfadweiser. Schlagt ihn! — Er faselt vom Unsichtbaren. Er wird den Halt verlieren; rettet ihn! Er will uns vom Wege abwenden; nehmt ihn in die Mitte und laßt ihn nicht mehr an unsere köstlichen Brombeeren! Hunger lehrt eilen! — Und sie schleppten mein Ebenbild, das vergebens die Hände nach dem Gitter ausstreckte und die Füße gegen den rieselnden Sand stemmte, weiter, weiter — vorüber.

Angstvoll blickte ich zu den Augen des alten Herrn auf, die lächelnd auf das Treiben zwischen den Gittern hinabschauten —: Was geschieht mit meinem Ich dort?

O, es kommt auch endlich ans Ziel. Du siehst ja, es geht weiter. Sie kommen alle ans Ziel, diese schneller, jene etwas langsamer. Aber das macht keinen Unterschied.

Wo ist das Ziel? —

Mit gemächlichen Riesenschritten wandelte der Alte nach rechts; bald hatte er auch die schnellsten Läufer in der Sandbahn überholt. Zur Rechten im wundersamen Park grüßten uns jauchzende nackte Menschen.

Wie kommen denn diese zum Ziele? fragte ich, meinen Blick voll Sehnsucht den Glücklichen nachschickend.

Die suchen es nicht. Sie scheuen die Schranken und lieben meinen Park zu sehr, um anderes zu erjagen. Sie brauchen nichts und schämen sich ihrer Nacktheit nicht, denn sie wissen, daß sie — Menschen sind — sie allein!

Aber das Ziel, das Ziel! Wozu leben diese?

Sie leben. Als Mensch zu leben ist ihr einziges Ziel, und — mich zu sehen! — Und so sorgen sie nicht um das andere Ziel, das gemeinsame. — Es ist vor dir. Siehst du es?

Ich wandte den Blick von dem Paradiese zu meiner Rechten und blickte geradeaus. —

Nie sah ich Fürchterlicheres!

Gerade vor den Gittern ragte es auf wie eine endlose senkrechte Wand, schwarz, undurchdringlich; aber ich fühlte, daß es keine Masse sei. Wie durch ein Messer senkrecht geschnitten, schied sich Tag von gähnender, eisiger, lichtloser Nacht. Abgrundtief, grenzenlos, starr und wesenlos. Und doch war mir's, als ob eine Kraft aus dem Unergründlichen mich an sich risse, unablässig, scheinbar gewaltlos, doch mehr und mehr an allen meinen Organen saugend! Zitternd und in Todesschweiß hing ich am Halse des Alten, der mit ruhigem Lächeln sagte:

Laß dich's nicht verdrießen, mein Junge. Hinter uns ist noch des Guten genug. Vielleicht kehren wir noch einmal um, ehe wir das schwarze Loch besuchen. Aber jetzt mach' Augen und Ohren auf, sonst lernst du mein Sommervergnügen nur halb kennen. Im Winter ist's Zeit genug, auszuruhen, wenn erst der Wasserstoff vor Kälte Krystalle bildet. — Hörst du nichts?

Ich raffte mich zusammen und lauschte.

Von links drang stärker und stärker das Trappeln und Keuchen der Wettläufer heran. Im Bodenlosen, Schwarzen aber erklang ein dumpfes gleichmäßiges Pochen und Stampfen, wie von den Hämmern einer Papiermühle, unaufhörlich, mitleidslos in vierfachem Takt als plappere sie: Ma-ku-la-tur, Ma-ku-la-tur.

Und jetzt nahte die atemlose, abgetriebene Schar mir zum zweitenmal. Das Ziel, das Ziel! jauchzten die vordersten mit heiserer Stimme. Seht, seht: ich bin König! — ich bin Minister! — ich bin Feldherr — ich bin Rat — ich bin ein Krösus! — rühmten sie.

Da versank der erste im Unergründlichen. Ein kurzer Schrei aus schwarzer Tiefe. Ein kurzes Knirschen der Hämmer; dann wieder gleichmäßiger Takt.

Der Große, der Große! riefen die Zurückgebliebenen bewundernd. Heil ihm! Ruhm dem Unsterblichen! Ihm nach, ihm nach! — — Und Nummer auf Nummer versank; Schrei auf Schrei klang schwach aus der grenzenlosen Nacht, und die Papiermühle knirschte.

Jetzt nahten die mit den Blumen. Fest hielten sie die welken Sträuße in den abgemagerten Händen.

Am Ende der Bahn aber stutzten sie. Zugleich erscholl wieder der Ruf der Wenigen, die das Gitter zu erschüttern suchten: Draußen ist Licht! Vor uns ist Nacht!

Die Sammler liefen an das Gitter und suchten verzweifelnd einen Ausgang. Dort zur Seite war ein Häuflein welker Blumen, wie Kehricht, vom letzten Laufe zurückgeblieben. Hastig schürften sie es mit den Füßen zusammen und drängten auf den Hügel, um vielleicht von ihm aus über das Gitter hinweg klettern zu können. Zu niedrig! —

Für uns alle! rief einer. — Euer Eigenstes für uns alle. Werft es hin, damit wir höher steigen können!

Mit verzweifelter Gebärde warfen sie ihre welken Sträuße hin, durcheinander, übereinander. Der Haufen wuchs und wuchs, und einzelne klagten: Alles wieder vermengt! Meine säuberliche Species zerdrückt, zertreten, herumgewälzt im großen Wirbel!

Die übrigen aber lachten, ein Lachen der Verzweiflung: Deine dürre Spezialität! Was gilt uns die? Alle zusammen! Drauf, drauf! —

Der Haufen wuchs. Nur wenige Fuß noch von den ausgestreckten Händen der Obersten bis zu den Gitterspitzen. Aber als ihre Tritte die Blumen zusammen-, ineinanderdrückten, jammerten sie von neuem: O meine Lebensarbeit, mein Ruhm, mein Recht! Zertreten, vernichtet! Lieber das Nichts, als das Paradies ohne das Meine! Sie ließen ab; — die Mühle knirschte aus der Tiefe.

An ihre Stelle drängten die Sehnsuchtsvollen; mit ihnen auch mein Doppelgänger.

Ihre Kleider hinderten sie am Klettern. Da riß ein Mutiger sie sich vom Leibe. Die Schar der Nummerierten, die in der Mitte der Bahn noch immer vorwärts stürzte, schrie Zeter, schlug und spie auf ihn, aber er achtete es nicht, und andere fo gten seinem Beispiel. Auch mein Ich dort unten. Und sie häuften die Kelider über dem Hügel von welken Blumen; höher und höher wuchs er, und sie rangen von neuem empor. Diesmal gelang es! Der brachte die Hände, jener die Arme, dieser wieder die Brust bis an die Stabspitzen. Auch mein Ebenbild hing schon oben auf dem Gitter und mischte seinen Jubelruf mit dem der anderen Springer.

Da hielten die Nummern im Laufe inne. Mit Wutgebrüll stürzten sie sich auf die Hängenden, ergriffen sie bei den Beinen und suchten sie niederzuziehen.

Gräßliches, markerschütterndes Todesgeschrei: Tief drangen die scharfen Spitzen in Hände, Arme, Kopf und Brust. Verzweifelnd schlugen die Gespießten mit den Fersen gegen die Verfolger, daß diese heulend zurückfuhren; wieder rangen die Mutigen sich empor, Ströme von Blut vergießend; wieder rissen neue Feinde sie hernieder, daß sich ihr ganzer Körper mit Wunden bedeckte. Höher und höher gelangten sie dennoch. Schon war mein Doppelgänger auf den Spitzen angelangt. Keuchend schwang er das eine Bein hinüber — all' seine Qual

und Angst fühlte ich mit. Da hingen sie sich mit gellendem Wutschrei an das andere Bein; ein Todesstich zuckte durch mein Herz —: aufgespießt gleich einem Insekt hing mein anderes Ich auf dem silbernen Gitter.

Jauchzend ließ die Meute ab und stürzte weiter „zum Ziele". — — —

Ich rieb die Augen und blickte um mich. — Ich saß auf dem purpurroten Moose des Gartens; vor mir stand der Alte, doch vermochte ich ihn nicht mehr anzuschauen: ein Sonnenglanz umwob ihn und strahlte, noch blendend, vom silbernen Gitter zurück. Um uns aber standen die Narbigen, die ich im Parke hatte jubeln hören. Ich kannte sie alle, alle. Herrliche, freudvolle Gesichter wandten den Blick empor. —

Löse sie, heile sie, belebe sie gleich uns! scholl es.

Und plötzlich standen die Gespießten alle diesseits des Gitters auf dem purpurnen Moose, hochaufseufzend, als ob sie ersten Lebensodem schlürften. Kein Blut klebte mehr an ihren weißschimmernden Leibern, aber ihre Narben leuchteten rubingleich. Jauchzend umarmten die Harrenden ihre neuen Gefährten; ein Klingen erhob sich, das menschlichen Ohren zu überwältigend, erdrückend erscholl. Und die hohe Gestalt des Einen beugte sich hernieder, daß der Glanz mich blendete.

Ich schloß die Augen, ohne mein Ebenbild unter den Gesundeten entdeckt zu haben, und vergrub mein Haupt im dichten Moose, damit der dröhnende Siegeschor mich nicht töte.

Ich hörte des Einen sanfte Stimme zu mir herniederlächeln: Willst du's in Wahrheit wagen? Die Bahn steht offen! Bezwinge die silbernen Gitter!

Ich aber murmelte weinend: Ich habe Angst! —

Leben

Auf hohem Ufer lag ich; Buchen rauschten über mir, Meeresrauschen, leise und gleichmäßig, tief unter mir, — und die ersten Schatten des Abends umhüllten mich ruhevoll, friedebringend.

Den Leib in welken Blättern und Farnkraut fast vergraben, den Kopf auf den Arm gestützt, tiefatmend blickte ich hinaus.

In weitem Bogen reckte sich der Strand bis drüben zum scharfgezackten Kreidevorgebirg, das grell von der untergehenden Sonne beleuchtet wurde. Zum hellen Dünensande warf in ewig gleichem, einschläferndem Takte die See ihre Schaumperlen hinauf. Um den Halbkreis des Ufers, zu den Höhen hinauf, flüsterten die Buchen wie über meinem Haupte, — eine unendliche Melodie, ruhevoll, friedebringend.

Kein Segel auf der weiten Wasserfläche, nur ein müdes, hellgraues Flimmern bis zur starren, stählernen Ferne.

Weiße Federwolken bogen sich wie Friedenspalmen über den Himmel, bewegungslos. Kein Wesen ringsum. Nur Welle und Wald atmeten im ersten milden Kusse des Abends, ruhevoll, friedebringend.

Und ruhevoll war meine Seele, gleich der Natur himmlischen Friedens voll. Weit offen standen der Sinne Thore, doch kein flüsternder Wunsch, kein verwirrendes Begehren zog ein, nur in heiligem Festzuge alle Schönheit der sonnigen Welt zu weihevollem Tempeldienste vor der Unendlichkeit. Weit offen standen der Sinne Thore, doch die einziehende Freude weckte nicht das Tier in meinem Innern. Die Leidenschaft schlief; hinter mir lagen die Kämpfe der Sinnlichkeit, das Sorgen um des Leibes gebrechlichen Bau, die, tausend üppige Wünsche durchzitternde Daseinsangst der todahnenden Kreatur. Über den Tod hinweg zur Unendlichkeit schlug mein erdentrückter Geist goldene Brücken, gleich wie der Himmel seine Federwolken herabbog bis hinter den endlosen

Horizont, und ich meinte hinüberzuschreiten, fern von Menschen und Menschenverhängnis, losgelöst vom Irdischen, furchtlos vor der verschleierten Zukunft, ohne erst in die Abgründe des Todes hinabsteigen zu müssen. Aufwärts, aufwärts — ruhevoll, dem Frieden entgegen. —

Und ruhevoll, wie Odem der Gottheit, atmeten Wald und Meer — stolz und demutvoll, sehnsüchtig und beseeligt floß mein Hauch leise hinüber in den göttlichen. — —

Hundegebell!

Näher ertönt es, und ich höre glockenhelles Lachen.

Jetzt bricht es hervor, inmitten der Bucht aus dem Buchenschatten: ein junges Mädchen, fröhlich umtanzt von zottigem Pudel. Das weiße Gewand flieht zurück von ihrer jungfräulich herben Gestalt. Langes blondes Haar umflattert die Dahinjagende.

Inmitten des Dünensandes bleibt sie plötzlich stehen. Der Hund springt weiter voran und zerrt, lüstern auf wilderes Spiel, an dem seidenen Bande, daran das Mädchen ihn zurückhält. Sie aber bleibt im Anschauen des Meeres regungslos.

Lockend springt das Tier an ihr auf. Sie lacht; doch mit verwunderlicher Hoheit wehrt sie es gleich darauf ab: — Ich will, nicht du! klingt ihre Glockenstimme.

Gehorsam duckt sich der Pudel in den wärmehauchenden Sand. Sie aber breitet die Arme dem Meere entgegen; aufatmend lösen sich ihre Lippen wie zu seligem Beten und in selbstvergessenem Anschauen weitet sich ihr tiefes, fragendes Auge.

Nun kreuzt sie die Arme über der Brust, ihre klare Stirn senkt sich, das Auge sucht die rätselvollen Tiefen des dunklen Meeres. — —

Vom letzten Sonnenlicht ist alles umflutet; nur unter den Buchen ein tiefer, warmer Schatten; inmitten des Glanzes gleich einem lichten Marmorbilde das sinnende Mädchen; zu ihren Füßen der einzige dunkle Fleck in der schimmernden Fläche: das ruhende Tier. Kein Laut, nur das tiefe, gleichmäßige Atmen des Meeres

und des Waldes, ruhevoll, friedebringend. Und jetzt der schwermütige Ruf einer Amsel: die Nacht verschlingt den frohen Sonnentag! — — —

Was aber fiel da in mein Auge? Ein Schreck faßt mich, daß ich auffahre. — Eine Änderung kam in das Bild, aber ich fühle es nur, ich sehe es nicht. Alles ruhig, leuchtend wie zuvor. — Doch! Das ist es! Dort! Hinter dem scharfen Grate des Vorgebirges schiebt sich etwas hervor! — — Nein, ich sehe nichts!

Doch, dort ist etwas! Ich weiß es, und es legt sich wie ein Alb auf meine Brust: Ich fühle nur: ein Etwas dringt herein, setzt sich mit mir in Verbindung, sieht — ja, das ist's! Es sieht! Ich fühle es, wie kalte, bohrende Augen herüberstarren, riesenhaft, versteinernd.

Und jetzt biegt es herum um die Klippe, deutlich sagt es mir jeder fliegende Nerv. — Nein, jetzt sehe ich's auch! Ich sehe es, doch nur — seinen Schatten. Einen ungeheuren bewegten Schatten, den die untergehende Sonne auf die bleiche, starre, senkrechte Kreidewand malt! Den Schatten eines riesigen verhüllten Wesens, langsam, langsam sich fortbewegend. Mein angststieres Auge versucht umsonst, den fürchterlichen Umriß zu entwirren. Ich raffe mich endlich auf, wende den Blick ab, scheu umherschauend, ob ein Segel, eine Menschengestalt drunten am Ufer mich äfft: Leblos ist alles, wie zuvor. — Langsam, lautlos schleicht der gespenstische Schatten weiter dahin am Rande des Ufers. Und ich fühle die Augen, versteinernde Augen!

Und das Mädchen? —

Sie hat sich aus ihrer Erstarrung gelöst. Ich sehe, wie sie sich zum Hunde niederbeugt, um ihn zu streicheln. Das Tier zittert. Seine Nüstern wittern angstvoll umher. Jetzt heult es markerschütternd auf.

Sie blickt um sich. Wieder tönt ihr glockenhelles Lachen:

Komm, armer Gefangener! Hier ist kein Wesen, keine Gefahr, und du bleibst unter meinem Blick: Sei frei! Genieße!

Sie löst das Seidenband und schreitet zum Strande,

ruhig, hoheitvoll dorthin, wo ein schmaler Holzsteg weit in die Flut vorspringt. Doch winselnd gräbt sich das Tier in ihre Spuren. Sie wendet sich, und es scheint mir, als ob sie wüchse, voller und königlicher würde, da sie den Finger befehlend ausstreckt und tönend ruft:

Du kriechst winselnd zusammen vor dem Unendlichen? — Hinweg! Hier ist meine Freude! —

Sie schreitet auf den Steg. — Leuchtet sie selbst oder ist es der Widerschein aus dem Wasser zu ihren Füßen? — Wieder breitet sie wie betend die Arme und steht in Verzückung.

Das Tier springt angstvoll um den schmalen Steg, läuft zurück, sieht hinauf zu den Buchen, bellt, heult, zerrt endlich am Gewande der schönen, seligen Gestalt, blickt wieder zu ihr, dann zum hohen Ufer, als wolle es jene dorthin locken. Endlich umkreist es den Steg mit ersticktem Winseln in immer weiteren Bogen.

Wieder wendet sich mein Blick zu dem Gräßlichen dort hinten am Vorgebirge.

Langsam, langsam ist der Schatten dem Bogen des Ufers gefolgt. Wie eine königliche Schleppe wallt es ihm nach, breit und dunkel bis zu dem Kreidefelsen.

Doch diese Schleppe: nein, das ist kein Schatten! das ist kein Schatten; bläulich metallisch glänzt es auf, wallt und schwillt: — Fürchterlich! Es ist das Meer! — Eine große, massige Welle, eine düstere flüssige Wand, rollt lautlos, gischtlos dem Schatten nach über das Ufer! Langsam, langsam schwillt sie näher.

Und kein Lüftchen regt sich. Die Federwolken biegen sich rosig in der scheidenden Sonne über den Himmel; goldig glühen die Buchen über dem Vorgebirge.

Doch nein! Es ist kein Gold der Abendröte! Jetzt sehe ich es deutlicher! Wo die Schattengestalt entlang gleitet, immer riesiger wachsend, da scheidet sich das grüne Laub von dem goldigen. Nicht goldigen! Es ist welkes Laub! Das grüne verdorrt plötzlich unter der Berührung des schrecklichen Schattens!

Schon regnen die Blätter lautlos kreisend vom hohen Kreidegrat herab in die schleichende Welle. — Da schwindet die Sonne — und mit ihr der Schatten. Ich will aufatmen aus der Erstarrung des Entsetzens. Aber da fühle ich wieder das Näherkommen des Unergründlichen, Unnennbaren, Unentrinnbaren, fühle die bohrenden, kalten, suchenden, findenden Augen. Und ich verfolge ihr Nahen aus dem Anwälzen der Flutwelle, aus dem Welken des Buchenkranzes um die Höhe.

Und jetzt ein fürchterlicher Ton! Der Hund hat sich in wahnwitziger Angst dem Dräuenden entgegengereckt. Sein Fell ist struppig und klebrig; zwischen breitgestellte, flatternde Pfoten ist der triefende Schwanz zurückgebogen. Aus schaumigem Rachen hängt braun die Zunge, und mit zurückgeworfenem Kopfe heult er jammernd auf. Dann bricht er im Todeskrampf zusammen.

Und die nahende Welle hat ihn verschlungen! — —

Das Mädchen aber? — —

Sie sitzt an der Spitze des Steges; noch höher erscheint sie mir, als zuvor, als könne sie sich schon an Größe dem spukhaften Schatten vergleichen. Ihre Sohlen berühren die stille dunkle Flut und ihre Hände ruhen gefaltet im Schoße. Ihr Haar leuchtet wie ein Strahlenkranz um ihr reines Antlitz und die tiefen, wundersamen, sehnsuchtsvollen Augen haften am Himmel. Silbern blinkt aus seinem dunkelnden Blau der Abendstern.

Hat sie den Ton nicht gehört? — Oder wird sie die Welle emportragen? — —

Und sie singt. Ein Himmelston, der alle meine Furcht bannt, quillt von ihrem Munde zu mir herüber, ruhevoll, friedebringend:

Meiner Füße Schemel
Ist die Unendlichkeit
Und mein spähendes Haupt
Ragt in den ewigen Äther,
Mein sehnendes Auge
Hängt an dir,
Strahlender Stern der endlosen Liebe!

Hinter mir liegt
Der Triebsand der Erde,
Hinter mir weit
Ist das Tier geblieben;
Doch meine wachsende Seele
Schwingt sich entgegen dem ewigen Glück.

Siehe, du kommst,
Strahlender Liebesstern,
Kommst als Verheißung entgegen mir.
Aber zu dir, zu dir
Über Unendlichkeiten
Soll meiner Seele
Ewige, reine, unsterbliche Kraft ...

Ein Entsetzensschrei! Ein dumpfer Schlag, als ob ein schwerer Hammer prangende Glieder zermalmte.

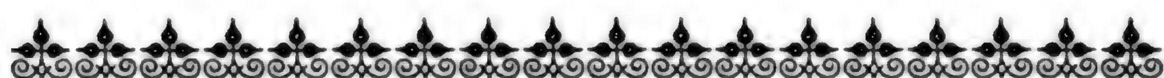
Hingestreckt lag die Vernichtete. Das Rätselvolle, Furchtbare hat sie erreicht. Und die dunkle Flutwelle rollt schweigend um sie herum; über ihr glänzt stumm und ernst das kalte, suchende, findende, überweltliche Auge. Da wankt die Flutwelle. Ein Wirbel kreist um die Hingesunkene und reißt sie hinab in die unergründliche Tiefe. —

Schwarz wurde es vor meinen Blicken. Noch einmal sah ich das schreckliche Auge, — sah es, wie es mich suchte. In meinem Ohre dröhnte es: morgen dir!

Dann sank ich zurück in tötlichem Schauer. — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Und ich erwachte. Die Sonne leuchtete. Kinder spielten am trockenen Strande. Die Buchen der Höhen grünten bis zum fernen Kreidevorgebirge; die Vögel sangen. Ich — hatte Hunger! — — — Und doch! Und doch: morgen dir!





Heinz Tovote

Ein Nickel — „Trommelklang“



Ein Nickel

Eine ganz harmlose Geschichte

„Eine—h—Zehnpfennig—h—Marke—h!“

Ein kleines neunjähriges Mädchen im braunen, vielfach geflickten Kleidchen, mit blonden, durch ein schwarzes fettiges Band in einer Flechte zusammen gehaltenen Haaren, steht vor dem Postschalter und holt tief Atem, als sie den Satz endlich herausgekriegt hat. Der Beamte hat sie erst mit einem barschen Na! anfahren müssen.

Ihre schmutzigen Finger drehen krampfhaft das Fünfzigpfennigstück herum, das dabei schon ganz warm geworden ist.

Sie nimmt die Marke und die vier Nickel von dem Schalterbrett. Der Postbeamte hat das Fenster wieder zugeschoben. Dann faßt sie ihr kleines dreijähriges Brüderchen bei der Hand und zieht es mit hinaus auf die Straße.

Unter den vier Zehnpfennigen ist eine neue blanke Münze, ein Nickel, glänzend wie Silber. Er ist frisch aus der Münze gekommen, und das Kind zeigt das schimmernde Stück dem Bruder, der seine Hände danach ausstreckt und gierig ausruft: „haben! . . haben!“

Aber sie schüttelt den Kopf, hebt ihn auf den Arm, und klettert mit ihm die vier steilen Treppen des Hinterhauses hinauf, wo die Mutter eifrig beim Plätten ist, so daß eine stickige, dumpfe Luft in der niederen Stube mit ihren kahlen Wänden herrscht.

„Ach, Muttchen, schenk mich den blanken Froschen.“

„Erst steckste den Brief in 'en Kasten. Laß Karlchen man hier.“

„Kriej' ich den Froschen — ja? Ich dhun auch in de Sparbüchsen.“

„Da hast'en — du Giere! Nu aber mach'!“

Sie nimmt den Brief und den Nickel und läuft die Treppen hinunter, immer die letzten drei Tritte hinunterspringend.

Sie hat den Brief in den Kasten gesteckt, und ist einen Augenblick versucht, als sie an einem Chokoladeautomaten vorüberkommt, sich ein Packet zu kaufen.

Doch da thut ihr der blanke Nickel leid, und sie läuft weiter.

Den ganzen Tag hat sie ihn in Händen. Einmal ist er verschwunden, und sie fängt an zu heulen. Dann findet sie ihn in der Kleidertasche, wo er sich verkrochen hatte.

Am Abend wird er in die Sparbüchse gesteckt. Und nun ist er vorläufig vergessen. —

Acht Tage später sucht die Mutter nach kleinem Gelde und öffnet die blecherne Sparbüchse, die ein Schilderhaus darstellt, vor dem ein Soldat Wache steht.

„Ach Mutter, mein blanker Froschen,“ jammert das Kind, und guckt in das Häuschen.

„Is er das? — Der is ja janich mehr blank!“

Das Geldstück ist blind geworden, weil das Kind es den ganzen Tag in seinen schmutzigen, schweißigen Händen gehabt und so weggelegt hatte.

Und ohne weiter zu klagen, läuft sie zum Kaufmann und bezahlt damit ein Pfund Salz. Es ist ja jetzt ein Nickel wie jeder andere.

* * *

Der Nickel liegt mit hundert Leidensgefährten in der Schieblade des Tresens. Er ist nur noch ein ganz klein wenig glänzender als seine Brüder.

Im Laden steht der Kaufmann und ein siebzehnjähriger Lehrling mit struppigen, roten Borstenhaaren und großen, vom Frost aufgesprungenen Händen. Als der Herr den Laden verläßt, taucht gleich eine dieser großen, blauroten Hände mit den schwarzrissigen Fingerspitzen in die Schieblade, und blitzschnell ist der Nickel in der dunklen Tasche des Lehrlings, wo er schon einige vorfindet und zwar in Gesellschaft von einem verrosteten Messer, einem Stummel Wachslicht und zwei Schlüsseln, gegen die er laut klirrt, weil es ihm in der dunklen Behausung nicht gefällt. Und er setzt das Klirren so lange fort, bis der Kaufmann aufmerksam wird.

„Was haben Sie denn da in der Tasche?"

„Oh nichts — gar nichts!"

„Was? Nichts? Zeigen Sie einmal her. Aha, dachte ich es mir doch. Also gestohlen wird hier. Na warte, Bürschchen!"

Eine Stunde später ist der Vater des Lehrlings da, ein alter braver Schuster, der vom Himmel bis zur Erde fleht, daß sein Junge nicht der Polizei ausgeliefert wird.

Dieses Mal soll es noch so hingehen.

Der alte, etwas bucklige Schuster sieht durch seine große Brille den armen Nickel so verdächtig an, als ob es Gift sei, das gute Geld.

Bis zum Abend bleibt das Geldstück auf dem Tische liegen, dann streicht es der Kaufmann ein, und eine halbe Stunde später ist der Nickel in einem Cigarrengeschäfte, während der Kaufmann sich über die dafür erstandene Cigarre ärgert, die nicht brennen will, und sich als ein völlig ungenießbares Kraut erweist.

* * *

Der Nickel hat nicht lange Ruhe bei Löser und Wolf. Zehn Minuten später schon ist er in der Hand eines Herrn, der ihn beim Wechseln erhält und dessen Dame draußen inzwischen wartet.

„Veilchen, schöne Veilchen! Rosen, mein Herr! Ein Bouquetchen für die Dame? Schöne Rosen!“

„Geben Sie mal eins her.“

„Dreißig Pfennig das Sträußchen.“

Das Blumenmädchen auf der Friedrichstraße, mit ihrem abgehärmten Gesichte, das Hunderte von Pockennarben schmücken, überreicht der jungen Dame, die sich etwas fern von ihr hält, die Veilchen und legt das Geld, unter dem der Nickel ist, in die kleine Holzschachtel, die in dem Moose, mit dem der breite Bastkorb ausgepolstert ist, ruht.

Dann geht sie in die Französische Straße und füllt sich an dem Droschkenhalteplatz am Brunnen ihre kleine, rote Blechkanne mit Wasser, um die Blumen zu bespritzen.

Sie hat nur noch drei Bouquets. Und sie setzt sich auf die Steine vor ein Schaufenster. Eine Kollegin hockt sich zu ihr, und sie zählen ihr Geld.

Ein alter Mann kommt mit einem Korbe voll Blumen, der Vater, der zu dieser Zeit neuen Vorrat bringt. Er nimmt den Korb und einen Teil des Geldes mit.

* *
*

Eigentlich ist er schon ein bißchen angedufelt.

Das gehört zu seinen Gewohnheiten, von denen er niemals abweicht. Den Hut, der einmal braun gewesen sein kann, hat er im Nacken sitzen. Es sieht aus, als ob der Hut sowohl wie die Schultern des Rockes mit Moos überdeckt seien.

In der Linken schlenkert er den leeren Korb.

Nun bleibt er vor einer Destille stehen, schwankt ein paarmal nach vorn, um sich jedesmal mit einem gewaltsamen Ruck wieder emporzurecken, legt den Zeige-

finger an die Nase, als ob die Sache noch der Überlegung bedürfe, und folgt dann willenlos seinen Beinen, die nach vorwärts schlenkern, gerade in die Thür der Schnapsbudike hinein.

Er setzt sich an den weißgescheuerten Holztisch, auf dem allerhand nasse Kringe von großen Weißen, Bier- und Schnapsgläsern sich abzeichnen, mit Streichhölzern, Cigarrenstummeln und Käserinden untermischt.

Dann sucht er in seiner Tasche, findet den Nickel, der ganz bleigrau aussieht, dreht ihn im Lichte ein paarmal hin und her und legt ihn mit gewichtigem Nachdrucke auf den Tisch, mitten in ein kleines Meer umgeschütteten Bieres.

Dann setzt er mit zitternden Fingern das große Glas Nordhäuser an den Mund und stürzt die Hälfte hinunter.

* * *

Der Nickel hat sich in eine Ecke des aus grünangestrichenen Gazedrahts gefertigten Geldkorbes verkrochen, und hier bleibt er liegen, bis am Abend Kasse gemacht wird, und er nun die Nacht über in einem Häufchen mit neuen Genossen, neben vielen anderen gleich hohen, sauber rangierten Geldrollen zubringt.

Am anderen Morgen nehmen die fettigen Finger der Wirtin die Rolle, und er wird nach der Markthalle getragen, wo er in die noch fettigeren Finger einer Fleischersfrau gerät, die ihn in ihre große lederne Geldtasche steckt und dieser dann noch einen derben Schlag mit der flachen Hand versetzt, als wollte sie sagen: das liebe Geld.

Ein zierliches, blondes Dienstmädchen mit einem schmalen Gesicht und einer hohen schwächlichen Stimme, die wie das Summen einer Biene zu den brutalen Rachentönen der Fleischersfrau klingt, erhält mit ihrem Pfund Filet den Nickel, den sie in einem zierlichen Porte-

monnaie in der kleinen Tasche der steifgestärkten, blendendweißen Latzschürze heimträgt, indem sie den Mittel- und Zeigefinger der linken Hand kokett in das Täschchen gesteckt hat und den Ellenbogen recht spitz nach außen streckt, während sie am anderen Arme den kleinen weißen Marktkorb trägt.

Zu Hause muß sie der gnädigen Frau genau vorrechnen und das Geld wieder abliefern, das in eine Schieblade zu dem übrigen Wirtschaftsgelde eingeschlossen wird.

Zuvor aber nimmt die gnädige Frau ein paar kleine Münzen zu sich und steckt sie in ihr Geldtäschchen. Es ist gut, wenn man für den Fall kleines Geld hat.

* * *

Die Vormittagssonne liegt über der Stadt. Das Grün der Bäume scheint noch einmal so licht als sonst.

Eine Equipage kommt unter den Linden vom Brandenburgerthore her.

Die gnädige Frau in ihrem hellen, theerosengelben Kleide lehnt vornehm in dem dunkelblauen Fond des Wagens. Sie hat einen Besuch gemacht.

Jetzt will sie bei Gerson eine neue Robe besehen, deren Schnitt ihr so sehr gerühmt ist, sie soll entzückend sein, geradezu entzückend.

Aber zuvor giebt sie dem Kutscher einen Wink, und der Wagen hält an der Friedrichstraßen-Ecke bei Kranzler. Die gnädige Frau eilt die drei Stufen hinauf in die Konditorei und kauft ein halbes Pfund gebrannte Mandeln. Sie schwärmt für gebrannte Mandeln.

Man kann ihr das Zehnmarkstück nicht gleich wechseln. Die gnädige Frau pflegt nie anders zu zahlen; jetzt aber sieht sie sich gezwungen, das Geld abzuzählen. Es ist sehr unangenehm.

Und ihre Finger entnehmen ihrer Geldbörse unter anderen Münzen auch den Nickel.

Dann sitzt sie wieder im Wagen; ein wenig heimlich schiebt sie eine Mandel nach der anderen zwischen

ihre roten Lippen, und die kleinen scharfen Zähne knuppern lustig drauf los.

Mit ihren schlanken, weißen Fingern sucht sie die bräunlichen Zuckermandeln aus, nachdem sie eben erst den Nickel damit angefaßt hat, der gestern der Rocktasche eines Bezechten entnommen wurde, um einen fuseligen Nordhäuser damit zu bezahlen.

* * *

Am Nachmittag kommt der Nickel in die Hände eines alten Herrn, der seit zehn Jahren täglich auf der schmalen Terrasse vor Kranzler seinen Kaffee trinkt, und der ebenso regelmäßig am Abend zum Bier geht, und den Nickel so zum Pschorr bringt, wo ihn um Mitternacht ein Student, der mit Freunden dort lustig gezecht hat, auf sein letztes Zweimarkstück mit noch einem kleinen Zwanzigpfennigstück herauskriegt, das er dem Kellner als Trinkgeld hinschiebt, nachdem er anfangs versucht war, ihm alles zu geben.

Jetzt steckt er den Nickel ein, sein ganzes Vermögen. Hoffentlich kommt morgen von zu Hause Geld, sonst giebt es ja auch gute Freunde — die nur leider selbst nicht viel haben.

Vor dem Lokal trennt man sich. Er allein geht nach Norden. Das Café Bauer schimmert verlockend. Aber ach, mit zehn Pfennig ist nichts zu wollen.

— Ein paar Heiße, Herr Doktor!

Er schüttelt den Kopf und sieht den Mann mit seiner weißen Schürze und dem weißen Blechkasten, in dem die warmen Würste brodeln, verdächtig an. Um diese Jahreszeit Wurst, brrr —

Die Friedrichstraße entlang zieht ein Obsthändler seinen Wagen mit Apfelsinen, Weintrauben, Äpfeln und Birnen. Das kann ihn noch weniger locken.

Er geht weiter durch die blau-weißen Fluten des elektrischen Lichtes des Centralhotels, des Franziskaners, des Café Monopol bis zur Spree, zur Weidendammerbrücke.

Oben auf der Brücke bleibt er stehen und sieht hinunter auf das schwarze leblos scheinende Wasser, auf den großen Personendampfer, die riesigen Schlepper und die vielen Obst- und Sandzillen, die an den Seiten verankert liegen.

Über die Stadtbahnbrücke fährt ein Zug, die Lichter schieben sich vorüber wie in einer Laterna magica, und der Zug verschwindet in dem Bogen des Friedrichstraßen-Bahnhofs. — Er sieht ihm nach und geht weiter.

— Kauft — Streich — höl — zer!..

Eine weinerlich klagende Singstimme neben ihm.

Ein alter Mann mit grauzotteligem Barte, einen kleinen Kasten mit Streichholzschachteln an einem Riemen vor der Brust tragend, humpelt auf zwei Krücken an ihn heran.

— Kauft — Streich — höl — zer!..

Er zieht jeden Vokal singend aus.

Der Student sieht ihn einen Augenblick an, dann greift er in die Tasche und giebt dem Manne seine ganze Habe, sein Letztes, den Nickel; und ohne die dargereichte Schachtel zu nehmen, geht er in die Nacht hinein, vor sich hinpfeifend, den Hut schief gerückt. —

Der Alte will das Geldstück in seiner Brusttasche verbergen, als ein junger Bursche von zwanzig Jahren vor ihn tritt, einer jener Nichtsthuer, die des Nachts die Straßen unsicher machen.

Er ist angetrunken und faßt den Alten am Arm und lallt, er solle ihm Geld geben, er müsse sich ein Nordlicht kaufen.

Der Alte weigert sich, dem Menschen, seinem Sohne, der ihn täglich so auszuplündern pflegt, den Nickel zu geben, den er fest umkrampft hält.

Der rohe, betrunkene Bursche sucht ihm das Geld zu entreißen. Sie kommen ins Ringen, da gleitet dem alten Mann die Krücke aus, er stürzt und schlägt mit dem Hinterkopfe gegen das eiserne Geländer, tief aufächzend.

Menschen kommen, der Bursche macht sich aus dem

Staube, während jene den Gestürzten umstehen. Ein Wächter kommt dazu, und nach wenigen Minuten bringt man den Blutenden auf die Sanitätswache.

Als der Arzt den offenbaren Schädelbruch genauer konstatieren will, sieht er, daß es mit seiner Kunst hier zu spät ist, und er läßt dem Toten für heute seine Ruhe. —

Der Nickel aber, der die Ursache der Blutschuld gewesen, ist zu Boden gerollt, und durch eine Bretterspalte der Brücke mit einem kleinen Plumps in die Spree gefallen, wo er im tiefen Schlamme liegen bleibt; vielleicht um bald einem Baggerarbeiter in die Hände zu kommen, oder aber um in späteren Jahrhunderten von einem anderen Geschlechte wieder ausgegraben zu werden und als kostbarer Fund seinen Platz in einem Altertumsmuseum zu erhalten.



„Trommelklang"

Skizze

Eine drückend schwüle Hitze lagert schon am Vormittage über der Stadt.

Die Kastanien des Hofgartens lassen ihre breitschattenden Blätter schlaff hängen. Seit Wochen liegt der feine graue Staub darauf, den der warme Morgenwind von der Straße aufwirbelt, und den kein Regen bis jetzt wieder abgewaschen hat.

Ein paar Sperlinge baden sich in dem heißen Straßenstaube und fliegen dann zankend auf, um in proletarierhaftem Dünkel vom Dache der Residenz ihr Geschrei über den Wagen, der sie verscheucht hat, ertönen zu lassen. —

Das alte Weib in Männerstiefeln, trotz der Hitze ein gelbes Tuch um den Kopf gewunden, mit ihrem Männerhute und dem hundertfach geflickten, durch Regen und Sonne völlig farblosen, schlichten Rocke, hat einen Augenblick mit ihrem Straßenkehren aufgehört, um den Wagen vorüberzulassen.

Dann wirbelt sie weiter den Staub auf; denn alles Wassersprengen vermag nicht, ihn der trockenen Gluthitze zu berauben.

Die Sperlinge kommen wieder auf die Straße herab und zanken sich um frischgefallenen Pferdedünger; und glühendheiß prallt die Morgensonne von dem ausgedörrten Erdboden zurück. —

Ein fernes, leises Rollen läßt das alte Weib mit dem runzligen Gesichte und den abgemagerten, farblosen Händen, die den Stiel des Besens umklammern, aufhorchen.

Ist es Militär oder nur ein fern hinrollender rasselnder Wagen? —

Es klingt näher und näher. Es ist Trommelwirbel, der seltsam dumpf in diese brütende Morgenhitze hinein tönt.

Nun biegen die Tamboure um die Ecke und schwenken in das Arkadenthor des Hofgartens ein.

Der Tambourmajor senkt seinen Stab, beschreibt wagerecht die Schwenkung, schwingt ihn zwei- dreimal elegant im Kreise und weist dann mit der Spitze in die neue Richtung.

Wieder geht es geradeaus, während er leicht bei jedem Schritt den Takt angiebt.

Hinter ihm drein schnurgerade die Sektionskolonnen des Bataillons, das vom Exerzierplatze in die Kaserne einrückt.

Der Tambourmajor giebt das Schlußzeichen, die Trommelwirbel verstummen, die Musik fällt ein, und der Schritt wird sofort stramm und energischer. Es gilt, vor dem Einrücken noch einen guten Parademarsch zu machen. —

Das alte Weib ist beiseite getreten, dem Hofgarten zu, wo die überhängenden Zweige der Bäume einen spärlichen, nutzlosen Schatten spenden.

Sie sieht die Musiker an sich vorüberziehen, die Stabsoffiziere auf ihren müden Pferden vorüberreiten, — dann kommt die Kolonne.

Den Soldaten perlt der Schweiß an den sonnenverbrannten, braunen Schläfen herab und mischt sich mit dem von den schweren Stiefeln in dichten Wolken aufgewirbelten grauen Staube, daß die Gesichter unter den Helmen noch wilder aussehen.

Auf den Stiefeln, den Pickelhauben, auf den Schultern und den Gewehrläufen liegt dicht der feine, farblose Staub.

Und boshaft dringt er in die Augen ein, in Nase und Mund, daß die Kehle noch trockener wird, als sie schon von der Hitze ist, daß die Zunge am Gaumen klebt.

Gleichmäßig geht es im Marsche fort, eins — zwei, eins — zwei. —

Das alte Weib stützt sich auf den Besen.

Schlampig genug sieht sie aus neben dem Militär. Das gelbe Sonnentuch fällt ihr über die Augen, unter dem ein paar wirre, graue Haarsträhne sich hervorstehlen, und den großen schmutzigen Hut hat sie tief in das runzelige Gesicht gezogen.

Der Rock hängt zerfetzt an ihr herum; Sonne, Regen und Schnee haben die Farben längst ausgezogen. Die hohen Stiefel sind schiefgetreten und jappen an den Seiten weit auf, daß Schmutz und Nässe eindringen können.

Ein Bild von Not und Verkommenheit. —

Aber wie das Militär jetzt in festem Gleichtritte mit straffer Haltung vorüberzieht, leuchtet es in den alten, tief in ihren Höhlen liegenden, entzündeten Augen auf: ein Blitzstrahl der Erinnerung.

Sie sieht sich wieder, wie sie vor vielen, vielen



Jahren, zuerst vom Lande herein in die Stadt als Magd gekommen.

Ihr erster Schatz war Gefreiter gewesen.

Wie stolz war sie an dem freien Sonntage mit ihm ausgegangen, wie hatte ihr die schmucke bunte Uniform gefallen.

Er hatte ihr versprochen, sie zu heiraten, und sie hatte nicht gezögert, ihm zu glauben und alles für ihn zu thun.

Täglich zählte sie die Zeit ab, wann er frei kommen würde.

Als endlich die drei Jahre vorüber waren, ging er in sein Heimatsdorf, nur auf kurze Zeit, wie sie meinte.

Sie wartete, daß er wiederkommen werde, wie er versprochen. Sie schrieb Briefe auf Briefe. Aber er kam nicht, und antwortete nicht einmal. —

Ein paar Jahre später heiratete sie einen kleinen Handwerker, einen Tapezierer, der für ihre Herrschaft gearbeitet, und den sie so kennen gelernt hatte.

Den ersten hatte sie allmählich vergessen. Sie hatte sich zu trösten gesucht.

Bald aber wünschte sie sich in ihre alte Stellung zurück, denn sie hatten um das tägliche Brot oft bitter zu ringen.

Ein Mädchen und zwei Buben kamen, und die verlangten was. Aber sie wuchsen auf, stark und rüstig.

Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, zogen sie mit ins Feld.

Wie stolz war sie, die beiden in ihren schmucken Uniformen zu sehen.

Sie dachte nicht an die Gefahren, die ihnen drohen konnten. —

Sie standen beide in einer Kompagnie, und beide fielen sie an einem Tage. — —

Der Krieg war beendet. Die Sieger kehrten heim. Ihre Buben waren nicht dabei. Sie schliefen in fremder Erde.

Ihr Mann begann zu kränkeln. Das Geschäft ging schlecht, und Not und Elend mehrten sich täglich. —

Eines Tages wurde sie ihrer letzten Stütze beraubt. Ihre Tochter lief aus dem Hause und kehrte nicht wieder. Sie hatte eine Liebschaft mit einem Offizier angefangen, und war auf und davon gegangen.

Sie hörte später einmal wieder von ihr, aber sie machte keinen Versuch, ihr nachzuforschen. Es war ihr gleichgiltig.

Wenn sie zurück gekommen wäre, sie hätte sie jetzt höchstens wieder aus dem Hause gejagt. —

Dann eines Tages starb ihr Mann, und nun stand sie ganz allein in der Welt.

Eine Zeitlang hielt sie sich kümmerlich hin, dann mußte sie ihre Wohnung verlassen. Sie wurde daraus vertrieben.

Sie war alt und ungeschickt geworden, zu nichts mehr zu gebrauchen, außer um die Straßen zu kehren.

So verdiente sie sich nun mit dem Besen ihr Brot.

Die letzte Kompagnie ist an ihr vorübermarschiert.

Am Eingange der Hofgartenkaserne sind die Spielleute eingeschwenkt, und der Parademarsch ist abgenommen. —

Die Trommeln wirbeln zu der lärmenden Musik, wie ein grollendes Murren.

Ein Wagen kommt aus dem Thore der Residenz gejagt. Beinahe hätte er das alte Weib überfahren, das noch immer auf den Besenstiel gelehnt im hellen Sonnenschein ihre Vergangenheit durchträumte. —

Die Musik ist verstummt. Dort um die Mauerecke verschwindet die glitzernde Schlange.

Die zusammengelaufenen Menschen strömen wieder auseinander.

Die Alte aber ballt plötzlich die Faust und sendet dem letzten Manne, der gerade noch um die Ecke zum Kasernenhofeingang biegt, einen unverständlichen Fluch nach.

Sie weiß selbst nicht, weshalb.

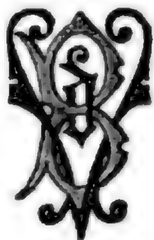
Dann greift sie wieder zum Besen und fegt rechts und links, voller Groll, daß der graue Staub hochaufwirbelt; unermüdlich kehrt sie im glühenden Sonnenbrande weiter, bis sie einmal selbst vom Besen des Todes auf den allgemeinen Kehrichthaufen gefegt wird. —



Papier von Fritz Abel jun., Berlin W.
Druck von Oscar Brandstetter, Leipzig.

Verein der Bücherfreunde

Vorstand
Martin Greif Hermann Heiberg
Otto von Leixner
Alexander Baron von Roberts
Ernst von Wolzogen



Geschäftsleitung
Schall & Grund
Verlagsbuchhandlung
Berlin W. 62
Kurfürstenstraße 128

Satzungen

Zweck

Der „Verein der Bücherfreunde" bezweckt die Vereinigung aller Freunde einer guten, gediegenen, litterarischen Unterhaltung und stellt sich zur Aufgabe, seinen Mitgliedern eine Reihe hervorragender Werke der zeitgenössischen deutschen Litteratur — nicht Übersetzungen — zum billigsten Preise zugänglich zu machen.

Beitritt

Mitglied kann jedermann werden; auch Ausländer. Ausgeschlossen sind nur: Leihbibliotheken und zu geschäftlichem Zweck betriebene Lesezirkel.

Der Eintritt kann jederzeit geschehen, verpflichtet aber für mindestens ein Vereinsjahr, das jeweils am 1. Oktober beginnt. Die schon erschienenen Bände werden alsdann nachgeliefert.

Jede Buchhandlung nimmt Anmeldungen entgegen und vermittelt auch die Zusendung der Veröffentlichungen.

Erscheinungsweise

Es erscheinen im Laufe des Jahres in regelmäßigen Zwischenräumen acht in sich abgeschlossene Werke, zusammen mindestens 150 Druckbogen zu je 16 Seiten stark. Sie bestehen zum größeren Teil in unterhaltender, belletristischer, — zum andern in allgemeinverständlich-wissenschaftlicher Litteratur.

Die Bestimmung der Reihenfolge und etwaige Änderungen hierin behält sich die Geschäftsleitung vor.

Beitrag

Der vierteljährliche Beitrag beläuft sich auf 3 **Mk. 75 Pf.** (= 2 Gld. 25 Krz. oder 5 Fr.) für die geheftete Ausgabe — vorauszubezahlen — und auf 4 **Mk. 50 Pf.** (= 2 Gld. 70 Krz. oder 6 Fr.) für die gebundene Ausgabe. Der Beitritt verpflichtet jedoch für das ganze Jahr.

Weitere Zahlungen sind nicht zu leisten.

Die Veröffentlichungen werden einzeln auch an Nichtmitglieder abgegeben; jedoch nur zu erhöhten „Einzelpreisen".

Das deutsche Publikum aus der Leihbibliothek heraus an ein eigenes Bücherbrett zu gewöhnen — war der leitende Gedanke bei der Gründung des Vereins — und vor allem auch: die Anlegung eigener kleiner Büchereien von guten und gediegenen Werken mit thunlichst geringen Kosten zu ermöglichen. Es muß unserem Volke, nicht bloß denen, die sich den „Luxus" gestatten können, Bücher zu kaufen, zum Bedürfnis werden, die Werke nicht nur seiner Klassiker, sondern auch seiner zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller zu kennen und um sich zu haben. Gute Bücher sind die besten Freunde.

Es haben sich dem Verein im Laufe der zwei Jahre seines Bestehens beinahe

Zwölftausend Mitglieder

angeschlossen. Ein seltener, schöner Erfolg, der zur Genüge beweist, daß der Gedanke der Gründung ein richtiger und zeitgemäßer war, der aber auch notwendig war, um das Unternehmen lebenskräftig zu halten.

Die Geschäftsleitung hat keine Mühe und kein Geldopfer gescheut, auch für den am 1. Oktober 1893 beginnenden

neuen dritten Jahrgang

wiederum eine Reihe vortrefflicher Werke erster deutscher Schriftsteller zu erwerben, nicht Übersetzungen, wie zu betonen ist, sondern sämtlich Originalarbeiten — obgleich es bekanntlich zu den großen Seltenheiten gehört, daß ein Schriftsteller von Bedeutung auf den vorherigen Abdruck seiner Arbeit in einer Zeitschrift verzichten kann, ehe dieselbe als Buch erscheint. Der Jahrgang wird wie bisher wieder

acht Bände

im Umfang von 150 bis 160 Druckbogen zusammen bringen und zwar zu dem ausnehmend geringen Preise von

vierteljährlich nur Mk. 3.75

für die geheftete und Mk. 4.50 für die gebundene Ausgabe.

Den feststehenden **Inhalt** der acht Bände dieses neuen dritten Jahrgangs bilden:

Hančička, das Chodenmädchen. Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge von **Maximilian Schmidt.** Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 5,75.

Der Roman spielt in der Jetztzeit und schildert in ebenso spannender, zum Teil hochdramatischer als buntbewegter Weise den eigenartigen Volks- und Landescharakter der Choden, eines alten Volksstammes der böhmisch-bayrischen Waldgebirge, der sich bis heute noch mit seinen früheren Sitten und Einrichtungen erhalten hat.

Norddeutsche Erzähler. Novellen von **Wilhelm Jensen** (Alt-florentinische Tage), **Heinrich Seidel** (Die silberne Verlobung), **Julius Stinde** (Martinhagen, eine Erzählung abseits der Heerstraße). Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Der Band schließt sich in freier Folge an die im zweiten Jahrgang erschienenen Novellen von Heiberg und Konrad Telmann an, bildet jedoch wie dieser ein völlig selbständiges und abgeschlossenes Ganzes.

Johann von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert von **Johannes Renatus.** Einzelpreis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 4,75.

Auf Grund eingehendster Quellenstudien giebt das Werk eine höchst lebensvolle, anziehende und feincharakteristische Schilderung aus der Zeit der Reformation, jenes ersten großen Aufsturms deutschen Wesens und Wollens. Luther, Dürer, Pirckheimer, Vischer — alle treten in greifbarer Plastik und Anschaulichkeit vor das Auge des Lesers.

Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten von **Prof. Dr. Hippolyt Haas.** Zweiter, in sich abgeschlossener Teil mit 163 Abbildungen. Einzelpreis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 4,75.

Bildet die Fortsetzung zu dem im Januar 1893 erschienenen ersten Teil und behandelt nicht minder klar und interessant wie dieser die verschiedenen einschlägigen Kapitel. Beide Bände sind vollständig für sich abgeschlossen: I. Abschnitt: Gebirgsbildung und Erdbeben. II. Abschnitt: Sedimentärgestein; Tier- und Pflanzenwelt der Vorzeit und ihre Entwicklung im Laufe der geologischen Perioden; Archäische Ära; die Fossilien oder Versteinerungen; Paläozoische Ära; Mesozoische Zeit; Kanäzoische Pflanzenformen und Tiergestalten; Sedimentärformationen, mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands. III. Abschnitt: Von der diluvialen Eiszeit in Nordeuropa und vom diluvialen Menschen.

Neuland: Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Mit Beiträgen von: Otto Julius Bierbaum, M. G. Conrad, Anna Croissant-Rust, Max Dreyer, Franz Evers, Cäsar Flaischlen, Hanns von Gumppenberg, Max Halbe, Heinrich Hart, Julius Hart, Otto Erich Hartleben, Wilhelm Hegeler, Karl Henckell, Peter Hille, Maria Janitschek, Detlev von Liliencron, John Henry Mackay, Willy Pastor, Carlot Gottfrid Reuling, Paul Scheerbart, Johannes Schlaf, Hans Schliepmann, Heinz Tovote; herausgegeben von **Dr. Cäsar Flaischlen.** Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 5,75.

Dieses Sammelbuch soll unserem Leserkreise die Kunst und die Kunstbestrebungen unserer jüngeren deutschen Schriftsteller vermitteln. Der Herausgeber hat sich eine möglichst sorgfältige Auswahl angelegen sein lassen, jedoch mit völliger Wahrung der Eigenart und der

besonderen litterarischen Physiognomie der einzelnen Dichter. Das Buch wird allgemein großes Aufsehen erregen.

Die Geisterseher. Humoristischer Roman von **Fritz Mauthner.**

Mauthner wendet sich in diesem Roman mit all seinem Humor und mit prächtiger Satire gegen die Narrheit unserer Spiritisten und Geisterrufer und entwirft mit drastischer Anschaulichkeit eine große, höchst spannende und unterhaltende Entlarvungsscene.

Laienpredigten für das deutsche Haus von **Otto von Leixner.** Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen.

Leixners allgemein bekannte und beliebte, auf schärfste Beobachtung und auf vielseitigstes Wissen sich gründende Darstellungskunst kommt in diesen „Laienpredigten" aufs Glänzendste und Liebenswürdigste zum Ausdruck. Ein fein-ironisierender Humor, wie ihn nur wenige besitzen, führt ihm die Feder, wie schon der Titel zeigt, und macht dieses „Predigtbuch" zu einer höchst anregenden Lektüre.

Aus dem Hexenkessel der Zeit. Frauenschuld und Frauengröße von **Luise Westkirch.**

Ein moderner Roman großen Stils, der der Verfasserin zahlreiche neue Freunde und Verehrer zuführen wird.

Die Veröffentlichungen
des
Ersten Jahrgangs 1891/92

Todsünden. Roman von **Hermann Heiberg.** Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 5,75.

Die Post . . . der Roman bietet eine ganze Galerie prächtig gezeichneter Persönlichkeiten, ebenso ganz meisterhafte Schilderungen der Natur und Gegenden, und er ist so weit von dem schmutzigen Realismus, der jetzt wuchert, entfernt, daß man ihn mit Vergnügen lesen wird . . .

Aus Mitleid und andere Novellen von **Alexander Baron von Roberts.** Einzelpreis geh. Mk. 5,50; geb. Mk. 6,25.

Neue Züricher Zeitung: Das ist doch einmal ein Schriftsteller mit einem Gesicht und einer Haltung; und zwar verrät das Gesicht Geist und die Haltung Vornehmheit und Charakter. Wir empfehlen diese Sammlung als eine Unterhaltungslektüre für Weltleute, die das Fühlen nicht verlernt haben.

Seelenanalysen. Novellen von **Max Nordau.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Kölnische Zeitung: Diese Erzählungen haben nicht, wie man vermuten könnte, etwas pessimistisch Zugespitztes oder paradox Verwegenes an sich. Sie vereinen vielmehr feine Lebensbeobachtung mit gesunder Folgerichtigkeit und geben der geistigen Klarheit der Stoffbehandlung den vergoldenden Schimmer poetischer Darstellungsweise.

Aus Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung von **Dr. Theodor Jaensch.** Einzelpreis geh. Mk. 3,75; geb. Mk. 4,50.

Kreuz-Zeitung: Auf Grund reichen Wissens erhebt sich des Verfassers Anschauung zu dichterischer Auffassung der Mutterarbeit der Natur im Bau des Weltalls, um dann, getragen von solch idealem Zuge, durch einzelne Bilder und Schilderungen aus dem Pflanzen- und niederen Tierleben die Naturerkenntnis zu fördern.

Carriere. Roman von **Olga Wohlbrück.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Hamburgischer Correspondent: Der Roman zeigt tiefe seelische Kraft und herzgewinnende Schönheit. Der Leser wird es sicherlich kein überschwengliches Lob nennen, wenn wir behaupten, daß die Verfasserin zu den geistig kraftvollsten und hervorragendsten deutschen Romanschriftstellerinnen unserer Tage gezählt werden muß.

Fliegender Sommer. Geschichten von **Ludwig Ganghofer.** Einzelpreis geh. Mk. 5,50; geb. Mk. 6,25.

Schwäbischer Merkur: Man hat bei dem Buche stets die Empfindung, mit einem echten Dichter zu gehen, der aus dem Vollen schöpft, und dem es an dem schönsten und passendsten Ausdruck für die reich emporquellenden Bilder seiner Phantasie nirgends fehlt.

Zwei reiche Frauen. Roman von **M. von Eschen.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Altonaer Tageblatt: Schilderungen und Charaktere haben Leben und Farbe, das Leben in unserer guten Gesellschaft ist mit scharfem Blick erfaßt, und so wird das fesselnde Buch viele und dankbare Leser finden.

Vom grünen Wasser. Seegeschichten und Schilderungen von **Johannes Ziegler.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Die Nation: Ein Hamburger Kind, das seit Jahren zu den Größen des Wiener Feuilletons gezählt wird, sammelt in diesem Bande eine Reihe seiner feinen Marinestücke. Seine Besonderheit sind Stillleben, Stimmungsbilder, die in ihrer Kraft und Kunst durchweg selbständiges Gepräge an sich tragen. Alles in allem will die schöne Sammlung weit lieber gelesen und genossen, als beredet und gelobt sein.

Zweiter Jahrgang 1892/93

Das Leben auf der Walze. Roman von **Wolfgang Kirchbach.** Mit 10 Vollbildern auf Kupferdruckpapier von Georg Koch. Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 5,75.

Die Kreuzzeitung: „Was beim ersten Eindruck von drastischem Humor erfüllt, lediglich interessant und originell erscheint, ergreift uns bei näherer Betrachtnng mit tiefem und herzlichem Mitleid. Alle diese „armen Teufel" und „geflickten Burschen" sind verlorene Söhne unseres Volkes und gehören zu uns."

„Töte sie!" Roman von **Balduin Groller.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Als Gegenstück des Kirchbachschen Romans eine lebenswahre Schilderung aus den höchsten Gesellschaftskreisen Wiens, voll schönen Humors, bezaubernder Anmut und Schalkhaftigkeit, zugleich spannend in seinem Aufbau, meisterhaft in der Charakteristik.

Wiener Litteraturzeitung: Um es gleich vorweg zu sagen: Ein ganz herrliches Buch!

Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Skizzen aus der Entwicklungsgeschichte unseres Planeten von Prof. **Dr. H. Haas.** I. Teil. Mit 55 Abbildungen. Einzelpreis geh. Mk. 4,—; geb. Mk. 4,75.

Kieler Zeitung: Der gebildete Laie muß an dem Werk sein besonderes Wohlgefallen haben, da die Auswahl des Stoffes, deren Schwierigkeit nicht zu verkennen ist, eine sehr glückliche ist.

Pfarrer Streccius. Roman von **E. Eschricht.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Berliner Neueste Nachrichten: . . . Was aber der ganzen Darstellung ihren Reiz und ihr Aroma giebt, wenn der Ausdruck gestattet sein soll, das ist das offenbar unverfälscht getreue Lokalkolorit, ist die ganze lebensvolle Schilderung esthnischen und finnischen Volkstums. Das episodische Kapitel von der Dorfhochzeit im Hause Tolki ist eine wahre Perle dieser Art und läßt erkennen, wie genau und intim die Verfasserin den Boden kennt, auf dem sie ihre Erzählung spielen läßt.

Der Telamone. Roman von **Fedor von Zobeltitz.** Mit 77 Textzeichnungen von Friedr. Stahl. Einzelpreis geh. Mk. 6,—; geb. Mk. 7,—.

Leipziger Tageblatt: . . aus dem Treiben auf der Rennbahn, den Salons der großen Gesellschaft und hinter den Coulissen — in allem spürt man den Atem voller Lebenswahrheit, und das Kontrastreiche des Gesamtbildes erhöht selbstverständlich noch das Interesse an demselben. Auch gedankliche Vertiefung ist dem Werke nicht abzusprechen. Gegen 100 Illustrationen verleihen dem Buche noch einen besonderen Schmuck.

Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman von **A. Schneegans.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

St. Galler Blätter: . . . Kallia Kypris ist ein Roman, der sich den besten Leistungen getrost an die Seite stellen darf. Aufbau, Ausführung, Sprache: alles ist aus einem Guß. Herrlich gezeichnete Gestalten sind es, die hier vor unsern Geist treten und uns in ihrer Plastik nötigen, mit ihnen zu kämpfen, zu leiden und zu jubilieren. Dem Verein d.. Bücherfreunde auch für diese neue Gabe wieder herzlichen Dank.

Das Sternenzelt. Von Prof. **Dr. C. Titus.** Mit 70 Abbildungen im Text und drei doppelseitigen Karten. Einzelpreis geh. Mk. 5,—; geb. Mk. 5,75.

Das Werk wendet sich ausschließlich an den naturwissenschaftlichen Laien, um ihn zu gedankenvollerer Betrachtung der Welten über uns anzuregen, betont aber vor allem die geschichtliche Entwickelung und Ausbildung der astronomischen Grundanschauungen.

Norddeutsche Erzähler. **Das Schicksal auf Moorheide** von **Hermann Heiberg** und **Ruggiero, der Brigant** von **Konrad Telmann.** Einzelpreis geh. Mk. 3,—; geb. Mk. 3,75.

Es bedarf keiner besonderen Empfehlung dieses Buches. Die Namen der beiden Verfasser bürgen für den Wert der beiden Novellen, in denen jeder von ihnen eine vollgiltige Probe seines reichen Könnens giebt.

☛ Einzeln können die Bände der beiden ersten Jahrgänge auch an Mitglieder des neuen Jahrgangs nur zu den beigesetzten Einzelpreisen abgegeben werden.

Wir empfehlen die vollständigen Jahrgänge zum Preise von Mk. 15.— für die geheftete, und Mk. 18.— (in besonderem Kästchen Mk. 20.—) für die gebundene Ausgabe als vornehme, schöne, reichhaltige Geschenkwerke, die überall große Freude bereiten werden.

